Paed. Pr. 1693 (17

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Jugend-
Bibliothek
17

16 BG

Jugend-

Bibliothek.

Fortgesetzt

von

Franz Seraph Häglsperger.

Siebenzehntes Bändchen.

Mit einem Kupfer.

München, 1836.

Bei Jakob Giel.

Wd.
150. B.

Seite 166.

Joh. Voltz delin. Jos Hutter sc. Augsb.

Hülfe durch Hülfe

Samenkörner
für
Tugend und Wohlfahrt.

Eine
Sammlung belehrender Geschichten
und
Erzählungen,
herausgegeben
von
Franz Seraph Häglsperger.

Mit einem Kupfer.

München, 1836.
Bei Jakob Giel.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhalt.

Seite

1. Innocenz 1
2. Der Bettler 55
3. Der Kaliph und der Bauer 63
4. Die Feuersäule 65
5. Die Brieftasche 68
6. Der Mantelsack 76
7. Die Matrosentochter 84
8. Ritter Hugo von Drachenburg und sein Sohn . . 108
9. Der arme Handwerksgeselle 122
10. Wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten . 129
11. Die Christnacht 137
12. Hülfe durch Hülfe 166
13. Rosalie, oder die Kraft des kindlichen Gebetes . . 173
14. Die gerechte Vergeltung 208
15. So lohnt man Böses mit Gutem 211

Seite

16. Rettung eines kleinen Kindes 216
17. Ulrich V., Graf von Buchhorn 223
18. Der reiche Mann 235

Anhang.

Seite

1. Der edelmüthige Richter 249
2. Der interessirte Frager 251
3. Merkwürdiger Zufall im Kriege 252
4. Rechtschaffenheit 253
5. Wohlthätigkeit 254
6. Der edle Königssohn 254
7. Die Gabe des Königs 255
8. Aurengzeb 256
9. Edelmuth 257
10. Der beschämte Prahler 258
11. Bestrafter Undank 260
12. Treue und Untreue gegen das Vaterland . . . 261
13. Der Bittgang 263
14. Väterliche Liebe 264
15. Der Lebende unter den Todten 265

Seite

16. Strafe für eine edle Handlung 267

17. Wie Gott oft um der Frömmigkeit eines Einzigen willen das Leben Vieler verschone 268

18. Ein Maienkäfer macht Antons Glück 277

19. Der Menschenfreund 279

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

1.

Innocenz.

„Wie die Liebe —
So die Gnade;
Wie die Gnade,
So die Kraft.“

Mein Leben neigt sich zum Ende; die Haare meines Hauptes werden bleicher und spärlicher von Tag zu Tag; die welken Hände zittern mehr und mehr, die Füsse wollen nimmer tragen den alten müden Leib; Alles, Alles verkündigt mir die frohe Botschaft, daß ich bald seyn werde bei Gott, meinem barmherzigen Herrn und Vater, und bei dir, o Innocenz, den ich so sehr geliebt habe.

Ja, ich habe viel geliebt auf Erden; ich habe Gott geliebt, meinen Herrn und Seligmacher, mit der Kraft meines sündigen, schwachen Herzens, und wenn meine Liebe lau und unrein gewesen ist, so möge mir gnädig verziehen werden um der ewigen Liebe dessen, der für die Sünder sein Leben am Kreuze geopfert hat. Ich habe Vater und Mutter geliebt, Schwestern und Bruder, und ihnen willig gethan, was sie von dem Sohne und dem Bruder verlangten. Ich habe meine Mitmenschen geliebt, doch keinen von ihnen mehr, keinen inniger, als dich, o mein Innocenz! Deine Freundschaft, deine Liebe war mein Glück, war meine Freu=

Staatsbibliothek München

de in den Wüsten Afrika's, mein Trost in den Leiden einer harten Gefangenschaft, war meine Erquickung in der friedlichen Einsamkeit dieses stillen Klosters. Ja, o Innocenz, ich habe dich geliebt mit all der Kraft und der Liebe meines Herzens; und wenn ich zuweilen fürchtete, es möchte diese meine Liebe zu innig, zu heiß seyn, und darum dem Herrn mißfallen, so tröstete es mich auf der andern Seite wieder, daß es gerade Er war, der uns so wunderbar zusammengeführt, und zu solch inbrünstiger Liebe vereinigt hat. Ja, die Welt soll es erfahren, wie wir uns geliebt; sie soll erfahren die Reinheit und die Unschuld deines Herzens, die Glut, womit du Christum unsern Herrn und Heiland umfangen, sie soll wissen von deinem Glauben, in dem du alles überwunden hast, was die Welt ihren Kindern Schönes und Reizendes gibt: Alle, Alle sollen es wissen, wie du in diesem Glauben, in dieser Liebe zu Jesu, dein Leiden, deinen Tod, aber auch deine Seligkeit gefunden hast. Darum habe ich in meinen alten Tagen dem Sterben nahe, niedergeschrieben, was uns begegnet, damit jeder sich erbaue, einen gleichen Glauben, eine gleiche Liebe zu Christo gewinne, und einen Freund suche, so treu und liebend, wie du mir gewesen bist, o Innocenz!

So will ich denn beginnen im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit.

I.

Weniges nur will ich von mir selber schreiben, und dieß Wenige nur darum, damit die Menschen meine Liebe zu dir, o Innocenz, eher begreifen lernen. Es ist ja der Mensch zum Lieben geschaffen; das ist jedem fühlenden Herzen klar, und zeigt sich am schön-

sten in dem Kinde. Welches Kind liebt nicht, und wer liebt mehr, als das unschuldige Kindlein? Kaum geboren, noch in der Wiege liegend, sucht es mit sehnsüchtigem Auge die Mutter; verlangend streckt es die Aermlein aus nach dem Gegenstand seiner Liebe. Wie lebt nicht Alles in ihm, wie regt sich nicht Alles, hört es die Stimme seiner Lieben oder sieht es ihr freundliches Antlitz! Wie liebevoll hängt es nicht an Alles, was es umgibt! Wie rührend sind nicht seine treuherzigen Liebkosungen, womit es seine Zärtlichkeit, seine Anhänglichkeit zu bezeigen sucht! Sein unschuldig Lallen, seine freundlichen Blicke, sein eifriges Streben, mit den Aermlein seine Lieben zu umfassen, und an ihrem Herzen zu ruhen, drückt nur zu sehr das Gefühl seiner Seele aus. Wie bebt es scheu zurück, wie klagt es betrübt, wenn sich ihm Jemand mit einer unfreundlichen, feindseligen Miene naht! Wie viele Mühe kostet es dann, das zutrauungsvolle Hingeben, die heitere Liebe des zarten Gemüthes wieder in ihm hervorzurufen, die es so liebenswürdig, so wahrhaft zu einem Engelsbilde macht! Wohl dem Kinde, das für seine reine zutrauungsvolle Liebe mit gleich treuer sorgsamer Liebe belohnt wird; denn davon hängt das Glück oder Unglück seines Lebens; und wenn so viele Menschen zu Grunde gehen, so geschieht es blos darum, weil sie als Kinder nicht die rechte Liebe gefunden haben. —

Ach, auch ich hatte die rechte Liebe in den Kinderjahren nicht gefunden. Mich liebten Vater und Mutter; doch die mütterliche Liebe, die vor Allem dem Herzen des Kindes so wohl thut, genoß ich nur kurze Zeit. Die Mutter starb noch, ehe ich zwei Jahre alt war. — Ruhe sanft, o liebste Mutter; auch dich hoffe

ich wieder zu sehen! — Der Mutter Tod war ein schweres Unglück für mich; kein kleines für meinen Vater, der ein kleines Rittergut an den Ufern der Donau von dem Herzog zu Schwaben zu Lehen hatte. Die stille Genügsamkeit der Mutter, ihr freundliches Gemüth hatte meinem Vater hinreichenden Ersatz für die lärmenden Freuden und Bankete der benachbarten Ritter gewährt. Ihre verständige Häuslichkeit hatte das geringe Einkommen des Gutes, welches gerade hinreichend war, uns, drei Knechte und zwei Mägde zu ernähren, gemehrt, und sie sogar in den Stand gesetzt, einen kleinen Nothpfenning zurückzulegen. Denn unter ihren Händen war Alles gut gerathen. — Jetzt wurde Alles anders; ich ward der Pflege einer treuen, aber alten und mürrischen, Magd übergeben. Mein Vater, um den Gram um sein theueres Eheweib zu lindern, nahm an den Jagden und Festen der benachbarten Ritter Antheil und lud sie bald selber in die eigene Burg. Feste und Tafeln wurden jetzt in der Burg gegeben, die vorher nur Ruhe und Stille gekannt hatte. Dieß konnte nicht lange dauern, ohne daß nicht das kleine Gut meines Vaters Schaden gelitten hätte. Um mit Einemmal reich zu werden; ehelichte er ein reiches Fräulein aus Tyrol. Sie hatte ihn schon früher gekannt, und vor der Heirath mit meiner Mutter ihm ihre Hand angetragen; sie brachte ihm freilich Geld und Gut, aber auch Sorgen und Kümmerniß in Menge zu. —

Noch kann ich mich deutlich ihres Einzuges in die väterliche Burg erinnern; noch steht Alles vor meinen Augen. Mein Vater, mich an der Hand, erwartete an der Pforte des Schlosses die Braut, welche prachtvoll geschmückt, von ihren Frauen begleitet, auf ihrem

Zelter einherzog. Stolz erwiederte sie die Begrüßung des Vaters; scheu und bebend trat ich auf des Vaters Geheiß näher, und drückte ihre Hand an meine Lippen; kalt küßte sie mich auf die Stirne. »Willst du mir auf Wort nnd Wink folgen, Eustach?« fragte sie mit ernstem, strengen Ton. Ich antwortete erschrocken nur mit Thränen. »Was soll dein Weinen bedeuten, Knabe?« rief sie erzürnt; »was hab' ich dir gethan?« »Entschuldigt,« bat mein Vater jetzt; »Ihr seht, es ist ja noch ein Kind, das Euch heute zum Erstenmal sieht.« — »Ja wohl ein Kind, und zwar ein sehr thörichtes, erwiederte sie; doch an diesem Tag soll Alles vergeben seyn.« Ich bebte; mein Herz überschlich eine böse Ahnung der Zukunft; wohl auch die Seele des Vaters mochte von ihr ergriffen worden seyn. Ach, sie hatte uns nicht getäuscht.

Gleich nach der Hochzeit mußte die Burg, welche meiner neuen Mutter zu klein, zu ärmlich schien, niedergerissen und prachtvoll aufgebaut werden. Ihr Reichthum setzte sie in den Stand, Feste zu geben, die an Pracht und Herrlichkeit ihres Gleichen nicht hatten, und weit und breit von vielen Gästen besucht wurden. Geräusch und Jubel tönte überall im Schlosse; nur Ein Kämmerlein war still und ruhig; es war das meine, wohin ich und die alte Martha, meine Pflegerin, verbannt worden waren. Traurig und schmerzlich sah ich von dem Fenster herab auf die glänzenden Ritter, die reichgeschmückten Knappen und die schönen Frauen, die alle so fröhlich waren, und von denen ich so manche kannte. Ich durfte mich ihnen nicht nahen, wollte ich nicht von der Stiefmutter gescholten, und wegen meines Betragens, über dessen Rohheit und Ungezogenheit sie sich bei Allen beklagte,

zurück gewiesen werden. — Um den Hausfrieden zu erhalten, mußte mein Vater schweigen; nur selten besuchte er mein Kämmerlein; dann aber zeigte er mir seine alte väterliche Liebe, die mich reichlich für alles Ungemach entschädigte.

Nach zwei Jahren wurde meinem Vater ein Sohn geboren. Wie freuten wir uns Alle, ich gewiß nicht am wenigsten. Als das Knäblein von der heiligen Taufe aus der Kapelle des Schlosses getragen wurde, schlich ich mich aus meinem Kämmerlein, um mein Brüderlein sehen zu können; ich herzte und küßte es im Uebermaß meiner Freude vielleicht zu sehr, daß es klagend schrie. Da eilte Elsbeth, der Mutter Kammerfrau, aus ihrem Gemache und gab mir Ruthenstreiche für meinen Ungestüm. Wie weh that mir dieß; ich hatte es so gut gemeint. Ich durfte jetzt lange mein Brüderlein nicht sehen, das ich so lieb hatte, und wenn man mich auf mein Bitten zu ihm ließ, so geschah es immer nur unter strenger Aufsicht und mit dem scharfen Verbot, es nicht zu berühren. Als ob ich meinem Brüderlein hätte etwas zu Leide thun können!

Nach der Geburt des kleinen Joseph schien der Mutter Widerwillen gegen mich zuzunehmen. Mein Vater, der mit jedem Tag mehr und mehr ihren Launen unterthänig wurde, wagte es nur schüchtern von Zeit zu Zeit Vorstellungen ihr zu machen, und sie um ein liebevolleres Betragen gegen ein Kind zu bitten, das ihr nichts gethan, und dem sie Mutter zu werden so feierlich versprochen hatte. Aber Alles war vergebens; die Vorstellungen und die Bitten des Vaters wurden eben so kalt und bitter zurückgewiesen, als meine kindlichen Liebkosungen, womit ich das Herz dieser harten Frau zu gewinnen dachte. Sie wußte, daß sie Herr

im Hause sey, und ließ es uns Allen fühlen. Sie gebar meinem Vater noch drei Töchter. An Joseph und an ihnen hing ihr Herz und ihre Seele. Sie wurden älter, auch ich; allein mit jedem Tage mehrte sich jene unnatürliche, feindselige Spannung zwischen uns Geschwistern, welche die Mutter gepflanzt hatte, und fortdauernd nährte. Sie wurden prachtvoll gekleidet, indessen ich mit einem leinenen Kittel zufrieden seyn mußte; sie aßen an den Tafeln der Eltern, und nahmen Antheil an jenen üppigen Festen und Gastmählern, denen ich nicht nahen durfte, weil ja meine Sitten im Auge der Stiefmutter noch immer ungeschliffen und roh waren. Dagegen mußte ich mit den Knechten und mit Robert, dem Jäger, essen, welchem ich jetzt zur Aufsicht übergeben worden war. An den Spielen und Erheiterungen der Geschwisterte durfte ich keinen Antheil nehmen, damit ja mein bäurisches Wesen der Feinheit und dem Anstande ihrer Sitten keinen Schaden brächte. Ja, es ward ihnen sogar geboten, mit mir so wenig als möglich Gemeinschaft zu pflegen; und doch war ich, und wollte so gerne ihr Bruder seyn. — Anfangs glaubte ich, durch verdoppelte Anstrengung mir die Liebe meiner Geschwisterte zu erwerben. Ich that Alles, was ich ihnen an den Augen absehen konnte; kein Baum war mir zu hoch, den ich nicht erstieg, um ihnen die Frucht davon zu bringen; ich bebaute ihr Gärtlein, goß ihre Blumen, ich brachte lauernd Tage und Nächte in den Wäldern zu, um für sie Vögel zu fangen. Es schien mir Anfangs auch zu glücken; allein meine Liebe, meine Bemühung konnte nicht aufkommen gegen die unbesiegbare Abneigung jener Mutter, die mit bösem Willen und feiner List die unselige Spannung bald wieder zu erneuern wuß-

te. Brachte ich ihnen eine Gabe, so war es viel, wenn sie dankten, wenn sie nicht gar dieselbe mit spöttischen Worten zurückwiesen. Dennoch hörte ich nicht auf, ihnen alle Gefälligkeiten zu erweisen, die in meiner Macht standen; allein bald mußte ich sehen, daß sie mich, ihren ältern Bruder, nur als ihren Diener ansahen; sie glaubten mir befehlen zu können, was ich nur aus gutem Willen gethan hatte. Sie fanden es leicht, mit mir zu streiten, über mich zu spotten; sie hatten ja immer Recht; ich niemals; ihnen wurde Alles nachgesehen, an mir das kleinste Versehen strenge bestraft. Ich fühlte es mehr und mehr, daß ich gedemüthigt, erniedrigt werden sollte in der Achtung Aller, welche uns umgaben. Das that mir weh, im Innersten der Seele; das konnt' ich nicht ertragen; tief betrübt zog ich mich zurück. Oft warf ich mich an die Brust meines Vaters und suchte dort Trost und Hilfe; aber ach, er litt wie ich; ich drängte meinen Schmerzen zurück, um nicht den seinen zu vermehren. Scheu und finster wurde jetzt meine Gemüthsart; mit Leidenschaft warf ich mich auf die Jagd; der Forst schien meine Heimath zu werden; Niemand klagte darüber, Niemand hinderte mich.

Mein Gefährte auf diesen Streifereien war Lambert, Roberts Sohn, der um diese Zeit zu seinem Vater zurückgekehrt war. Heiter, fröhlich, oft bis zur Unbesonnenheit, verscheuchte mir seine scherzhafte Laune gar oft den Trübsinn, der nicht von mir weichen wollte. Bald wurde ich ihm von Herzen gut; wir hatten Alles mit einander gemein. Freude und Leid; und als ich ihn einst beim Baden vom Ertrinken rettete, da fiel er mir um den Hals, nahm Gott zum Zeugen, daß er ewig hiefür mir dankbar seyn wolle. — Ach, er blieb es nicht.

Eines Abends gingen wir ermüdet mit schlechter Beute nach Hause. Lambert hatte alle Bolzen verschossen; ich lieh ihm einige von den meinen. Als wir gegen das Ende des Waldes kamen, sahen wir einen schönen Vogel ruhig und furchtlos durch die Dämmerung daher fliegen. Es schien mir, als sey es der Lieblingsfalke meiner Mutter, den sie mit großer Mühe höchst zahm und ihr ganz ergeben gezogen hatte, so, daß er gar ausflog und mit seiner Beute allemal wieder zurückkam. Trotz meiner Warnung schoß Lambert auf den Vogel; er stürzte, sank zwar, erhob sich aber wieder und flog durch das Dickicht des Waldes fort, ohne daß wir ihn sehen konnten.

Meine Ahnung hatte mich nicht getäuscht. Des andern Tages Morgens fand meine Mutter ihren treuen Liebling, blutend, todt, meinen Bolzen in der Brust, vor dem Fenster ihres Gemaches. Im höchsten Zorn ließ sie mich — seit langen Zeiten wieder das Erstemal — rufen, und warf mir Bosheit und Rachsucht vor, die sie aber auf das Strengste bestrafen würde. Ich betheuerte erschrocken meine Unschuld, allein mein Bolzen stack in des Falken Brust, und schien mich Lügen zu strafen. Da berief ich mich auf Lambert. Auch er wurde gerufen. Er kam, bleich, zitternd — und läugnete. Mein, nicht sein Bolzen (man konnte sie nur zu deutlich unterscheiden) haftete in der Wunde des Falken und schien für ihn zu zeugen. Wie ward mir, als ich den Freund meines Herzens, auf dessen Treue ich Felsen gebaut hatte, so treulos mich verrathen sah. Ich schaute auf Lamberts bleiches, zitterndes Antlitz und er dauerte mich. Wohl wußte ich, daß die Mutter ihn sammt dem Vater und der Mutter augenblicklich vom Dienste und vom Schlosse gejagt hätte. Dieß hatte

sie schon früher bei einer andern Gelegenheit gethan. Zum Unglück war mein Vater abwesend; ich sprach kein Wort mehr zu meiner Vertheidigung, duldete, daß man mich Lügner und Verläumder schalt, und ließ Alles über mich ergehen. Ich bekam harte Schläge, acht Tage lang mußte ich bei Wasser und Brod büssen für fremde Schuld. —

Als mein Vater zurückkam, hörte er mit Zorn und Mißmuth den ganzen Vorgang. Er sah ein, daß meines Bleibens bei der Stiefmutter nimmer länger seyn dürfe. »Eustach! Eustach! sey getröstet,« rief er, als ich an seinem väterlichen Herzen meinen Gram ausweinte; du wirst hier nicht länger leiden dürfen. Du kennst den ehrwürdigen Pater Norbert, willst du zu ihm ins Kloster? »Mit Freuden,« war meine Antwort; denn nur so konnte ich hoffen, des ewigen Quälens und Neckens meiner Stiefmutter ledig zu werden, und zur Ruhe und zum Frieden mit ihr und meinen Geschwistern zu kommen.

Ich war 15 Jahre alt, als ich in das Kloster trat, das mir Ruhe, Frieden, Frömmigkeit und Wissenschaft geben sollte. Pater Norbert, der Novizenmeister, nahm sich meiner an, mit aller Liebe seines frommen christlichen Gemüthes. Wie wohl that seine zarte, schonende Liebe meinem wunden Herzen! wie bald verschwand jene Bitterkeit, die fortdauernde Lieblosigkeit meinem Gemüth geschlagen hatte. Ich lebte wieder auf; ich sah, daß es auch noch außer meinem Vater Menschen gebe, die mich wahrhaft liebten. Doch auch dieser Liebe konnte ich mich nicht lange erfreuen. Pater Norbert starb an einer bösartigen Krankheit, die er beim Krankenbesuch geerbt hatte. Pater Agilus trat an seine Stelle. Norberts edle, mittheilende

Liebe kannte er nicht. Streng und ernst, wie er war, betrachtete er den Gehorsam als die erste und höchste Tugend, und begehrte ihn deßhalb auf das genaueste und pünktlichste von jedem seiner Schüler und Untergebenen unbedingt. Unablässig übte er uns in dieser schweren Tugend, übte er uns in Mühe und Anstrengungen, die unserm Körper nicht minder, als unserm Geiste auferlegt wurden. Mich und noch Einen der Novizen, Anselm genannt, nahm er in besondere Obhut; vielleicht mochten wir ihm nicht gut empfohlen worden seyn; er hielt uns vor Allen strenge: wir mußten mehr arbeiten und mehr entbehren als die Andern. Pater Agilus hielt besonders viel auf das Fasten, das er selber gewissenhaft hielt, und auch Andern und uns auferlegte. Wir aber konnten uns damit nicht sehr befreunden, am wenigsten Anselm, der, früher an gut Essen und Trinken gewöhnt, vom Fasten ein abgesagter Feind war. Daher gewann ich bald seine Freundschaft, als ich ihm Speisen, die ich mir selber vom Munde abgespart, heimlich zusteckte. Dieß blieb mir nicht unvergolten. Anselms List und Schlauheit fand bald Mittel, sich das Fasten zu erleichtern. Im Sommer besuchte er nächtlicher Weile die Obstbäume des Gartens; auch zur Speisekammer wußte er gar oft den Zutritt zu finden, und die Knechte des Klosters gaben heimlich dem Nimmersatten gar oft, was ihnen übrig blieb. Stets theilte er dann mit mir, was er auf diese Weise sich verschafft hatte, obgleich ich ihn bat und dagegen warnte. Das konnte in der Länge dem wachsamen Auge des Pater Agilus nicht verborgen bleiben. Es kam auf; Anselm wurde gestraft und ich mit ihm, weil man wußte, wie sehr er an mir hing. Doch Anselm ließ das Mausen nicht;

ihn konnten weder meine Bitten und Vorstellungen, noch die nachdrücklichen Ermahnungen und Strafen des Pater Agilus bessern.

Einstmals — es war die Nacht vor meinem neunzehnten Geburtstage — saß ich bei dem Scheine meiner Lampe in der Zelle, um eine schöne kostbare Handschrift der heiligen Schrift abzuschreiben, die mir Pater Agilus anvertraut hatte. Da trat zu meinem großen Erstaunen Anselm herein. Weg mit der Schreiberei, sprach er mit fröhlicher Miene, und stellte zwei Flaschen Wein auf das Tischlein — laß uns dein Geburtsfest feiern. Vergebens bat ich den Unbesonnenen, in seine Zelle zurückzukehren. Er, wohl von früher genossenem Wein erhitzt, wollte auf keine Bitten und Vorstellungen achten und warf im Eifer des Gespräches die Lampe um, daß über die Handschrift das Oel floß und sie in Feuer setzte. Erschrocken suchten ich und Anselm die Flamme zu löschen; allein das Feuer griff um sich und erreichte das Strohbett. Ich rief in der Angst meines Herzens um Hülfe; entsetzt, wie unsinnig sprang Anselm über die enge Treppe hinab, fiel — und brach das Genick. Ach, noch ist es mir, als hörte ich jenen dumpfen Wehelaut, der mein Herz mit schrecklicher Ahnung durchschnitt. Des Feuers wurde ich Meister, ehe noch Hülfe kam. Aber wie wurde mir, als Anselm, mein Freund, bleich, todt zu mir getragen wurde; ich sank ohnmächtig an seine Seite nieder.

Das Kloster suchte diesen Trauerfall zu verheimlichen; die nächste Folge davon war, daß ich meinem Vater zurückgesandt wurde. Mit beklommenem Herzen, in düsterer Stimmung, trat ich die Heimreise an. Der Stiefmutter Zorn fürchtete ich weniger, als den Gram des Vaters. Anselms Bild schwebte mir im-

mer vor Augen. Ich war mir nichts Böses bewußt; gerne war ich bereit, Alles zu dulden; allein es stand vor mir, Mißhandlungen nimmer zu ertragen.

Doch wider alles Vermuthen empfingen mich Vater, die Geschwisterte, ja selbst die Mutter freundlich. Sie hörten meine Vertheidigung an, und machten mir wegen des Vergangenen keinen Vorwurf. Wie wohl that dieß mir; ich konnte nicht denken, daß dieß Täuschung oder feine Berechnung seyn könnte. Nach wenigen Wochen wurde mir Alles klar. Joseph, mein Bruder, hatte, auf der Jagd von zwei Ebern angefallen in der Größe der Gefahr gelobt, binnen Jahresfrist das Kreuz zu nehmen. Es war jetzt an der Zeit, dieß Gelübde zu erfüllen. Der Schmerz der Mutter, die Sorge um den einzigen Sohn, der erst fünfzehn Jahre zählte, und auf welchen sie so glänzende Hoffnung gebaut hatte, kannte keine Grenze. Sie hatte beim heiligen Vater zu Rom um Dispense nachgesucht und sie erhalten unter der Bedingung, daß ein anderes Glied der Familie statt seiner die Wahlfahrt verrichte. Jetzt baten mich Alle, Vater und Mutter, auf das Inständigste, statt Josephs den gefahrvollen Zug zu machen. Was bedurfte es so vieler Bitten. Hätte ich ja gerne mein Leben darum gegeben, diese unselige, unnatürliche Spaltung zu endigen, und mir die Liebe und die Freundschaft derer zu erwerben, die mit mir so nahe verbunden waren. Alle dankten mir; am herzlichsten der Vater, der mich mit Thränen in den Augen an's Herz drückte.

Bald naht die Zeit der Abreise. Ludwig der fromme, ritterliche König Frankreichs rüstete sich mit Macht gegen die Ungläubigen und von allen Seiten her sammelten sich die Kreuzfahrer um ihn. Mit Trauer schied ich von dem Vater, den ich nimmer sehen sollte;

doch getröstet im Herzen, daß ich die Abneigung der Mutter durch meinen Gehorsam überwunden hätte. Ach, ich hatte es nicht. In der Stunde des Scheidens, wo ich für ihr Liebstes in Gefahr, vielleicht in den Tod gehen wollte, verlangte die unedle Frau von mir, ich sollte zu Josephs Gunsten alle Ansprüche auf mein väterliches Erbgut aufgeben. Das empörte mein Gemüth. Doch ich sah die bittenden Blicke meines Vaters, der sich als den Schuldner seines Weibes betrachtete; sein Händedruck forderte den Sohn auf, der väterlichen Liebe auch dieses Opfer zu bringen. Ich that es und schwur. Mit blutenden Herzen, den Vater küssend, schwang ich mich auf mein Roß; ich hörte ihren Dank nicht; nur das wußte ich, daß ich nimmer den Groll dieser Frau besiegen könnte. —

Bald gewann ich auf der Reise meine Ruhe wieder. Die schönen lieblichen Gegenden des Rheins und der Rhone, das so viele Neue und Unbekannte, was ich sah und hörte, erheiterten mein Herz; mehr noch die Gesellschaft so vieler jungen Ritter und Knappen, die bald singend, bald betend, von allen Seiten durch die Provence nach Marsiglia (Marseille) zogen, das zu einem der Sammelplätze bestimmt war. Dort sah ich den König Ludwig, blühend in der vollen Manneskraft und strahlend durch Frömmigkeit und jede königliche Tugend. Ich sah seine ritterlichen Brüder, die ihn nicht verlassen wollten in der Stunde der Gefahr. Ich sah den Grafen von Salisburry, den tapfersten der Engländer, den heldenkühnen Chatillon, und den Grafen von Soissons, dessen Tapferkeit und Fröhlichkeit im Kampfe Alle bewunderten. Wie hob sich meine Brust bei dem Gedanken unter den Augen und der Anführung solcher Helden kämpfen zu dür-

fen! Sehnsuchtsvoll harrte ich jedem Augenblick entgegen, wo ich diese Hand heben dürfte für die Ehre des Erlösers und das Heil der bedrängten Christenheit.

Wir landeten nach einer gefahrvollen Fahrt bei Damiette. Das Heer war sechzigtausend Mann stark, muthig begeistert, auf das Beste gerüstet, von den berühmtesten Feldherren angeführt. Ach, wer hätte glauben können, daß dieß so schöne, so tapfere Heer zu Grunde gehen könnte! Nicht will ich den Kampf und die Siege, die Noth und das Elend dieses Heeres beschreiben; noch ist das Abendland davon erfüllt; noch weinen Mütter, Gattinnen, Söhne und Töchter; nur von dir, o Innocenz, will ich erzählen, von dir, o du Freund meines Herzens!

Von Damiette aus zogen wir langsam vorwärts; wir siegten zweimal über das Heer des Sultans Moatâm; aber die Bogenschützen der Sarazenen, ihr höllisches Feuer brachte uns großen Schaden; hart auch drückte uns der Mangel an Lebensmitteln. Ich wurde einstmals mit einer Schaar leichter Reiter abgesandt, aus einigen Dörfern Lebensmittel und Futter beizutreiben. Es war ein gefährlicher Auftrag. Wir fanden die Dörfer verlassen und in ihnen nur spärliche Lebensmittel: damit beladen, wollten wir ins Lager zurückkehren, als plötzlich eine Sarazenenschaar hervorbrach, und uns mit Uebermacht anfiel. Rasch wurden wir von ihnen umzingelt; an Rettung war nicht zu denken; wir fochten mit Verzweiflung; rechts und links sanken die Meinen; ich kämpfte fort, entschlossen mein Leben theuer zu verkaufen. Da sprengte auf mich der junge Anführer der Sarazenen los. »Nimm Pardon, rief er, du tapferer Christ; es ist des Blutes genug geflossen.« »Nimmermehr«, antwortete ich, und mit ei-

nem kräftigen Hiebe stürzte ich den Sarazenen vom Rosse. Bei seinem Falle erhoben die Seinen ein Geschrei des Schreckens und des Wehklagens; mein Pferd sank, von Pfeilen durchbohrt, zu Boden; doch in demselben Augenblick schwang ich mich rasch auf das Pferd des gefallenen Sarazenen-Feldherrn, und, rechts und links mit wüthenden Schlägen mir Bahn machend, brach ich durch ihre Reihen. Die Sarazenen verfolgten mich voll Wuth, schnitten mir den Weg zum christlichen Lager ab und trieben mich zum Nilstrom; mit der Verwegenheit der Verzweiflung warf ich mich in den Strom; die Wogen schlugen hoch über mich zusammen, doch das herrliche Roß des Sarazenen trug mich glücklich heraus; unermüdlich, pfeilschnell eilte es hinein mit mir in das Land des Feindes; ich konnte es nicht hindern; von Blutverlust erschöpft, am rechten Arm durch einen Pfeilschuß verwundet, war ich nicht im Stande, es zu leiten. Ich ließ dem Rosse seinen Willen und übergab mich ganz der göttlichen Barmherzigkeit und Vorsehung.

Das Roß eilte fort und fort durch die sandige Ebene, die kahl und öde, nirgends Bäume oder Quellen wies; Hunger und Durst quälten mich; meine Wunde brannte; mit der Ruhe des Mannes, der sein Verderben vor Augen sieht und an der Rettung verzweifelt, ließ ich mich von dem Pferde forttragen. Es mochte Mitternacht seyn, als der Mond aufging. In seinem Lichte entdeckte ich von weitem ein großes seltsames Gebäude, das von Gärten und Hainen umgeben, fast zauberartig aus der öden Wüste hervorragte. Mein Renner schien bei dessen Anblick seinen Lauf zu verdoppeln; bald stand er stille, und ich befand mich vor dem Thore des großen, nach morgenländischer

Weise gebauten, Schlosses. Schauder überfiel mich; so war ich denn in der Gewalt meines Feindes; vielleicht in der Hand dessen, dem ich den Sohn und den Erben getödtet hatte. Entrinnen war mir bei meiner Schwäche unmöglich; das Bedürfniß der Ruhe und Speise überwog alles andere; ich band das Roß an, und ging auf das Gartenhaus zu, wo ich Licht sah. Nur mit großer Anstrengung erreichte ich es. Dort fand ich zu meiner großen Freude Speise und Trank; ich labte mich reichlich und sank erquickt, unbesorgt, in tiefen Schlummer.

Wie schrecklich aber war mein Erwachen. Aufgerissen von wilden Sarazenen, fand ich mich in Fesseln geschlagen. Düstere, mordlustige Gesichter sah ich überall; ich glaubte, das Ende meines Lebens sey nahe, und flehte leise die Barmherzigkeit Gottes an. Ernst und schweigend führten sie mich durch viele, seltsam nach morgenländischer Sitte gezierte Gänge in einen prachtvoll geschmückten Saal. »Jetzt steh und gib Antwort,« rief mir Einer der Sarazenen zu. Ein Greis, mit langem bis auf den Gürtel herabwallendem Bart, vor dem sich Alle demüthig neigten, trat ein, und setzte sich auf einen erhöhten Sitz. Mit ernsten, schwermüthigen Blicken betrachtete er mich lange. »Bist du Einer von denen, sprach er endlich mit Heftigkeit, die da herübergeschifft sind, um unser friedliches Land zu verwüsten und zu berauben?« — »Ja, Herr, antwortete ich; zu ihnen gehöre ich; doch nicht zum Rauben, nicht zum Verwüsten sind wir gekommen, sondern um Euch das Licht des Heiles zu bringen, und das Grab unsers Herrn und Heilandes aus unreinen Händen zu befreien.« — »Schweig Hund, fuhr jetzt der Sarazene auf, nicht das will ich wissen; ihr werdet euere thörichte

Verwegenheit theuer büssen; der Löwe der Wüste hat den Wolf gepackt und wird ihn zerreissen. Doch jetzt sage mir die Wahrheit auf meine Frage. Wie bist du zu dem Rosse gekommen, das vor der Thüre des Hauses angebunden war, in dem du schliefest? Sprich die Wahrheit, rief er drohend, oder ich lasse dir die falsche Zunge ausreißen, und den Hunden zum Fraße vorwerfen!« — »Du sollst sie hören,« erwiederte ich, und suchte mich zu fassen; denn eine schlimme Ahnung war in mir aufgestiegen. »Gestern um diese Zeit überfielen mich und meine Schaar weiß und roth gekleidete Sarazenen; im Kampfe überwand ich ihren Anführer, schwang mich auf sein Roß und rettete mich so von dem Verderben, das uns die Feinde drohten.« — »Allah, Allah, schrie jetzt in wüthendem Schmerzen der Alte, so ist es denn wahr; du verruchter Hund hast mir meinen Sohn, den Sohn meines Bruders, meinen Ali, getödtet. O Ali, Ali, du Herz meiner Seele, du Licht meiner Augen, so bist du todt!« und klagte und jammerte, zerraufte sich das Haar und zerschlug seine Brust. In sein lautes Jammergeschrei tönten aus dem anstoßenden Gemache, still und leise, aber darum desto rührender, die Klagen eines Weibes. »Zuleima, Zuleima, du Tochter meines Herzens,« klagte der Alte auf das Neue, »dein Ali, der Freund deiner Jugend, dein Bräutigam, ist getödtet. Weh mir, wie werde ich dich trösten können.« Von der Last seines Schmerzens überwältigt, wankte er, ein bedauerungswürdiger Anblick, umher, und machte zuletzt seinem Jammer durch gräuliche Flüche und Verwünschungen Luft. »Hund, du Christenhund,« rief er und ballte drohend die Fäuste; »du hast ihn getödtet; du mußt sterben; du mußt sterben, aber nicht wie ein

anderer Mörder; jedes Tröpflein Blut, das in deinen Adern fließt, will ich zehnmal vergießen; das Schwert, das mir das Liebste getödtet hat, soll dein falsches Herz durchbohren! die Hand will ich dir abhauen, welche das Blut meines Herzens vergossen hat; jedes Beinlein will ich in dir tausendmal zerbrechen und deinen zermalmten Leichnam an den Galgen hängen, den Vögeln zur Speise.« Ich schauderte zusammen bei solch gräßlichen Drohungen, und bat in der Stille Gottes Barmherzigkeit um ein schnelles gnädiges Ende.

Man wollte mich eben fortführen, als Hörnerklänge erschollen. Sarazenen nahten; auf ihren Schultern einen verwundeten Krieger tragend, denselben, den ich im Kampfe besiegt hatte. »Ali, Ali, rief im höchsten Entzücken laut auf der Alte, und drückte den wiedergefundenen Liebling ans Herz; Ali, du lebst?« Ali reichte ihm still die Hand. Man legte ihn jetzt auf den Divan. Der Alte knieete vor ihn hin und betrachtete ihn mit Blicken voll Liebe und Zärtlichkeit. »Ali, rief er, ich habe dich wieder, ich hatte geglaubt, du wärest todt; ich hatte nur einen Trost, den, dich rächen zu können an deinem Mörder, den der Prophet in meine Hand geliefert hat.« »Wie, rief Ali mit matter Stimme und schaute umher, der fränkische Ritter in deiner Gewalt?« »Ja, erwiederte ich entschlossen; ich bin der, welcher dich verwundet hat; aber nicht mörderisch, sondern im ehrlichen Kampfe, Mann gegen Mann. Dein Roß hat mich hieher getragen.« »Es ist so, Hassan, bekräftigte der Verwundete, du mußt ihm das Leben schenken und ihn halten als einen Kriegsgefangenen.« »Beim Propheten, rief Hassan, er soll leben um deinetwillen; aber stirbst du, mein Sohn, so soll auch er sterben, sterben des schreck-

lichsten Todes. Wo ist Oglu, mein Arzt, den ich dir mitgab?« fragte er weiter. »Die Franken haben ihn im Kampfe getödtet,« war die Antwort. Bei dieser Nachricht zeigte der alte Hassan tiefes Leid. »Weh, klagte er, wer wird dich heilen und dich pflegen! Keiner konnte es so gut, als er. Du armes Kind!« — »Ich, ich will ihn heilen,« rief ich hervortretend. Die Heilkunst war mir im Kloster nicht unbekannt geblieben. Ali's Wunde schien mir dem Aussehen nach so gefährlich nicht. »Du, Christ? fragte Hassan verwundert; weißt du auch zu halten, was du versprichst?« Ali schaute mich freundlich an. »Laß ihn, bat er, er soll mich heilen; er hat mich verwundet.« »Gut, war Hassans Antwort; dein Wille geschehe. Heilst du ihn, Christ, so soll dir Leben und Freiheit geschenkt seyn; stirbt aber mein Ali, beim Bart des Propheten, so sollst auch du nicht einen Augenblick länger das Sonnenlicht schauen.« — Sogleich wurden mir die Fesseln abgenommen. Ich untersuchte Ali's Wunde; sie war tief, doch hatte sie die edlen Theile des Hauptes nicht berührt. »Du hast mich scharf getroffen, Christ,« sprach der Verwundete. »Ich werde die Wunde heilen, die ich dir geschlagen habe. Sey ruhig, und schone dich!« Ali lächelte mich freundlich in seinem Schmerzen an.

Die geringen Hülfsmittel, die man in des Sarazenen Schlosse an Arzneien finden konnte, wurden herbeigeschafft und mir übergeben. Voll Eifer unterstützten mich Hassan und seine Hausgenossen, die Alle mit innigster Liebe an ihrem künftigen Gebieter hingen. Mehr noch als Alles erleichterte meine Mühe und Sorge Ali's Sanftmuth und Standhaftigkeit. Geduldig litt er die Schmerzen und die Entbehrungen,

die ihm ein heftiges Wundfieber auferlegte. Wie sehr rührte mich diese Ergebung, dieser Muth im Leiden, der mir in Ali die Frucht eines gottesfürchtigen Gemüthes zu seyn schien. Das Wundfieber verließ den Kranken bald; aber die Kopfwunde heilte nur langsam. Ich wich nicht von Ali's Krankenbette. Er wurde mir täglich lieber. Sein Herz war so rein, so ganz entfernt von der Begierlichkeit und der Sinnenlust der Bewohner dieses Landes; ein tiefes Gefühl sprach sich in allen seinen Reden aus; seine ungeheuchelte Frömmigkeit, die sich im eifrigen Gebete kund that, rührte mich ungemein. Freundlich und dankbar nahm er die Dienstleistungen dessen auf, der ihn so schwer verwundet hatte. Wie oft dachte ich bei mir: »Warum kennt dieß Herz nicht Christum und Seine Liebe? Solltest du nicht von Gott hieher geführt seyn, ihn zum Erkenntniß des Heiles zu führen?« — Allein ich sah wohl, daß hier die höchste Vorsicht und Klugheit nöthig sey; denn Hassan, seine Tochter Zuleima und Alle des Hauses waren die eifrigsten Anhänger des falschen Propheten; und haßten die Christen; der gewisse Tod wäre mein Loos gewesen, wenn meine Absicht entdeckt worden wäre. —

Ali wurde von Tag zu Tag besser; seine freundlichen Augen leuchteten heller, seine bleichen Wangen begannen sich wieder zu röthen. Hatte ich früher seine Geduld und Ergebung bewundert, so mußte ich mich jetzt über seine lebhafte Wißbegierde erfreuen. Der Gegenstand unserer Gespräche waren meist die Sitten des Abendlandes, seine Ritter, seine Fürsten. Ihm war gar Vieles aus frühern Schilderungen bekannt; auch Hassan hörte uns gerne zu; allein nur selten vermochte er dann Scheltworte und Verwün-

schungen zu unterdrücken, die ihm seine Abneigung gegen die Christen eingab. Solches Lästern hörte jedoch Ali ungern. War aber der Alte nicht bei uns, so mußte ich dem Kranken von unsrer heiligen Religion und ihrem göttlichen Stifter erzählen. Ich mußte ihm den Glauben und die Hoffnungen der Christen erklären. Das hörte er am liebsten. Wie eifrig horchte er dann zu! Seine Augen hingen an den meinen: über sein Antlitz flog die sanfte Röthe der Begeisterung und seine Brust hob sich höher beim Anhören des göttlichen Wortes. Oft richtete er Fragen an mich, die von einer, für seine Abkunft und Erziehung, ungewöhnlichen Kenntniß des Christenthums zeugten und mich in große Verwunderung versetzten. Es war mir oft ein Jammer und Entsetzen gewesen, wenn ich hören mußte, mit welch gräulichen Lästerungen und Verwünschungen diese blinden Heiden den Sohn Gottes erniedrigten; aber aus Ali's Munde kam nichts solches. Er sprach nur selten, nur dann oft, wann er allein mit mir war, von unserm Erlöser, aber stets dann mit der höchsten Ehrfurcht. Wie freute mich dieses; welche Hoffnungen stiegen in meinem Herzen auf! Ich betete und flehte unablässig zu Gott um Erhörung meines sehnlichsten Wunsches.

Durch Ali's Genesung und seine Anhänglichkeit an mich, war mir auch Hassan's Gunst in einem hohen Grade zu Theil geworden. Freilich fand ich Neider. Vor allen war es Ahmet, der Aufseher der Sklaven, der mir bei jeder Gelegenheit seinen Unmuth und Haß gegen mich zu erkennen gab. Doch hierüber konnte ich mich bei Ali's Freundschaft und Hassan's steigender Gunst leicht beruhigen. »Christ, sprach Hassan eines Tags zu mir, ich bin mit dir zufrie-

den; Ali liebt dich und ich will dir wohl. Bleibe bei uns, schwöre deinen Glauben ab und werde Einer von den Unsern; sieh, ich will dich reich machen, und die schönste meiner Sklavinen dir zum Weibe geben.« Mit ängstlichen Blicken schaute Ali auf mich. »Nimmermehr, erwiederte ich entschlossen, werde ich meinen Heiland verläugnen, der für mich gestorben ist. Hassan, ich habe dein Wort!« »Hassan wird es halten,« betheuerte stolz der Sarazene. »Allein weißt du Christ, daß Damiette unser ist, daß Euer Heer vernichtet, Euer Sultan und seine Edlen Moattams Gefangene sind?« In tiefster Betrübniß und Ueberraschung rang ich stumm die Hände. »Alle Häfen sind in Moattams Gewalt; und wenn ich dich auch frei lasse, wirst du ihm entrinnen? Willst du mit Schande und Verachtung heimkehren? Christ, ich meine es gut mit dir, bleibe bei uns; werde ein Muselmann, und der Weg zur Ehre und zum Reichthum ist dir geöffnet. Du, Ali, rede ihm zu, wenn du anders als Freund ihn liebst.« Mit diesen Worten entfernte sich der alte Hassan.

Ali schaute mich mit seltsamen, ängstlichen Blicken an. »Eustach! rief er, könntest du mir zu Liebe deinen Glauben ändern?« »Nein, Ali, antwortete ich, nein, das verlangst du nicht; mein Leben für dich, du gutes Herz; doch nimmer werde ich Den verrathen, der am Kreuze für mich gestorben ist.« — »Und wenn du leiden und sterben müßtest, Eustach?« — »Auch dann nicht; mein Glaube, meine Liebe zu Christo scheut nicht Qualen, fürchtet nicht den Tod.« »So willst du mich verlassen?« fragte Ali jetzt mit rührender Stimme. »Ali! ich werde dorthingehen, war meine Antwort, wo ich als Christ leben, als

Christ sterben darf. Doch ewig werd' ich dein gedenken.« Da lächelte Ali mitten unter Thränen, schlang seine Arme um mich, und drückte mich an sein Herz. »Eustach, Eustach! sprach er, ich wußte es ja, du wirst deinen Glauben nicht verlassen; es kann ja gar nicht möglich seyn, einem so schönen, so herrlichen Glauben untreu zu werden.« — »Ali, Ali, rief ich in höchster Freude, so sprichst du? Warum machst du deinen Glauben nicht zu dem meinen? O eile, eile, Christum in dein Herz zu nehmen.« — »Sey ruhig, sey vorsichtig, flüsterte dieser; die Wände haben Ohren, du wirst Alles erfahren.«

Hassan trat ein. »Nun, Christ, begann er, hat dich Ali bekehrt?« — »Nein, Hassan, sprach ich, Ali ist edelmüthiger, als du; er will mir meinen Glauben nicht nehmen. Du müßtest mich ja selbst verachten, wenn ich an meinem Herrn meineidig würde.« — »So gehe denn, zürnte jetzt der Alte, so gehe denn zu, und stoß dein Glück mit Füssen; ja, ich weiß es zu meinem Leidwesen, daß Ali Euch Christenhunde lieber hat, als es einem ächten Muselmann geziemt. Das hat er von seinem Vater, den die Hunde dafür aus Dankbarkeit erschlugen.« Ali schaute mit flehenden Blicken auf den zürnenden Hassan. »Sey ruhig,« sprach jetzt der Alte, durch Ali's stille Bitten besänftigt; »laß den Undankbaren ziehen; Zuleima kann dir Alles ersetzen.« Ali war Hassans Neffe; sein Vater war — ungewiß, ob von plündernden Räubern oder von streifenden Christen — erschlagen, sein Landhaus angezündet worden, nur mit Lebensgefahr hatte man den kleinen Ali gerettet und zu seinem Oheim Hassan gebracht. Hassan, damals noch kinderlos, zog ihn voll Liebe auf, als seinen Sohn,

als den Erben seiner großen Reichthümer. Als ihm später Zuleima geboren wurde, änderte dieß nichts in seinem Plane; er wollte beide Kinder, sobald sie mannbar geworden, mit einander verehlichen und in ihrem Schooße das Ende seiner Tage erwarten. Die Zeit der Vermählung war schon festgesetzt, als Ludwigs, des Königs von Frankreich, Einfall in Aegypten einen nothwendigen Aufschub herbeiführte. Hassan mußte auf Moattams Befehl Ali mit seiner streitbaren Mannschaft zum Heere der Sarazenen senden; dort war es, wo uns die anbetungswürdige Vorsehung zusammenführte, dort war es, wo ich Ali verwundete, aber auch durch Gottes Gnade wiederum heilte.

Ali's Gesundheit war jetzt vollkommen hergestellt, und seiner Vermählung mit Zuleima stand kein Hinderniß im Wege. Zuleima galt für die schönste und reichste Emirentochter der Wüste; sie war mit Ali der Stolz und die Liebe des alten Hassan's. Die strenge Sitte des Morgenlandes, die zu verletzen gefährlich gewesen wäre, gestattete mir nicht, sie zu sehen. Ich sah sie nur einmal in jener Nacht des Schreckens und des Elends, die nie meinem Gedächtniß entschwinden wird. Mit allem Eifer betrieb der alte Hassan die Erfüllung seines längst genährten Wunsches. Die prachtvollsten Zurüstungen zur Hochzeit wurden getroffen. Freude und Jubel herrschte überall — nur Einer blieb still, und wurde immer trübsinniger, je näher der Tag der Vermählung heranrückte, und dieß war — Ali.

Ali's Betragen war mir unerklärbar. In seinem Innern war eine große Veränderung eingetreten. Sichtbar wurde mir bald, daß in seinem Herzen ein

großer Kampf tobte, den er aber sorgsam zu verbergen suchte. Was mußte das seyn? Körperliche Krankheit konnte es nicht seyn; denn seine Wunde war geheilt und er selber läugnete jedes körperliche Uebelbefinden. Auch Abneigung gegen Zuleima konnte man nicht für die Ursache seiner Schwermuth halten; denn sie waren ja mit einander in treuer Freundschaft aufgewachsen, und Ali's und der andern Hausgenossen übereinstimmende Aussagen ließen mir keinen Zweifel an ihrer gegenseitigen Zuneigung. Und dennoch nahm Ali's Trübsinn von Tag zu Tag zu; er suchte Einsamkeit und Stille; ich sah es, wie er oft sein frommes Auge zum Himmel wandte, und um Stärke zu flehen schien; ich fand ihn oft auf den Knieen liegend, in eifriges Gebet versunken. Das Alles mußte mir freilich auffallen; Ali suchte sich wohl bei dem besorgten Hassan zu entschuldigen, und ihn zu trösten. Doch dieser schüttelte bedenklich den Kopf und wollte seinen Versicherungen nicht glauben. Als ich ihn bat, mir seinen Kummer zu entdecken, warf er sich weinend an meine Brust. »Eustach, rief er, dir habe ich Alles vertraut; du wirst auch dieß noch erfahren; lasse mich ruhig, bis ich ausgestritten habe, bete du für mich, daß der Sieg mein bleibe.« Da durchzuckte eine Ahnung mein Herz; hell und freudig sah ich Alles werden, was mir zuvor trübe und dunkel gewesen war.

Bald darauf ward Ali ruhiger, er schien ausgekämpft, und seinen Entschluß mit Festigkeit gefaßt zu haben. Er sprach jetzt seltener mit mir; doch wenn sein Auge auf das meine traf, so schaute es mich an mit jenem Ausdruck der Freude, der einen schmerzlich errungenen Sieg verkündigte. An Hassan hing er jetzt mit verdoppelter Liebe und mit einer Zärtlichkeit,

die das rauhe Herz des Alten oft bis zu Thränen rührte. Allein mitten durch die Blicke der Liebe, die Ali so oft auf den Alten heftete, brachen dann düstere Strahlen von Betrübniß und schmerzlichem Leid, die meinem Gefühle so seltsam, so unheimlich vorkamen. Doch Hassan bemerkte dieß nicht. »Ali, Ali, mein Sohn, rief er einst in der Freude seines Herzens, wie glücklich wird Zuleima mit dir seyn! Ja, meine Kinder werden mich glücklich machen.« — Da zuckte Ali zusammen, und wandte im tiefsten Schmerz sein Auge zum Himmel. »Ja, mein Sohn, Allah wird dich segnen, denn du warst ein gutes Kind.« — »Hassan, Hassan, rief Ali und verbarg mühsam seine hervorbrechende Thränen, du wirst deinem Sohne noch vieles verzeihen müssen.« — »Ali, mein demüthiger Ali, sprach gerührt der Alte, du warst stets meine Freude, empfange den Segen des Vaters, und segnend legte er seine Hände auf dessen Haupt. Ali beugte sich vor ihm tief, stumm, voll tiefen Leids. »Ali, du hast sonst so gerne gejagt, begann Hassan nach einer langen Pause, willst du nimmer mit deinem Pfeile die flüchtige Gazelle verfolgen? Im Freyen wird es dir leichter werden.« — »Ja Hassan, ich will es morgen, Eustach wird mich begleiten.« »Gerne, mein Ali,« war meine Antwort. Wir blieben länger bei einander, als gewöhnlich, der alte Hassan kam auf seinen Lieblingsgegenstand, auf das Fest der Vermählung zu sprechen, das mit großer Pracht gefeiert werden sollte. Er zählte die Gäste auf, die das Fest verherrlichen sollten, er beschrieb den Glanz derselben, die Pracht der Kleidungen, der Geschenke, der Gemächer, die für das junge Paar eingerichtet werden sollten. In seinem Eifer merkte er nicht, daß Ali bleich und stumm da saß; seine

Brust hob sich, wie von Schmerz und Angst beklommen, sein Auge schaute trübe und kummervoll auf Hassan's Antlitz, das die Freude und der Eifer geröthet hatte. Hassan mahnte freundlich zum Aufbruch, auf daß wir Morgens in aller Frühe die Jagd beginnen könnten. Ali nahm in inniger Rührung von dem Alten Abschied. »Ruhe sanft im Schutz des Propheten,« rief Hassan. Ali dankte. Schon auf der Schwelle stehend, wandte er sich noch einmal zu Hassan. »Hassan rief er, möchtest du mich immer lieben, du mein Vater und Wohlthäter!« »Ali, betheuerte dieser, meine Liebe zu dir dauert ewig.« — Ali schwankte fort. Das Dunkel des Ganges verbarg seine Thränen, doch sein leises Schluchzen konnte ich wohl hören. —

Mitten in der Nacht weckte mich Ali. Erhebe dich, Eustach, sprach er leise und feierlich, die Zeit ist kostbar und der Weg ist weit. Verwundert folgte ich ihm in den Garten hinab, wo schon die Jagdpferde gesattelt standen. Der Mond ging auf und warf sein Silberlicht auf Ali's Antlitz, in dem sich eine ruhige, doch schmerzliche Ergebenheit spiegelte. Festen Blickes schaute er lange nach den Gemächern, wo Hassan und Zuleima ruhten. »Wie sanft sie ruhen, sprach er leise, wie traurig wird ihr Erwachen seyn!« Rasch schwang er sich auf sein Roß, und winkte mir ihm zu folgen. Ich sah Alles, doch wußte ich nicht, was es zu bedeuten hätte. Wir ritten lange fort; Ali war in tiefes Schweigen versunken, aus dem ihn meine Fragen nicht erwecken konnten. Durch langes, dichtes Waldgebüsch führte unser Weg; die Thiere des Waldes sprangen auf; doch keines verwundete unsre Hand. Jetzt stieg Ali plötzlich vom Pferde und band es an ein Bäumlein. »Eustach, rief er, thue dasselbe, wir

müssen jetzt zu Fuß gehen.« — »Ali, fragte ich, soll das eine Jagd seyn?« — »Ja, Eustach, erwiederte Ali, folge mir, du sollst eine Beute finden, die deine Erwartung übertreffen wird.« Ich folgte ihm stille; er führte mich über viele Berge in ein kleines, tief bewachsenes Thal. Ali drückte an ein Steinlein, das aus der Wand eines Felsens hervorragte, und sieh, ein Thürlein sprang auf. Neugierig und verwundert folgte ich meinem Freunde, durch das schmale Gänglein in ein helles, kleines Gemach. Wer aber mag mein Erstaunen schildern, als ich darin einen kleinen Altar mit dem Bilde des Gekreuzigten sah, an dessen Stufen sich ein schwarzer Sarg lehnte.

Mit den Blicken des größten Staunens schaute ich auf Ali. »Eustach, Eustach, rief dieser, ahnest du denn nichts? Ich bin ein Christ.« — Wie wurde mir, als ich jene Botschaft vernahm, für die ich gerne das Blut meines Herzens gegeben hätte! In sprachlosem Entzücken umschlang ich Ali, der mich an sein Herz drückte und an die Stufen des Altares niederzog. In brünstiger Andacht versunken, beteten wir dort im Gefühl unsers Glückes, Christenbrüder zu seyn. Ali erhob sich, küßte das Crucifix und bot es mir zum Kuße dar. Als die erste Gluth der Andacht, des Dankes und der Freude vorüber war, strömten die Fragen in Menge über meine Lippen. Höre Alles, mein Eustach, sprach jetzt Ali, und setzte sich an meine Seite:

»Eustach, du mein herzlieber Freund, du wirst dich wohl öfters gewundert haben, woher ich jene Kenntniß des christlichen Glaubens hatte, die ich durch deinen Unterricht immer mehr zu erhöhen suchte. Erfahre denn, wie ich zu meinem Glauben und durch ihn zu

meinem Glücke gekommen bin. Mein Vater, den Gott mein Erlöser begnadigen wolle, liebte die Christen ihrer Tapferkeit halber, und sprach stets in ehrenden Ausdrücken von ihnen. Hassan aber, sein Bruder, mein Oheim, haßte die Christen auf das Bitterste und versäumte keine Gelegenheit, ihnen wehe zu thun. Es wird bald zehn Jahre, als mein Vater, der einen ausgebreiteten Handel mit Seidenwaaren trieb, mich auf seiner Reise nach Damaskus mit sich nahm. Etwa zwei Tagereisen von der Stadt lagerte sich der Vater mit seinen Gefährten, die Kameele zu tränken. Ich benützte diese Zeit, um mit meinem Bogen kleine Vögel zu erlegen: und entfernte mich dabei immer mehr und mehr von den Gefährten. Ich kam zu zwei Palmen, unter deren Schatten zwei Männer ruhten, deren Kleidung und Waffen mir bald die hochberühmten Ritter des Tempels verriethen. Mit der Unbefangenheit und der Sorglosigkeit der Kindheit nahte ich mich ihnen und bat sie, mich mit einem Trunke zu erquicken, da mich die Hitze und das Laufen sehr ermüdet hatten. Freundlich setzten mir die Ritter Wein und Speisen vor, und ergötzten sich an den Fragen und Antworten des heitern unbefangenen Knaben. »»Wie wäre es, sagte der Eine leise zu dem Andern: Ulrich, wenn wir das Knäblein mit uns nähmen, und es in unserm Glauben erzögen?«« — »»Christoph, erwiederte der Andere und zwar der Aeltere, bedenke, es herrscht zwischen uns und den Ungläubigen Waffenstillstand; wir würden ihn dadurch brechen.«« — »»Hätte ich nur ein Tröpflein Wasser, so würde ich ihn taufen und zum Heile führen, statt daß er elend in seiner Finsterniß zu Grunde geht.«« — »»Christoph, sprach der Andere, du kennst das Verbot der Kirche, Kinder ohne den Wil-

len der Eltern zu taufen; will Gott den Knaben zum Christen machen, so kann er es auch ohne uns.«« — Ich hatte ihre Rede, so leise sie auch sprachen, wohl verstanden. Denn mein Vater war der fränkischen Sprache kundig, er handelte viel mit ihnen, und nahm mich auf allen Reisen mit, auf daß auch ich bei Zeiten die Sitten und Sprachen der Fremden kennen lernte. — »»Doch Eines, fuhr jetzt der Aeltere fort, Eines können wir thun, Christoph, und er band von der Halskette ein Kreuzlein los und gab es mir; freudig betrachtete ich das schimmernde Kreuzlein. »»Gefällt es dir?«« fragte mich jetzt der Ritter. Ja, erwiederte ich, und dankte fröhlich. »»So halte es ja in Ehren, gieb es Niemanden und bete oft zu ihm.«« — Ich versprach es aus ganzem Herzen.

Jetzt hörte man das Traben mehrerer Pferde, es war mein Vater, der, geängstigt durch meine Abwesenheit, mit seinen Dienern mich aufgesucht und meine Spur gefunden hatte. Da bezeichnete mich der alte Ritter mit dem Zeichen des Kreuzes, schwang sich rasch auf sein Roß und sprengte mit seinem Begleiter davon, mich nochmals freundlich grüßend. »»Auf Wiedersehen ihr gute Herren,«« rief ich ihnen dankend nach. Ich zeigte meinem Vater, der mich verdienter Weise, ausschalt, jubelnd das glänzende Kreuzlein. Er schüttelte unmuthig den Kopf, ohne es mir jedoch zu nehmen, obgleich gar Viele in ihn drangen, mir dieß falsche, verführerische Zeichen abzunehmen. Allein die strengen Muselmänner witterten bald Gefahr und Unheil für sich und die ganze Caravane, und nahmen Aergerniß und Unwillen an dem Kreuzlein und der Freude des Knaben. So mußte es mir der Vater nehmen, wollte er nicht für einen heimlichen Christen gehalten werden,

wofür ihn so gar Viele, wiewohl mit Unrecht hielten. — Mein Klagen und Jammern hatte kein Ende, kein, auch noch so glänzendes und schönes, Spielwerk konnte mir das Kreuzlein ersetzen; ich drang so lange mit Bitten und Thränen in den Vater, bis er mir es zurückgab; er befahl mir jedoch, es Niemanden sehen zu lassen, sonst würde es verbrannt werden. Ich befolgte seinen Befehl und verbarg das Kreuzlein, so schwer es mich auch ankam. Der Vater besuchte bald darauf seinen Bruder Hassan, der die Erbin eines reichen Emirs geheirathet hatte. Die natürliche Rauheit seines Gemüthes hatte sich gemildert; doch sein Haß gegen die Christen war der alte geblieben. Er entriß das Kreuzlein meinen Händen, als ich es mit der Freude der Jugend ihm wies, trat es in seiner Wuth mit Füssen, daß es ganz krumm gebogen wurde. Nur mit größter Mühe konnte ich mein Kreuzlein seiner Wuth entreißen. Ich hatte genug zu thun, meinem Kreuzlein die alte schöne Form zurück zu geben; ich hütete mich wohl, es wieder dem zornigen Hassan zu zeigen, und trug es von nun an einer Schnur an der Brust.« —

»Mein Vater hatte, um seinen ausgedehnten Handel besser betreiben zu können, an der Grenze Syriens ein Landhaus erbaut, das der Reichthümer und Schätze viele in sich schloß. In diesem Hause wurden wir einmal des Nachts von Räubern überfallen; nach blutigem Kampfe wurden sie zurückgeschlagen; allein mein Vater war unter den Todten; ich hatte seinen Segen nimmer empfangen können.« Ali hielt hier schmerzvoll inne. —

»Das Haus brannte; kaum konnte ich gerettet werden. Man brachte mich zu Hassan, der mich gü-

tig aufnahm, und mein zweiter Vater zu werden versprach. Er hat es gehalten, — Gott der Herr segne ihn dafür.« —

»Hassan erzog mich nach seiner Weise. Der Soldat galt ihm Alles; er suchte mich zum Krieger, zum Kämpfer für den Propheten zu bilden, dessen Sache in dieser Zeit von den Christen so sehr bedroht war. So begeistert sein Eifer für den Propheten war, so bitter und unversöhnlich war sein Haß gegen die Christen. Auch mir suchte er diesen Haß einzuflößen; allein ich konnte die Christen nicht hassen; es war meinem Herzen nicht möglich, diejenigen zu hassen, die Heimath, Vater und Mutter, Weib und Kind verließen; um die Stätte zu erkämpfen, an der ihr Herr geblutet. Mir kam dieß so edel und natürlich vor; ich hörte von den Wundern ihrer Tapferkeit; ich mußte die Christen ehren. Das durfte ich freilich dem alten Hassan nicht gestehen, auch seiner Tochter Zuleima nicht, deren von Natur aus leidenschaftliches Gemüth vom Vater mit aller Macht zum Christenhaß getrieben wurde.«

»Sorgsam hatte ich mein Kreuzlein vor jedem fremden Auge gehütet. Dennoch sollte ich es verlieren. In dem Arme des Nils, der vor unserm Schlosse vorbeifließt, pflegte ich mich gar oft zu baden. Hassan überraschte mich einstens. Wie kann ich dir seine Wuth schildern, als er das ihm so verhaßte Kreuzlein erblickte? Mit flammenden Augen trat er auf mich hin, und riß mich aus dem Fluß. »»Ali, Ali, schrie er; wehe dir, wenn du mich betrügen willst; das Kreuz da hast du zum Letztemal gesehen;«« er nahm es und warf es weit in den reißenden Strom. »»Ali, fuhr er fort, ich schwöre es dir beim Bart des Propheten; eher will ich dich mit eigenen Händen um-

bringen, als dich als schändlichen Christen sehen; Eblis möge mir mein Gebein mit glühenden Messern zerschneiden, wenn ich es nicht also halten will.«« Ströme von Lästerungen und Verwünschungen gegen Christum und Seine Bekenner flossen über seine Lippen, daß ich zitterte und schauderte. Lange noch mußte ich von ihm Drohungen und Vorwürfe hören.« —

»Eustach, du kannst nicht glauben, wie weh mir der Verlust des Kreuzleins that; es war mir so lieb und so theuer geworden; ich konnte es mir selbst nicht erklären, warum. Liebte ich es vielleicht wegen des Verbotes oder des Kampfes und der Schmerzen willen, die ich seinethalben erdulden mußte? Oder machte es mir das Andenken an jene Ritter, die mich unter den Palmen so freundlich gespeist hatten, so lieb? Oder war es endlich die göttliche Liebe, die sich meiner erbarmte, und mich durch dieß himmlische Zeichen aus der Finsterniß zum Lichte führen wollte? Eustach, ich weiß es nicht; aber sein Verlust schmerzte mich mehr von Tag zu Tag, des Nachts sah ich es in Träumen wunderherrlich glänzen. Zweimal wagte ich mich mit Lebensgefahr in die Tiefe des Stromes hinab, wo das Kreuzlein liegen sollte; vergebens, ich fand es nicht. Bald darauf trat die gewöhnliche Ueberschwemmung des Niles ein, der alle meine Versuche und Hoffnungen vereitelte.« —

»Eustach, ich konnte aber das Kreuzlein nicht aus dem Sinne, nicht aus dem Herzen bringen; mit unerklärbarer Sehnsucht hing ich daran; ich fühlte, daß mir mit dem Kreuzlein Alles fehlte. Ich wurde täglich trübsinniger, aller Arbeit, aller Freude, aller Gesellschaft überdrüssig. Hassan und Zuleima, denen ich freilich mein Herz nicht aufschließen durfte,

betrübten sich sehr darüber. Sie suchten mich auf alle Weise aufzuheitern. Da alle ihre Mühe vergebens war, beschloß Hassan, mich zu seinem Freunde Mustapha zu senden, der unweit Cairo ein großes Landgut hatte, und den Ruf großer Frömmigkeit und Gelehrheit besaß.«

»Mustapha's Landgut lag in der schönsten anmuthigsten Gegend; er selber war liebevoll gegen Jedermann, doch auch er haßte die Christen, wie mein Oheim Hassan. Er schrieb meinen Trübsinn den Einwirkungen eines bösen Geistes zu, und suchte ihn durch Räucherungen, durch Sprüche und Amulette zu vertreiben, trotz meinen Betheuerungen, es sey dem nicht so.« —

»Um mich zu zerstreuen hatte er mir ein Gärtlein angewiesen, das ich mit eigener Hand bebauen mußte. Ich that es gerne; es war das Einzige, was mir noch einigermassen Freude machte. Urtheile aber von meinem Jubel, Eustach, als ich beim Auflockern der Erde mein Kreuzlein wieder fand! Meine Freude kannte keine Grenzen; ich küßte es, und mit Thränen drückte ich das wiedergefundene Kleinod an mein Herz. Beim ersten Anschein konnte ich mir das Wiederfinden wohl erklären. Du weißt, Eustach, wie der Fluß jährlich, von Regengüssen angeschwellt, aus seinem Ufer tritt, und mit seinem Schlamme weithin das Land fruchtbar macht; so mußte auch mein Kreuz mit dem Schlamme des Flusses hieher geschwemmt worden seyn. Allein, warum gerade an diese Stelle? warum war es gerade ich, der es finden mußte? Das konnte ich für keinen Zufall halten; es mußte das Werk der Gottheit seyn; der Gott der Mahomedaner konnte es mir nicht gegeben haben, dachte ich; er haßt

und verabscheut ja, wie Hassan und Alle sagen, die Christen und das Kreuz; es muß also der Gott der Christen gewesen seyn, der dir das verlorene Kreuz wieder geschenkt hat. Ich warf mich auf die Kniee nieder und dankte mit Inbrunst dem Gott der Christen, und bat Ihn, mich und mein Kreuzlein zu beschirmen. Ich sage dir, Eustach, nie hatte mich ein Gebet mehr erquickt und getröstet als dieses.« —

»Mustapha erstaunte nicht wenig über meine plötzliche Veränderung und eilte, Hassan davon zu benachrichtigen. Mein Oheim kam bald und dankte innigst dem alten Mustapha, der sich auf seine Kunst, die Geister zu bannen, nicht wenig zu Gute that. Wir kehrten schnell zu Zuleima zurück, die mit großer Freude ihren Gespielen begrüßte.« —

»Ich hatte jetzt mein Kreuzlein wieder! du kannst denken, mit welcher Vorsicht ich es bewahrte. Wenn ich betete, so mußte es vor meinen Augen seyn; ich betete so leicht und so süß; es schien, als könne nur sein Anblick mir die wahre Andacht verleihen. — Ich hatte das sechszehnte Jahr zurückgelegt; mein Verstand begann zu höherer Erkenntniß, mein Herz zu heißern Gefühlen zu reifen. Ich begann jetzt mehr als sonst, darüber nachzudenken, warum ich denn an diesem Kreuzlein mit solcher Liebe, mit solcher Sehnsucht hinge. Warum lieben es denn die Christen, warum sterben sie denn dafür? fragte ich mich öfters. Ich hatte gehört, daß ihr Prophet, den sie als Gott verehrten, an's Kreuz genagelt und den Tod eines Missethäters gestorben sey. Das schien mir unbegreiflich, ja widersinnig. Ich suchte mir Aufklärung zu verschaffen; allein wer sollte sie mir geben? Getraute ich mich doch kaum zu fragen. Hassan, der Erfahrenste, beant-

wortete die leisesten Fragen und Anspielungen mit zornigen Blicken, wilden Lästerungen und Ermahnungen, die Christen zu hassen. Das that mir weh; ich fragte den blinden Hassan nimmer, verbarg das Kreuz und die Sehnsucht nach Aufklärung, und erwartete von der Barmherzigkeit der Vorsehung weitern Aufschluß.«

»Da wurde Hassan an des Sultans Hof gerufen. Seine Abwesenheit gab mir Gelegenheit, meine Lieblingsneigung, die Jagd, ungestört zu befriedigen; denn mein Oheim, der in Allem über mich wachte, hatte mir immer lästige, übertrieben sorgsame Wächter mitgegeben. Mir aber war nur dann im Freien wohl, wenn ich ungehindert mich ganz und gar nach Willkühr der heitern Lust überlassen konnte. — So zog ich denn einstmals in aller Frühe in die Berge, um zu jagen. Ich kletterte im kecken Jugendmuthe an die Spitze der Berge hinan, und mehr, als Ein Thier, hatte mein Pfeil schon erlegt. Da verschwand das trübe Zwielicht der Dämmerung; die Sonne ging auf und beleuchtete die Wipfel der Bäume. Mit beklommenem Herzen sah ich, daß ich in jenes Thal gerathen war, welches das Geisterthal hieß und von allen Sarazenen geflohen wurde. Ich empfand keine Furcht, allein ich erinnerte mich auf einmal, daß ich mein Morgengebet vergessen hatte. Ich knieete eilends nieder, zog das Kreuzlein hervor, um durch seinen Anblick meine Andacht zu beleben. Doch, war es eine unrechte Bewegung von meiner Seite, oder die Gewalt des eben anstürmenden Windes, das Kreuzlein entsank meiner Hand und fiel in die Tiefe hinab.

»Das hat Allah und sein Prophet gethan, sagte ich zu mir selber, sie können das Kreuz nicht leiden.

O du guter Christengott, laß mich es wieder finden! Ich stieg hinab und suchte. Und sieh, ich sah es glänzen in der Spalte eines Felsens, zu der aber der Zugang äußerst gefährlich war. Ich hätte Alles gewagt, um es wieder zu erlangen; ich stieg tiefer, und meine Hand faßte das Kleinod; da glitschte mein Fuß aus, ich stürzte bewußtlos in die jähe Tiefe hinab.« —

»Als ich erwachte, fand ich mich in einem hellen Felsengemach auf einem reinlichen Moosbette liegend. Ein ehrwürdiger Greis knieete vor mir und wusch mir eifrig Kopf und Brust mit frischem Wasser. »»Wo bin ich?«« fragte ich. »»In guten Händen, erwiederte sanft der Greis, du Armer!«« »»Wo ist mein Kreuz?«« Der Alte schaute mich verwundert an. »»Ich sah keines bei dir.«« Jetzt erinnerte ich mich, daß ich es fest mit meiner Hand umklammert hatte. So war es. Noch hielt ich es, krampfhaft umschlungen, in meiner Rechten. Ich zeigte dem Greise das Kreuzlein. Erstaunt betrachtete es der Alte. »»Wie kommst du, Sarazenenjüngling, zu dem Kreuze?«« fragte gespannt der Greis. Seine edlen, wohlwollende Züge, die mir so bekannt schienen, hatten ihm mein ganzes Zutrauen gewonnen. »»Mir gab es bei Damaskus ein Tempelritter vor acht Jahren«« — war meine Antwort. Wiederum betrachtete es, und noch sorgsamer, der Greis. »»Ja, rief er plötzlich, und seine Augen glänzten, ich kenne dieß Kreuz; ich gab es dir in dem Schatten der Palmen; du bist Ali.«« »»Und du Ulrich,«« sprach ich freudig. »»Ali, Ali, so treu hast du das Kreuzlein bewahrt?«« »»Es war mir bald das Liebste«« — betheuerte ich eifrig. »»Ali, begann Ulrich nachdenkend, der Herr muß Großes mit dir vorhaben; Er hat so wunderbar uns zusammengeführt.«« Ich

wollte weiter reden. »»Schone dich, mein Lieber, mahnte der Greis, der Fall hat die Nerven des Hauptes angegriffen; du brauchst Ruhe.«« Er reichte mir einen Trank, der mich sehr erquickte und zum Schlummern brachte.« —

»Als ich erwachte, stand der Greis vor mir und lächelte mich freundlich an. »»Wie befindest du dich?«« fragte er. »»Ganz wohl, Ulrich, Dank sey deiner Güte, sage mir aber, wie kommst du hieher?«« Der Greis erzählte mir, daß er von den Sarazenen gefangen worden sey; er sey ihnen entronnen und habe sich hieher geflüchtet, wo er Sicherheit und die längst gewünschte Ruhe gefunden hätte; zu alt und zu schwach sey er, um die gefahrvolle Flucht durch fremdes, aufrührerisches Land zu wagen; hier wolle er bleiben, bis der Herr seine Seele abrufe. Auch ich erzählte ihm mein Schicksal von dem Tage an, wo wir uns das Erstemal sahen. Der Greis hob voll Verwunderung, dankend sein Auge zum Himmel. »»Ali, begann er, wenn du das Kreuz so lieb hast, liebst du auch wohl Den, Der darauf für uns gestorben ist?«« — »»Ulrich, versicherte ich, das Kreuz habe ich recht lieb, weiß ich auch nicht, warum; allein, wie soll ich Den lieben, welchen ich nicht kenne, und von dem ich mehr Schlimmes als Gutes gehört habe?«« — »»Setze dich, mein Ali, begann der Greis mit mildem Ernst; fühlst du dich aufgelegt, mir aufmerksam zuzuhören?«« — »»Ja, betheuerte ich; ich bitte dich, erzähle du mir die Wahrheit von Christus, Den ich so gerne kennen lernen möchte.«« — Jetzt begann Ulrich mit leuchtenden Augen von dem Sohne Gottes zu erzählen, der Mensch geworden, gelitten und gestorben am Kreuze für unser Heil; und durch Seinen Tod uns das Leben

gegeben hat. Eustach, wie wurde mir da! Ich kann es nicht dir, nicht einem Menschen sagen; ich weinte bitterlich. »»Ulrich, rief ich, ist es aber auch wahr, ist es möglich, daß die Gottheit uns elende Geschöpfe so lieben konnte, daß sie selber den einzigen Sohn in Leiden und Tod für uns Würmer gesendet hat?«« — »»Ali, betheuerte Ulrich, du darfst es glauben; es ist Wahrheit!«« »»O wie ganz anders ist Christus, fuhr ich begeistert fort, als Mahomet; Christus vergoß Sein Blut für die Menschen, während Mahomet das Blut unzähliger Menschen verspritzte, um Herr von Mekka und Medina zu werden. Ulrich! wenn der Herr für Alle gestorben ist, ist Er auch für mich gestorben, wird Er auch mich als Sein Kind aufnehmen?«« — »»Zweifle nicht, Ali, tröstete Ulrich, Sein Blut ist für Alle, ist auch für dich geflossen; auch du sollst Antheil nehmen an Seinem Reiche, an Seiner Herrlichkeit.«« — »»Ulrich, fragte ich entzückt, sage mir, was muß ich thun, um Ihm zu danken, um Ihm zu gefallen?«« — »»Du sollst an Ihn glauben, Ihn lieben, und durch die Taufe zu Seinem Kind gemacht werden.«« — »»Ulrich, ich bitte, rief ich jubelnd, mache mich zu Seinem Kinde, lehre mich den liebsten Herrn recht erkennen; Sein will ich werden und bleiben, ich sage mich los von jenem Mahomet, den ich wohl fürchten, allein nie lieben konnte.«« — Ulrich drückte mich in tiefer freudiger Rührung an sein Herz. »»Ali, sprach er, für heute ist es genug; du hast noch weit zu gehen: dein Ausbleiben möchte Sorge machen, besuche mich bald wieder; besuche mich, so oft du kannst, wenn du Christum kennen und lieben lernen willst.«« —

»Mit welchen Gefühlen schied ich von ihm! Ich

kam bald wieder, um jene Lehre zu hören, welche meinem Herzen den Himmel aufthat. Der greise Ulrich liebte mich, wie sein Kind, ich ihn wie meinen größten Wohlthäter, meinen Vater. Aber, ach, es waren kaum drei Monate verflossen, als er krank, todtkrank wurde. »»Ali, sagte er einstens zu mir, ich fühle, daß der Herr mich abrufen will von der Welt; ehevor aber will ich dir den größten Schatz des Herrn spenden. Kniee dich nieder! Ich knieete mich hin, und er goß das Wasser der Gnade über mein Haupt im Namen der heiligsten Dreifaltigkeit. Steh auf, Innocenz! gebot er; Innocenz sollst du von nun an heißen; denn rein und unschuldig ist dein Herz. Und er drückte mich tief bewegt an seine Brust; er weinte, und unsere Thränen mischten sich.« — Innocenz hielt jetzt gerührt inne.

»Als ich ihn des andern Tages besuchte — fuhr sodann Ali-Innocenz weiter fort — fand ich ihn dem Tode nahe. »»Innocenz, sprach er leise; ich bin nicht verlassen; ich werde den Trost haben, daß du mir die Augen zudrückest. Innocenz, halte treu, was du dem Herrn versprochen hast; Verfolgungen werden über dich hereinbrechen und Qualen dich ängstigen; dann denke, wie der Herr für dich gelitten, für dich gestorben ist; denke, daß der Herr dir Alles vergelten kann.«« — Weinend beugte ich mich über den Sterbenden; mit verklärten Augen schaute er auf das Bild Christi, mit den Blicken der reinsten Zärtlichkeit zum letzten Gruße auf mich — und seine Seele war bei Gott.« — Hier erhob sich Innocenz, trat zu dem schwarzverhüllten Sarg, und öffnete ihn. »Sieh, Eustach, rief er, sieh, betrachte das Antlitz dessen, der mich zum Christen gemacht.« — Ein bleiches Grei-

sen=Antlitz mit dem sanften engelmilden Ausdruck frommer Güte bot sich meinen gerührten Blicken dar. Eine Thräne floß aus Innocenz Auge; er deckte den Sarg wieder zu, und setzte sich an meine Seite. —

»Ulrich, fuhr er fort, war wohl todt, allein seine Worte lebten in mir fort: recht oft besuchte ich diese gnadenreiche Stätte, betete an diesem Altar vor dem Bilde des Gekreuzigten, bat Ihn, mich nicht zu verlassen. Hier erinnerte ich mich an die Lehren meines Freundes, und erneuerte meine Vorsätze. Ich fühlte mich jetzt als Christ so glücklich und selig; nur dieß Einzige that mir weh, daß ich Niemanden hatte, mit dem ich diese Freude hätte theilen können. Ulrich hatte mir gerathen es Hassan zu verschweigen, und mich nicht nutzlos der Gefahr auszusetzen. Auch Zuleima'n getraute ich mir es nicht zu offenbaren. Ulrich meinte, ich sollte in dem Abendlande mir eine Stätte suchen, wo ich als Christ leben und sterben könnte, doch sollte ich noch einige Jahre zuwarten; vielleicht, daß der Herr eine Aenderung machen würde.«

»So vergingen drei Jahre, als Euer Heer bei Damiette landete und Moattams Macht schlug. Der Sultan bot jetzt die ganze waffenfähige Mannschaft seines Landes auf, und auch ich mußte mich auf Hassan's Geheiß, der mit Freuden in mir einen Streiter des Propheten erblickte, an der Spitze seiner Krieger stellen, und gegen die Christen ziehen.«

»Innocenz! fragte ich mit sanftem Vorwurf, konntest du es wirklich über dein Herz bringen, gegen deine Glaubensbrüder zu ziehen?« — Eustach, erwiederte er, Gott weiß es, wie schwer es mir ankam; allein fechten nicht auch Christen gegen Christen? Moattam war mein Herr, ihm mußte ich gehorchen und

kämpfen gegen Euch, die ihr unser Land feindlich anfielet. Wäre es aber das Land gewesen, wo unser Herr gelebt und geblutet hatte, keine Macht würde mich gezwungen haben gegen Christen mein Schwert zu zücken.« — Ich fühlte, daß mein Freund Recht hatte; stumm drückte ich ihm die Hand. Innocenz fuhr fort:

»Da traf ich auf dich, Eustach; du verwundetest mich; du wolltest auf meinem Roße entfliehen, und ich holte dich auf der Tragbahre ein. Du gewannest mein Herz, wie ich das deine, Eustach; ich will dich nimmer verlassen; ich will mit dir in deine Heimath ziehen; sie soll die meine werden; dort will ich als Christ leben und sterben.« —

»Innocenz, mein einziger Freund! rief ich jubelnd, und schlang meine Arme um ihn, als wollte ich ihn nimmer lassen, das wolltest du thun? Ja, Innocenz, laß uns fliehen, laß uns auf der Stelle fliehen!« —

»Ja, Eustach, das will ich. Jetzt, oder nimmer.« — Und er erhob sich in tiefer Bewegung und knieete, mich sanft an seine Seite ziehend, am Altare nieder. »Du, Herr und Erlöser, begann er feierlich, ich habe Dir Alles geopfert. Ich habe Hassan, meinen Wohlthäter, und Suleima, meine Verlobte, verlassen, damit ich Dir dienen kann. O nimm dieß Opfer gnädig auf; sey Du mein Antheil für Zeit und Ewigkeit. Dir übergebe ich mich ganz. Segne die, welche ich Deinethalben verlasse; segne mich und den, welchen Du mir gesandt hast, doch nicht mein, sondern Dein Wille geschehe!« — Wie rührte mich diese heldenmüthige Entsagung, die innige Liebe dieses hohen Auserwählten! Mit Ehrfurcht schaute ich auf diesen Jüngling,

der, aufgewachsen in der Wüste, mitten unter Haß und Irrglauben, dennoch so wunderbar zum Glauben und zur Liebe Christi gelangt war!

Innocenz betete fort; seine Züge drückten Ergebung und Entschlossenheit aus. Jetzt erhob er sich und betrachtete lange Ulrichs Leiche. »Eustach, rief er, wohlan denn, im Namen des dreieinigen Gottes, laß uns ziehen; der Herr sey mit uns!« — »Amen!« sprach ich bewegt und verließ mit ihm die geheimnißvolle Stätte. Wir fanden unsere Rosse an der alten Stelle. Da wandte sich Innocenz noch einmal der Gegend zu, wo Hassan und Zuleima lebten. Herr, flehte er leise, schütze Du sie, sey ihnen gnädig; gieb Zuleima einen andern Bräutigam, und Hassan einen andern zum Sohn!« — Wir eilten dem Meere zu, um dort ein Schiff zu finden, das uns nach dem gelobten Lande brächte; dort wollten wir andächtig beten am Grabe des Erlösers, aber dann nach Deutschland ziehen, und dort unser Leben zubringen im Dienste des Herrn. Aber, ach, der Herr fügte es anders. Sein Wille sey gepriesen!

Wir nahten uns schon dem Ufer des Meeres, als plötzlich eine Räuberschaar uns überfiel. Sie übermannte uns leicht; wir wurden ausgeplündert und gefangen fortgeschleppt. Nach wenigen Tagen verkauften sie uns an Sklavenhändler. Diese schleppten uns bis nach Bagdad, wo Hakem, ein reicher Kaufmann, uns von ihnen kaufte. Er war geizig im höchsten Grade, und wir konnten ihm nicht genug arbeiten. Wir wurden jenen Sklaven zugetheilt, welche die Bestellung seines großen Gartens und die Wartung des Viehes über sich hatten. Da gab es der Arbeit in Menge, von Morgens bis Sonnenuntergang. Sank

unsere Rechte ermüdet nieder, so war sogleich die Peitsche des Aufsehers bereit, unsere ermüdete Kraft durch Schläge anzuspornen. Dabei war unsere Kost ärmlich und schlecht, wie des Abends unser Lager; aber am härtesten drückte uns die Rohheit unsrer Mitgenossen, die, sämmtlich aus dem niedrigsten Stande, aus allen Gegenden Asiens zusammen gekauft, uns anfeindeten; weil wir nicht zu ihnen hielten, sondern uns von ihrer verdorbenen Gesellschaft absonderten. Es kam über uns ein großes Leid. Und wie ertrug es Innocenz! Er hätte nur Ein Wort aussprechen dürfen, und seine Ketten wären gefallen, und seine Tage voll Lust und Freude gewesen. Keine Klage, nicht der leiseste Ausdruck von Unwillen kam über seine Lippen. Nicht er, eher ich bedurfte des Trostes und der Ermuthigung: »Eustach sprach er öfters zu mir, der Herr will unsern Glauben, unsere Liebe prüfen. Ulrich hat es mir vorausgesagt, daß Verfolgung und schweres Leiden über mich kommen werden. Laß es uns tragen als Christen zu Ehren des leidenden Heilandes, der uns Alles vergelten kann.« Wie rührte mich ein solch fester Glaube, eine so innige Liebe. Abends, wenn die Zeit der Ruhe nach der Arbeit nahte, dann nahte auch jene Stunde, auf die wir uns den ganzen mühevollen Tag über gefreut hatten. Wir genossen mit einander — von den übrigen geschieden (es war uns dieß auf unser inständiges Bitten von Hakem erlaubt worden) — unser spärliches Mahl, das die Freundschaft so süß machte. Wir tauschten unsere Gefühle aus, wir erzählten uns, was wir des Tages über erfahren und gedacht hatten; wir ermunterten und trösteten uns wechselseitig, wir beteten gemeinsam und flehten das Erbarmen des Himmels an. Freilich

flossen auch oft unsere Thränen, doch waren sie nicht immer die Thränen des Leides, öfters flossen sie aus jenem Gefühl der Erquickung, jener stillen Freude, die Gottes Barmherzigkeit so oft den Leidenden zu Hülfe schickt. So vergingen drei Jahre; wir hatten uns an das Sklavenjoch gewöhnt; die Gnade Gottes und der Trost der Freundschaft erleichterte es uns wunderbar. Auch dieser Trost sollte uns nicht mehr lange bleiben. Hakem starb; in seinen Reichthum theilten sich zwei Erben; da wurden auch wir getheilt; Innocenz mußte nach Balsora ziehen, ich mußte in Bagdad bleiben. Unser Flehen, unser Bitten ward nicht gehört. Wer je von dem scheiden mußte, das seine Liebe, sein Trost, das Glück seines Lebens war, der weiß, was ich empfunden. Wir wurden aus einander gerissen. »Eustach, war Innocenz letztes Wort, gedenke des Herrn, gedenke mein!«

Mit Innocenz schien die Freude und die Kraft meines Lebens gewichen zu seyn. Man mußte mich oft mit Stockschlägen aus meinem Hinbrüten erwecken und zur Arbeit antreiben. Ich achtete es kaum, wenn ich unter der Peitsche des Aufsehers halb ohnmächtig zu Boden sank; ich nahm ab, ich zehrte sichtlich aus. Bald sah mein Herr, daß dieß nicht Bosheit, nicht Verstellung, sondern eine Krankheit seyn müsse, gegen die Stock und Peitsche nutzlos wären. Um doch noch einigen Gewinn aus mir zu ziehen, eilte er, mich um einen geringen Preis an einen Sklavenhändler zu verkaufen, der mich, wie eine halb verlorene Waare annahm und darnach behandelte. Mehrmals wollte er mich verkaufen, doch auf den bleichen abgelebten Sklaven wollte Niemand bieten. Da schleppte er mich nach Cahira, Aegyptens Hauptstadt, und bot mich dort auf

dem Sklavenmarkte zum Verkaufe aus. Mit düstern Blicken betrachtete ich meine Unglücksgefährten, die in langen Reihen aufgestellt waren und von den Kauflustigen, Mann für Mann gemustert wurden. Wie wurde mir aber, als ich unweit von mir Innocenz engelmildes Antlitz schaute. Sein Auge traf auf das meine und leuchtete in heller Freude auf. »Innocenz, rief ich jubelnd, und hob ihm die gefesselten Arme zum Gruße entgegen! Da traf meinen Nacken ein gewaltiger Schlag; als ich mich erschrocken umwandte, grinzte mir Achmet's, Hassan's Sklavenaufsehers wildes Antlitz mit höhnischem Lachen entgegen. Entsetzt fuhr ich zurück. Das hätte ich jetzt in diesem Augenblicke nicht erwartet. »Seyd Ihr schon zurück von Euerer Reise? fragte Achmet höhnisch, wahrlich, Ihr seyd lange ausgeblieben, desto größer wird auch zu Hause die Freude über Euere Heimkehr seyn. Vorwärts, du Hund, rief er drohend; jetzt bist du mein, Hassan hat dich gekauft. Allah hat uns den Wolf gegeben, der das Lamm geraubt hat. Weh dir, du heilloser Verführer!« Mit Hohn und Schlägen trieb er mich vorwärts. Ich schwieg und ahnte, daß jetzt das Schrecklichste über mich kommen werde. Ich flehte zu Gott, flehte um Innocenz, um meine Rettung, oder doch wenigstens um ein gnädiges Sterbstündlein. —

Achmet zog mich in ein finsteres Haus. Als ich dort eintrat, fühlte ich mich plötzlich innig umschlungen. Es war Innocenz, der, unfähig in der Rührung seines Herzens zu sprechen, stumm mich an sein Herz drückte. Zornig riß uns der wilde Achmet auseinander. Innocenz betrachtete mich mit den Blicken der innigsten Freude, die nur zu bald sich in tiefen Schmerz verwandelte. »Eustach, rief er, noch ist

die Prüfung nicht zu Ende; sey standhaft!« — »Schweigt, herrschte uns Achmet zu, wofern ihr nicht wollet, daß ich euer Maul mit einem Schloße versperren soll. Macht euch bereit, sogleich mit mir abzureisen.« —

Innocenz und ich wurden auf Pferde gebunden, und von Achmet und seinem Knecht sorgsam bewacht. Sprechen durften wir nicht mit einander, wollten wir nicht mit Peitschenhieben von Achmet dafür gezüchtigt werden. In tiefem schmerzlichem Sinnen setzten wir die Reise fort. Ich blickte auf Innocenz; er schaute mich tröstend und ermuthigend an. Von Hassan's Wildheit und Christenhaß durften wir das Schlimmste erwarten; doch ich kannte Innocenz Muth und Liebe; ich fühlte auch in mir die Kraft, für meinen Glauben zu sterben. Der Tod schien uns gewiß; ich benützte die Zeit, um mich auf diese ernste Stunde vorzubereiten. —

Des andern Tages lag Hassan's Schloß vor uns. Furcht und Beklommenheit wegen des Kommenden schien zu ängstigen; doch Innocenz schaute mich mit muthigen, ergebenen Blicken an; ich fühlte, daß mein Freund stärker war, denn ich. Still und traurig eröffneten sich die Thore; mich warf man sogleich mit doppelten Ketten in den Kerker, wo ich ermüdet zu Boden sank. Innocenz wurde zu Hassan geführt. — Bald riß man mich aus meinem Brüten empor und brachte mich gleichfalls in Hassan's Zimmer. Dort sah ich den Alten, neben sich Innocenz, der Ketten ledig. Der Alte betrachtete mich lange mit steigendem Ingrimm. »Christ,« rief er, und seine Stimme zitterte, Christ, ich habe dein Leben geschont, als es in meiner Hand war; ich habe dich in meinem Hause

beherbergt, als meinen Gastfreund, ich habe dir alles Gute gethan; und wie hast du mir gedankt? Du hast mir das Herz und die Liebe meines Ali gestohlen; du hast ihn verführt; du hast ihn zum Abfall gebracht vom Glauben seiner Väter. Du Hund, du Elender, zertreten will ich dich, wie den Wurm im Staube.« Seine Faust ballte sich drohend, seine Lippen bebten und seine Augen rollten glühend in Wuth und Schmerz. »Hassan, begann jetzt sanft Innocenz, habe ich dir nicht erzählt, wie ich Christ wurde? Ich war Christ, ehe Eustach kam, und erst in jener Nacht, wo ich dich verließ, erfuhr er, daß ich seines Glaubens sey.« — »Ali, Ali, schweig du ungerathenes Kind, befahl der zürnende Alte; als man dich zu mir brachte; vater- und mutterlos, halbverbrannt, da nahm ich dich in mein Haus und Herz auf, da ahnete ich nicht, daß du ein dreifacher Verräther, an deinem Vater, an deinem Glauben, an deinem Vaterland seyn werdest! Wie klagt und jammert Zuleima, die du schändlich verlassen hast, um des fremden Mannes willen! Weh mir, daß ich dieß erleben mußte!« Schmerzvoll hielt Hassan inne. »Ali, fuhr er jetzt fort, und wandte das Auge mit der alten Liebe auf ihn, Ali, kehre um, noch ist es Zeit; noch kannst du werden die Liebe meines Herzens, der Trost meines Alters und Zuleima's Hoffnung; Ali, ich bitte dich, schwöre ab den falschen Glauben, werde wieder ein Diener des großen Propheten, werde wieder mein liebes Kind!« »Hassan, erwiederte Innocenz, und sein Auge füllte sich mit Thränen, Hassan, ich liebe dich als meinen Vater und Wohlthäter, ich liebe Zuleima, wie meine Schwester, mein Herzblut will ich mit Freuden für euch geben; aber niemals werde ich meinen Herrn und Hei-

land verlassen, der für mich gestorben ist, der sich meiner erbarmte und mich zur seligen Wahrheit geführt hat. Hassan, leg ab den Haß deines Herzens, lerne Christum kennen, und du wirst Ihn lieben, wie ich, laß ab von jenem Mahomet, der dich und so Viele betrogen hat!« — »O großer Prophet, rief entsetzt der Sarazene, höre nicht die Lästerungen dieser Verblendeten, straf ihn nicht. Ali, fuhr er dann drohend fort, weißt du nicht, was ich dir geschworen habe? Ich schwur, dich mit eigenen Händen zu tödten, wenn du Christ würdest. Soll ich nun, fragte er in tiefstem Schmerzen, meine alte Hand tauchen in des Sohnes Blut, des letzten Sprößlings Talebs?« — »Hassan, erwiederte Innocenz gefaßt, das wirst du nicht thun, das kann dein Herz nicht!« — »Ja, ja, rief er wüthend, die Ehre des Propheten geht mir über Alles; ich kann es, ich will es Dir zeigen; und drohend schwang er das Schwert über Innocenz Haupt. Dieser beugte sich. »Mein Leben steht in Gottes Hand, rief er muthig, doch soll mein Blut fließen, so schone das meines Freundes, der als Christ geboren wurde, und nichts verschuldet.« — »Ali, rief Hassan drohend mit fürchterlicher Stimme, zum letzten Mal!« Innocenz bot ihm schweigend seinen Hals dar. »Nun so sey es, rief der wüthende Sarazene, und hoch zückte er das Schwert. Ein Angstgeschrei — denn reden konnte ich nicht — drang über meine Lippen. Da öffnete sich die Thüre. Zuleima stürzte herein und warf sich entsetzt zwischen Beide. »Hassan, willst du deinen Sohn morden?« schrie sie. Dem Alten war bei Zuleima's Anblick das Schwert entfallen. Tief erschüttert wich er zurück. »Ali, rief jetzt Zuleima, und heftete die dunkeln Augen auf Innocenz, der sich ernst und

still aufgerichtet hatte, Ali, so gehst du mit denen um, die dich lieben! Was habe ich gelitten um Deinethalben! Warum hast du uns verlassen?« Thränen strömten über ihre bleichen Wangen. Ein Schimmer unbeschreiblicher Bewegung röthete Innocenz's Antlitz. Aber wie konnte irdische Schönheit über den Macht gewinnen, in dessen Herz so ganz Christi Bild lebte! »Zuleima, sprach er sanft, Zuleima, zürne deinem Bruder nicht! Nicht einem irdischen Wesen habe ich dich aufgeopfert, sondern dem Herrn des Himmels und der Erde, der für uns gestorben! — »Geh weg mit deinem Christus, rief das leidenschaftliche Weib, hast du keinen andern Trost für mich Aermste?« — »Gottes Barmherzigkeit, Christi Liebe, antwortete ernst und feierlich Innocenz. Da verhüllte Zuleima ihr Haupt. »Weh, jammerte sie, wehe! er ist für mich verloren für Zeit und Ewigkeit.« Der alte Hassan zerraufte sich voll Wuth und Verzweiflung sein Haar, und eilte Zuleimen nach, die trostlos aus dem Zimmer wankte.

Wir standen tief erschüttert, sprachlos. Die Knechte traten ein und führten uns in unsere Gefängnisse zurück. Aus meinem tiefen Sinnen weckte mich des Abends Achmet, der mit einer Lampe in der Hand vor mich hintrat. »Christ, sprach er, Tod und tausendfache Martern warten dein; noch kannst du dich und ihn retten, wenn du von deinem Glauben lassest und Ali zu Gleichem bewegst? — »Nimmermehr, rief ich entschlossen, nimmermehr werden ich und Innocenz von Christo lassen; sag es deinem Herrn; er kann uns martern, er kann uns tödten; aber nimmer den Erlöser aus unserm Herzen reissen.« — »So geschehe denn, wie du willst, erwiederte mit flammenden

Augen Achmet; freue dich der Qualen und Martern, du Verruchter, wie sie noch keinem Menschen bereitet worden sind.« — Mit wilden Drohungen und Lästerungen verließ er mich.

Ich brachte die Nacht unter eifrigen Vorbereitungen zum Tode und inbrünstigen Gebeten zu, Gott möchte Innocenz und mir Muth und Standhaftigkeit und ein gnädiges Sterbestündlein verleihen. Gegen Morgen hörte ich plötzlichen Lärmen und verworrenes Geschrei; ich konnte das Klirren der Schwerter unterscheiden; Fußtritte nahten meinem Kerker; ich glaubte, es wären die Henkersknechte, um mich zur Marter zu führen. Die Thüren meines Kerkers wurden aufgerissen und Sklaven und Knechte Hassan's traten ein. »Auf Christ, riefen sie mir zu, erhebe dich, rette deinen Freund; hilf uns den Wütherich Hassan vertilgen, de uns mit Füssen tritt und unsern theuern Ali ermorden will.«

Hassan hatte in letzterer Zeit, wo der Gram und der Zorn die natürliche Wildheit seines Charakters vermehrte, von Achmet aufgehetzt, mit unmenschlicher Grausamkeit seine Sklaven behandelt. Theils, um sich zu rächen, theils um das Leben des milden, von Allen geliebten Innocenz zu retten, hatten sie sich verschworen, den alten Wütherich und Achmet zu tödten, und Innocenz zu ihrem Herrn zu machen. Meine Ketten fielen, mit Jubel ergriff ich das Schwert, um den Freund zu retten und eilte zum Kampfplatz. Nur Wenige waren dem Alten treu geblieben. Sie wurden von den Aufrührern von Gang zu Gang getrieben; als ich ankam, waren Hassan und Achmet bereits unter ihren Streichen gesunken. Unter schrecklichen Flüchen und Lästerungen gaben sie den Geist auf.

Freudig eilte ich zu Innocenz, um ihm unsere Rettung zu verkünden. —

O Jammer, wie fand ich ihn! Todtenbleich, mit verlöschenden Augen, mit dem Tode ringend. O Heiland! welch ein Schwert drang durch mein Herz; mit der Bothschaft des Lebens war ich gekommen, und fand den Tod. Still weinend knieete ich mich hin vor den sterbenden Freund, der die trüben Augen aufschlug, und mit freundlichen Blicken mir die erkaltende Rechte zu reichen suchte. »Eustach, hauchte er leise, ich werde — bald bei — Christo seyn.« Mehr konnte er vor Schwäche nicht sagen. Mit der äußersten Kraft suchte ich den bittern Schmerzen nieder zu kämpfen, und ihm den Todeskampf durch tröstlichen Zuspruch zu erleichtern. Da öffnete sich plötzlich die Thüre, und erschrocken sah ich Zuleimen hereinwanken, bleich, zitternd, den Ausdruck des heftigsten Schmerzens und stillen Wahnsinnes im Gesichte. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, knieete sie neben mir an Innocenz Lager. »Ali, rief sie und faßte seine sterbende Hand, Ali, warum dankst du mir nicht? Hat es gewirkt, was ich dir sandte?« — »Verfluchte Giftmischerinn, rief ich entsetzt, du hast ihn getödtet!« — »Ja, Christ, sprach sie, und eine wilde Freude röthete das bleiche Antlitz, ja, und ich rühme mich dessen. Während du und Hassan seine Marter wolltet, habe ich mich seiner erbarmt; ich gab ihm sanft tödtendes Gift. Freue dich Ali, du stirbst nicht allein, du stirbst nicht ungerächt. Mit dir stirbt Hassan, den die Meuchler erschlugen, mit dir Zuleima. Zuleima will nicht den Vater, will nicht den Bräutigam überleben; sie will nicht werden die Sklavin der Sklaven. Zuleima stirbt frei und furchtlos.« — »Heilige Jungfrau, rief

ich in tiefstem Schmerz, rette, du, Unglückselige, rette dich, rette ihn!« — »Zu spät,« erwiederte sie düster; wie schneidet es in meinem Leib, und ohnmächtig, sterbend, sank sie nieder. Stumm, in unnennbaren Schmerzen stand ich da und rief Gottes Barmherzigkeit um Hülfe an. Ich beugte mich über den sterbenden Freund. Nochmals, zum letzten Male, hob er mit der alten Liebe die verlöschenden, halbgebrochenen Augen auf, wie zum letzten Gruße. Mit den Worten: »Jesus — Eustach« ging seine Seele zu Gott. Mein Schmerzensgeschrei weckte Zuleima aus dem Todesschlummer; mit der letzten Kraft warf sie sich neben Innocenz's Leiche, und badete sie mit ihren Thränen. »Zuleima, ermahnte ich, wenn du zu ihm kommen willst, so wende dein Herz, wie er, zu Jesu!« — »Nimmermehr,« rief die Verzweifelnde; unter Lästerungen und Verwünschungen hauchte sie die unglückliche Seele aus. — Mitten unter dem Jammer und dem Elend dieses schaudervollen Unglücks erscholl der Jubel der befreiten Sklaven, die triumphirend heranstürmten, um Innocenz als ihren neuen Herrn zu begrüßen. Weit auf rissen sie die Thüren; entsetzt aber fuhren sie zurück, als sie Innocenz, als sie Zuleima's Leiche sahen, und das schreckliche Unglück vernahmen. Da beschlossen sie, Hassan's Schätze zu theilen, sein Haus anzuzünden und sich in die Gebirge zu flüchten, um der Rache von Hassan's mächtigen Freunden zu entgehen. Mir boten sie einen Antheil der Beute an, mit Verachtung wies ich sie aber zurück, nahm Innocenz's Leiche, und trug sie zu einer Palme, unter deren Schatten wir oft geruht hatten. Dort grub ich ein Grab; doch wie lange ging es, ehe ich mich von ihm trennen konnte! wie oft betrachtete ich die noch

im Tode so engelmilden Züge. Betäubt saß ich neben dem theuern Leichnam, stumm, mit gefalteten Händen, in Schmerz versunken; erst als Hassan's Wohnung brannte und die Flammen ihre sengende Gluth bis zu uns hinübertrieben, fühlte ich, daß es höchste Zeit sey. Da legte ich meinen Innocenz in das Grab, gab ihm den letzten Gruß und das Zeichen des heiligen Kreuzes; und als ich die kühle Erde wie zum Schlummer über ihn gebettet hatte, da war es mir, als hätte ich alles Glück, alle Freude begraben. Still jammernd warf ich mich über den Hügel hin, umklammerte ihn mit meinen Armen und bat den Herrn, mich mit dem zu vereinigen, den ich und gewiß Er selber so sehr geliebt hatten — mit meinem Innocenz. —

Nachschrift des Pater Eucherius.

Unser frommer Bruder Onuphrius — früherhin Eustachius mit Namen — ist heimgegangen. Der Herr hat seine Bitte erhört, und ihn mit seinem Freunde Innocenz auf ewig vereint. Er hat viel geliebt; darum wird ihm auch viel verziehen werden. Requiescat in pace!

Manuscript von D. L.

2.

Der Bettler.

(Was hier ohne alle Ausmalung erzählt wird, war im Jäner 1835 in öffentlichen Blättern zu lesen.)

I.

An dem Haupteingange einer Kirche in Paris bemerkte man täglich einen Bettler, Namens Jakob, der

schon ein Greis war. Er nahm seinen Platz allemal auf der Schwelle des Heiligthumes. Bei seiner zerlumpten Kleidung hatte er doch einen gewissen Anstand, der vermuthen ließ, es sey ihm eine nicht gemeine Erziehung zu Theile geworden.

Dieser Bettler stand bei den übrigen Armen des Kirchspiels in Ansehen und Achtung, weil er Herzensgüte und Unpartheilichkeit bei Theilung der empfangenen Almosen zeigte, und die Streitigkeiten unter ihnen mit Liebe und Klugheit beilegte.

Aber Niemand wußte das Geheimniß des Lebens und des Unglückes dieses Bettlers. Seit fünf und zwanzig Jahren fand er sich regelmässig auf dem nämlichen Platze ein; und man war so sehr daran gewöhnt, ihn hier zu sehen, wie an den Anblick der Statuen in den ausgehauenen Nischen der gothischen Wölbung. Obgleich er ein Katholik war, setzte er doch niemals einen Fuß in den Tempel. Sobald die gottesdienstlichen Handlungen begannen, und das Heiligthum von den frommen Gesängen wiederhallte, betete auch er, und senkte innigen Blick in das Heiligthum, in dessen gothischen Fenstern sich die Sonnenstrahlen brachen, und zu ehrfurchtsvoller und freudiger Andacht erhoben, und in welchem die langen Schatten der schon seit Jahrhunderten stehenden Pfeiler an die Unvergänglichkeit unserer heiligen Religion zu erinnern schienen. Aber zuweilen sah man, wie Thränen über Jakobs gefurchtes Angesicht flossen. Wer ihn so sah, mußte denken, diesen Armen drücke entweder ein großes Unglück oder das Bewußtseyn eines schweren Verbrechens. In den ersten Zeiten der Christenheit würde man sich versucht gefühlt haben, ihn für einen büßenden großen Missethäter zu halten, der aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen wäre.

II.

Ein gewisser Priester, Namens Paulin, las in diesem Tempel täglich die heilige Messe. Er war ein Sprößling aus einer der ältesten Familien Frankreichs; er besaß ein überaus großes Vermögen, und Wohlthun war dabei seine Freude. Dieser Priester hatte mit der Zeit dem alten Bettler Jakob eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt, und verabreichte ihm an jedem Morgen seine Spende, welche er durch freundliche Worte noch angenehmer machte.

Aber eines Tages fand sich Jakob zur gewohnten Stunde nicht an der Schwelle des Tempels ein. Damit Jakob sein Almosen an diesem Tage nicht vermissen sollte, begab sich Paulin nach gelesener Messe in die Wohnung des Armen. Er fand den Greis auf einem elenden Lager krank. Allein, in Jakobs ärmlicher Kammer fand Paulin Kostbarkeiten von seltener Pracht, und konnte deßwegen nur staunen. Ueber dem elenden Lager war eine kostbare Uhr aufgehängt; zwei Gemälde, die reich eingefaßt und mit einem Florschleier behängt waren, lehnten an der Kalkwand; ein Krucifix von Elfenbein und von kostbarer Arbeit hing an dem Bettgestelle zu den Füßen des Kranken; ein alter Sessel mit gothischem Schnitzwerke stand neben dem Bette; unter einigen alten Büchern lag ein Meßbuch mit silbernen Schlössern. Die übrige Geräthschaft aber verkündete die äusserste Dürftigkeit.

Der Kranke war sehr gerührt von der Liebe, mit der ihn der Priester besuchte, und sagte mit der innigsten Dankbarkeit: »Ach, hochwürdiger Herr, Sie lassen Sich so herab, daß Sie eines Unglücklichen gedenken!« — »Mein Freund, erwiederte Paulin, ein Priester vergißt

nur die Glücklichen. Ich kam zu euch, um zu erfahren, ob Ihr keiner Hülfe bedürfet.«

»Ich bedarf nichts mehr,« erwiederte Jakob: »mein Ende ist nahe; nur läßt mir mein Gewissen keine Ruhe.«

»Euer Gewissen?« versetzte der Priester. »Solltet ihr denn ein großes Vergehen zu büßen haben?«

Und er antwortete: »Ein Verbrechen, sage ich Ihnen; ein ungeheures Verbrechen; ein Verbrechen, für das es keine Vergebung giebt.«

Der Priester erwiederte: »Ein Verbrechen, das nicht vergeben wird, giebt es nicht. Die göttliche Barmherzigkeit ist weit größer, denn alle Missethaten der Menschen.«

Jakob sagte hierauf: »Aber ein Verbrecher, der sich der allergräßlichsten Sünde schuldig gemacht hat, was hat der noch zu hoffen? Für mich giebt es keine Vergebung mehr!« —

Mit lebendiger Begeisterung sprach der Priester: »Wohl doch giebt es eine! Der Zweifel daran wäre eine Gotteslästerung, die weit schrecklicher und strafbarer wäre, als selbst euer Verbrechen. Die Religion bietet dem Reumüthigen ihre Arme.«

Jakob entdeckte jetzt dem Paulin, was ihm so schwer auf dem Herzen lag, und erzählte:

»Ich, der Sohn eines armen Pächters, wurde durch das Wohlwollen einer altadelichen Familie beglückt, für welche mein Vater ein kleines Landgut bewirthschaftete. Von meiner frühesten Jugend an nahm mich diese Herrschaft zu sich auf das Schloß. Sie ließ mich in Wissenschaften bilden, und ich ward Geheimschreiber. Ich war gerade fünf und zwanzig Jahre alt, als die Revolution ausbrach. Durch die Lesung der damaligen Flugschriften ließ mein Geist sich leicht

verführen; und mein ungeheurer Ehrgeiz wollte mit meiner untergeordneten Stelle nicht mehr zufrieden seyn. Ich entwarf mir den Plan, das freundliche Schloß, diese Zufluchtsstätte meiner Jugend, mit dem Schlachtfelde zu vertauschen. O hätte ich diesen raschen Entschluß ausgeführt! Diese Undankbarkeit würde mir ein Verbrechen erspart haben. Die Rebellen überflutheten bald auch jene Provinz, und meine Herrschaft stand in der Besorgniß, in ihrem Schloß ergriffen zu werden, und ein Opfer der Wuth der Rebellen werden zu müssen; darum verabschiedete sie ihre ganze Dienerschaft, zog in aller Eile einige Kapitalien ein, raffte von ihrer reichen Geräthschaft nur jene Kostbarkeiten zusammen, welche für die Familie als Andenken einen besondern Werth hatten, und flüchtete nach Paris, um dort in stiller Zurückgezogenheit sicher zu seyn. Ich, den die Herrschaft als Kind des Hauses ansah, folgte ihr. Sie wurde auf die Liste der Ausgewanderten gesetzt, ihre Güter wurden als Staatsgüter erklärt: aber meine Herrschaft grämte sich nicht darüber, und lebte ruhig und ungekannt. Festes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung gab ihr Trost, und sie harrte auf bessere Zeiten. Jedoch, ich verrieth den Rebellen meine Herrschaft. Vater und Mutter, vier Töchter, welche in ihrer Unschuld Engel glichen, und ein Söhnchen von zehn Jahren wurden insgesammt in einen Kerker geworfen. Es ward ihnen der Prozeß gemacht. Damals reichten die unbedeutendsten Vorwände hin, daß der Unschuldige sein Leben verlieren mußte. Ich, der das Vertrauen dieser Familie besaß, verdächtigte bei den Richtern die geringfügigsten Umstände aus ihrem Leben und machte daraus das ganz ungegründete Verbrechen einer Verschwörung. Das Todesurtheil

wurde über die ganze Familie gefällt; nur das Söhnchen blieb verschont. — Weil aber die Hinrichtungen zahllos waren, so wurde diese Familie an dem bestimmten Tage übergangen, und man würde sie vielleicht ganz vergessen haben, so daß sie dem Tod entgangen wäre, hätte nicht ich die Rebellen, welche Gericht ausübten, auf dieß Versehen aufmerksam gemacht. Ich that es, um mich zu bereichern; meinen Eifer belohnte man mit dem Bürgerrechte; das Todesurtheil sollte nun aber an der Familie noch am Abende vollzogen werden. Bei dem Leuchten der Fackeln wurde die edle Familie auf dem Karren zum Tode geführt. Die Familie betete inbrünstig, und nie kam der Name ihres Mörders über ihre Lippen. Da es schon spät war, hatte der Scharfrichter, seiner Arbeit überdrüssig, die Hinrichtung einem Henkersknecht übertragen; der Henkersknecht hatte aber in diesem schrecklichen Handwerke noch wenig Uebung und sprach einen Vorübergehenden um Beistand an, und der da zeigte sich sogleich bereitwillig dazu: — und dieser Mann war ich.«

Jakob erzählte dem Priester Paulin weiter: Der Preis für so viele Verbrechen war eine Summe von dreitausend Franken in Gold, und diese kostbaren Gegenstände, welche als unverwerfliche Zeugen meiner Missethat um mich herum aufgestellt sind! Nach diesen Verbrechen wollte ich die Stimme meines Gewissens durch den Genuß der Weltfreuden zum Schweigen bringen; aber kaum war das Gold, der Gewinn meiner Missethat, verschwelgt, bemächtigten sich meiner schreckliche Gewissensbisse. Und was immer ich unternahm, schlug mir fehl. Ich wurde arm und schwach. Der Mildthätigkeits-Verein räumte mir einen Platz an der Kirchthür an, wo ich eine so lange Reihe von Jahren ge-

standen bin. Das Bewußtseyn meiner Missethat war so quälend und so ängstigend, daß ich gänzlich an der göttlichen Begnadigung verzweifelte, und es niemals wagte, zu den Tröstungen der Religion meine Zuflucht zu nehmen, noch einen Fuß in das Innere der Kirche zu setzen. Die Almosen, und vorzüglich die von Euer Hochwürden, setzten mich in den Stand, die Summe zusammen zu sparen, die ich meiner alten Herrschaft geraubt habe; hier ist sie. Die kostbaren Sachen, die Sie in der Kammer hier sehen, diese Uhr, dieser Christus, dieses Buch, diese verschleierten Bildnisse gehören zur Geräthschaft der Opfer meiner Missethat. Ach, wie lange schon marterte mich meine Reue, und wie tief ist sie, und doch so unnütz! Oder glauben Sie, daß ich nach all dem die Vergebung von Gott hoffen dürfe?«

Der Priester antwortete ihm: »Mein Sohn, euer Verbrechen ist allerdings schrecklich; dieß weiß Niemand besser zu beurtheilen, als der, welcher durch die Revolution seine Eltern verloren hat und als unglücklicher Waise zurückgeblieben ist. — Aber die göttliche Barmherzigkeit ist unendlich; und habet ihr aufrichtige Reue und volles Vertraueu auf Gottes Erbarmung, dann glaube ich wohl, euch seine Gnade und Vergebung verheissen zu können.«

III.

Paulin wollte dem Jakab nach Anhörung seiner Beichte die sakramentalische Lossprechung ertheilen. Jakob erhob sich aus seinem Bette und knieete nieder.

Nach Ablegung seiner Beichte sagte Jakob: »Ich muß mich des Gewinnes meiner Missethat entledigen. Nehmen Sie diese Kostbarkeiten, verkaufen Sie dieselben, und vertheilen Sie den Erlös unter

die Armen.« — Bei diesen Worten zog Jakob den Florschleier von den Gemälden hinweg; und er sprach: »Das sind die ehrwürdigen Bildnisse meiner Herrschaft.«

Kaum hatte der Priester einen Blick darauf geworfen, entfuhren ihm die Worte: »Ach, mein Vater und meine Mutter!« — Von dem Sturm der Gefühle überwältigt, sank Paulin auf einen Sessel hin. Endlich entstürzte ihm ein Strom von Thränen. Jakob lag zu den Füssen des Priesters und benetzte sie mit seinen Thränen, indem er in einem unbeschreiblichen Tone aufrief: »Mein Herr! Mein Herr!« Der Priester bemühte sich seiner eigenen Gefühle Meister zu werden; indessen jammerte Jakob, und rief: »Ja, ich bin ein Mörder, ein Ungeheuer, ein Elender! Herr, mein Leben steht in Ihrer Gewalt; verfügen Sie mit mir, um Sich an mir zu rächen?« — »Mich rächen?« sagte der Priester, und nahm das Krucifix, sein väterliches Erbe, in die Hand, hielt es dem Unglücklichen vor, und sprach: »Gottes Sohn, der von Menschen am Kreuze geopfert worden ist, verheißt euch durch mich Vergebung. Dann legte er die eine Hand auf das Haupt des Elenden, hielt in der andern das Zeichen unsrer Erlösung, und flehte zur göttlichen Barmherzigkeit für den Mörder seiner Familie. Jakob lag unbeweglich, das Angesicht zum Boden gewandt, zu den Füssen des Priesters. Nun wollte dieser ihn aufrichten; — aber sein Geist war schon hinüber geschieden.

Manuskript von Th. Nelk.

3.

Der Kaliph und der Bauer.

(Was hier ohne Ausmalung erzählt wird, findet man auch in des Fr. von Kerz Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu Christi, von Stolberg XI. Band.)

Mahadi, der seinem Vater im Jahr 775 im Kaliphat oder in der Herrschaft über die Araber gefolgt war, belustigte sich täglich mit der Jagd. Eines Tages verirrte er sich auf der Jagd von seinen Gefährten. Müde, hungrig und durstig kam er endlich in die Hütte eines Bauers, und bat diesen, er möchte ihm das Beste, was er im Hause habe, vorsetzen. Der Bauer setzte ihm vor, was er hatte; aber nichts von Allem wollte dem Herrscher schmecken. »Hast du denn nichts Besseres mehr in deinem Hause, als dieß?« fragte er den Bauer. Dieser nickte mit dem Kopfe, und brachte nun einen großen Krug voll Wein herbei. Mahadi trank; er schmeckte ihm gut. Nun fragte er nach dem ersten Trunk den Bauer, ob er auch wisse, wen er vor sich habe. Der Bauer sagte: »In meinem Leben habe ich dich nie gesehen; ich kann also nicht wissen, wer du bist.« — »Nun gut, erwiederte Mahadi; so will ich dir sagen, daß ich zu dem Hofe des Kaliphen gehöre, und an demselben ein ziemlich angesehener Mann bin.«

Bald darauf that Mahadi wieder einen Zug aus dem Krug, und sagte hierauf zu dem Bauer: »Ich muß gestehen, daß ich dir so eben noch nicht Alles gesagt habe; nicht genug, daß ich zum Hofe des Kaliphen gehöre, sondern ich bin auch der vornehmste und angesehenste Mann am Hofe und im ganzen Lande.«

— Der Bauer sah nun seinen Gast mit großen Augen an, und machte eine Verbeugung nach der andern.

Bald trank Mahadi wieder aus dem Kruge, und sagte dann zum Bauer: »Du weißt noch nicht Alles; ich will dir also jetzt die ganze Wahrheit sagen. Ich bin der Kaliph selbst, vor dem die ganze Welt sich beugt.«

Geschwind nahm jetzt der Bauer den Krug vom Tische, und stellte ihn so hoch, daß Mahadi ihn nicht mehr erreichen konnte. Ueber diese Handlung verwunderte sich der Kaliph, und fragte den Bauer um den Grund seines sonderbaren Benehmens. Der Bauer gab ihm aber zur Antwort: »Herr, bei dem ersten Zuge, den Ihr aus dem Kruge thatet, waret Ihr blos ein vornehmer Herr; bei dem zweiten Zuge waret Ihr schon der allervornehmste am ganzen Hofe; bei dem dritten Zuge wurdet Ihr der Kaliph: und thut Ihr jetzt noch den vierten und den fünften Zug, so muß ich besorgen, Ihr werdet gar der Prophet (Mahomet), oder zuletzt der allmächtige Gott Selbst.«

Mahadi mußte herzlich lachen. Und da nun seine Jagdgefährten herbeikamen, befahl er, dem Bauer ein neues Kleid zu geben, und hinterließ ihm einen großen Beutel mit Goldstücken.

Aller Welt
Wohlgefällt
Edler Witz,
Schnell wie Blitz.

Manuskript von Th. Nell.

4.

Die Feuersäule.

(Was hier ohne alle Ausmalung erzählt wird, findet man auch in Fr. von Kerz Fortsetzung der Geschichte der Religion Jesu Christi, von Stolberg IX. Band.)

I.

Mumolus, Abt oder Kloster-Vorsteher zu Fleury in Frankreich, las eines Tages sehr aufmerksam in den Gesprächen des heiligen Gregorius des Großen. Da stieg in ihm plötzlich der Gedanke auf, wie ungeziemend es sey, daß die Reliquien des heiligen Ordensstifters Benedikt nun von der Welt vergessen unter dem Schutte seines zerstörten Klosters auf dem Berge Kassino liegen; und wie sehr es sich gezieme, daß sie in irgend einer Kirche den Gläubigen zur Verehrung ausgestellt wären. Dieser Gedanke wollte nicht mehr von ihm weichen, sondern drang sich ihm vielmehr immer lebendiger auf. Deßwegen gab er endlich einem frommen und furchtlosen Mönche, Namens Aigulf, den Auftrag, nach Italien zu reisen, sich auf den Berg Kassino zu begeben, dort nach dem Grabe des Heiligen zu forschen, und wenn es möglich wäre, die Gebeine desselben zu erheben und nach Frankreich zu bringen.

Gerade zur nämlichen Zeit verfiel der heilige Berar, Bischof von Mans, der sich damals mit dem Bau eines Nonnenklosters beschäftigte, auf den Gedanken, es sey nicht geziemend, daß die Reliquien der heiligen Scholastika, der Schwester des heiligen Benedikt, unter dem Schutte des Klosters auf dem Berge Kassino vergraben liegen, und es gezieme sich,

daß diese Reliquien in einer Kirche zur Verehrung aufbewahrt werden. Daher gab Berar einigen Mönchen aus der Stadt Mans den Auftrag, gleichfalls auf den Berg Kassino zu reisen, die Gebeine der heiligen Scholastika zu erheben, und nach Frankreich zu bringen.

II.

Aigulf von Fleury und die abgeschickten Mönche aus Mans trafen unterwegs einander an. Sie erzählten sich die erhaltenen Aufträge; und nun setzten sie die Reise gemeinschaftlich fort, um das fromme Unternehmen zu vollenden.

Als sie aber auf dem Berge Kassino angekommen waren, ließ es sehr schwer, das Grab des heiligen Benedikt zu entdecken. Lange wandelten sie forschend über dem Schutte und unter den Trümmern des zerstörten Klosters umher; aber vergebens.

Ein alter Landmann, der am Fuße des Berges wohnte, zeigte ihnen jetzt die Stelle an, wo der Sage nach der Leib des heiligen Erbauers des nun zerstörten Klosters begraben sey. Die Sage konnte ihnen freilich keine völlige Gewißheit geben; aber der alte Landmann erzählte ihnen noch folgendes: »Seit einiger Zeit,« sagte er, »bemerkt man jede Nacht über dieser Stelle eine Feuersäule, welche die ganze Gegend erhellet, und über diese einen himmlischen Glanz verbreitet; alle, die hier herum wohnen, haben dieß schon oft gesehen. Wenn ihr wollet, könnet ihr die nächste Nacht selbst Zeugen davon seyn.«

Aigulf und die andern mit ihm gekommenen Mönche durchwachten einen Theil der folgenden Nacht im Gebete; und nun sahen sie, wie sich plötzlich eine

Feuersäule herabsenkte vom Himmel auf jene Stelle, wo der heilige Benedikt laut der Sage begraben seyn sollte. Voll der Freude priesen sie den Allmächtigen. Sogleich am folgenden Tage begannen sie an der bezeichneten Stelle zu graben. Einige von ihnen gedungene Landleute halfen ihnen bei dieser Arbeit, die anfangs schwer und mühsam von statten ging. Endlich wurden ihnen die Anstrengungen durch große Freude belohnt; denn sie fanden zwei Särge, die sie durch die äußern Zeichen und Merkmale für das erkannten, was sie suchten; nämlich, den einen Sarg erkannten sie für den Sarg des heiligen Benedikt, und den andern für den Sarg der heiligen Scholastika. Und hätten ihnen die äußern Zeichen und Merkmale nicht völlige Gewißheit gewährt, so hätte sie die zu Nachts gesehene Feuersäule dennoch nimmer zweifeln lassen. Mit innigster Dankbarkeit gegen Gott, und mit den süßesten Freuden über die gefundenen Reliquien erfüllt, traten sie mit denselben unverzüglich die Rückreise an.

Welch' große und wie viele Wunder lehren,
Wir sollen Gottes Heilige verehren!
Ist dieses Götzendienst, wie Ketzer schwätzen?
Wie sollten wir den Gottesdienst verletzen,
Wenn jene wir verehren, die Er ehret,
Da Er durch Wunder herrlich es bewähret,
Sie seyen Lieblinge an Seinem Throne,
Und ewig Erben dort mit Seinem Sohne?!

III.

Die Mönche kamen mit den Reliquien, ohne daß ihnen unter Weges nur im geringsten etwas Widriges zustieß, glücklich nach Frankreich zurück. Den Zurückkommenden ging der heilige Abt Mumolus an der

Spitze seiner ganzen zahlreichen Klostergemeinde in feierlichem Zuge entgegen; und unter dem frommen Jubel des weither strömenden Volkes wurden die heiligen Schätze in die Abtei von Fleury gebracht. Die Reliquien des heiligen Benedikt verblieben daselbst.

Die Reliquien der heiligen Scholastika hingegen wurden im Jahr 652 in die Kirche des vom Bischofe Berar ausserhalb der Stadt Mans erbauten Nonnenklosters gebracht: der heilige Bischof und seine gesammte Geistlichkeit empfingen dieselben mit der größten Feierlichkeit; und mehrere Tage nacheinander wurden dieselben der Verehrung der Gläubigen öffentlich ausgestellt. Die Kirche des Nonnenklosters bekam nun den Namen von der heiligen Scholastika.

Die Wunder, die lange Zeit hindurch bei den Reliquien des heiligen Benedikt und bei den Reliquien seiner heiligen Schwester geschahen, waren sprechende Beweise von der Aechtheit derselben.

Manuskript von Th. Nelk.

5.

Die Brieftasche.

Treuseyn, fleißig, fromm zugleich —
Macht dich glücklich, macht dich reich.

William Rodney stammte von armen, aber redlichen Eltern ab, die in einer Landstadt Englands in den dürftigsten Umständen lebten. William hatte die Handlung erlernt, und stand in seinem zwanzigsten Jahre als erster Diener der Handlung eines Kaufmannes in Yarmouth vor. Fast jedes Vierteljahr sandte

er die Hälfte seines Gehaltes an seine arme Eltern, und freuete sich dann jedesmal herzlich, wenn diese ihm dankten, und ihn ihren Erhalter in ihren alten Tagen nannten. Jetzt aber starb sein Herr; und William, obgleich als ein geschickter, treuer und redlicher Mensch in der ganzen Stadt bekannt, konnte dennoch kein neues Unterkommen finden. Daß er jetzt seine Eltern in ihrer Noth nicht unterstützen konnte, war sein größter Schmerz. —

Er reiste darum nach London, um in dieser kleinen Welt ein Unterkommen zu finden; allein bei allem seinem Bestreben, bei den besten Zeugnissen, die er aufzuweisen hatte, wollte ihm dieses keineswegs glücken. Schon hatte er seine kleine Baarschaft verzehrt, schon seine besten Kleider, Uhr und Weißzeug verkauft, und noch sah er sich ohne Brod.

Mit dem letzten Schilling in seiner Tasche, aber dennoch nicht an der liebevollen göttlichen Vorsehung zweifelnd, durchwanderte William den Park von St. James, und warf sich erschöpft mit dem Gedanken an seine Noth auf eine Bank. Gegen ihm über saß ein Herr, dieser notirte etwas in sein Taschenbuch, legte dieses neben sich, und entfernte sich bald darauf; auch William hatte jetzt den Vorsatz gefaßt, als Matrose auf einem Kauffartheischiffe Dienste zu nehmen, und stand bereits schon im Begriffe, denselben ohne Verzug auszuführen, als er auf der Bank, die der Herr verlassen hatte, etwas erblickte, das er sogleich als das Taschenbuch Jenes erkannte; er hob es auf, kein Name des Eigenthümers war an Allem, was es enthielt, zu erkennen, aber 10,000 Pfund Sterlinge an Banknoten enthielt eine Nebentasche.

»Hier hätte dein Elend auf einmal ein Ende!«

war William's erster Gedanke. — »Nein, Du willst kein Schurke werden, willst redlich handeln,« sein zweiter; und er eilte mit dem Taschenbuche seinem Eigenthümer nach. — Vergebens, dieser war verschwunden. Was sollte William nun thun? Den Fund in den Zeitungen bekannt machen lassen, wäre das Beste gewesen, allein er war wirklich zu arm, um die Kosten für das Einrücken der Nachricht in den öffentlichen Blättern bezahlen zu können. Und doch that er es; er verkaufte einen kleinen goldenen Ring, das Andenken seiner Mutter, für sieben Schillinge, und bezahlte den Druckerlohn für die Nachricht seines Fundes.

Allein Niemand meldete sich zu dem Gefundenen. William war dadurch in einer großen Verlegenheit. Er mußte nothgedrungen für ein Unterkommen sorgen; dieses hier in London zu finden mißglückte ihm, er mußte solches anderswo suchen, und was sollte er indessen mit dem Taschenbuch anfangen? Mit sich nehmen konnte und wollte er es nicht, und war daher schon entschlossen, es einer Gerichtsperson zu übergeben, und dann Dienste zur See zu nehmen. —

Eben im Begriffe nach dem See-Comptoir zu gehen, traf er auf dem Wege dahin einen Bekannten, der vormals auch als Handlungsdiener in Yarmouth gestanden hatte, und nun in London in Condition war; diesem entdeckte er seine Lage und den Vorsatz, Matrose werden zu wollen; auch den Fund des Taschenbuches mit seinem Inhalte verschwieg er ihm nicht.

»Du bist zu gewissenhaft,« sagte dieser. »Wer dieses Taschenbuch mit seinem reichen Inhalte verloren hat, wird sicher gern 100 Pfd. St. dem ehrlichen Finder geben, wenn er solches wieder erhält.

Nimm also einstweilen praenumerando diese 100

Pfd. davon, diese werden dich in den Stand setzen, davon leben zu können, bis du eine oder die andere Stelle erhältst. Lege dann die andern 9900 Pfd. so an, daß sie dir etwas einbringen, und daß du sie doch jede Stunde erheben kannst, wenn derjenige sich meldet, der sie verloren hat.«

Der Rath schien William nicht verwerflich; er befolgte ihn und sandte sogleich seinen Eltern 30 Pfd. St. davon. Von dem Uebrigen lebte er so genau wie möglich, und sah sich unter der Hand ohne Unterlaß nach einem Dienste um. Auch dieses glückte ihm und er kam bei einem Kaufmanne, Jefferson mit Namen, der reich war und große Geschäfte machte, als zweiter Commis an.

Williams Gehalt war jetzt ansehnlich, bald ersetzte er die aus der Brieftasche genommenen 100 Pfd., und konnte dennoch seine Eltern wie zuvor unterstützen. Noch hatte er die 10,000 Pfd. nicht angelegt, jetzt glaubte er es ohne Risico in der Handlung seines Herrn thun zu können, und entdeckte demselben die Sache.

Herr Jefferson lobte die Ehrlichkeit seines Commis, und erlaubte ihm, das Geld in seiner Handlung auf Williams eigene Rechnung anlegen zu können. »Sollte sich auch der Eigenthümer melden, so werde ich ihn aus meiner Kasse bezahlen, ich verliere dabei nichts, Sie aber können ein Ansehnliches gewinnen;« sagte derselbe.

William machte sich diese Erlaubniß zu Nutzen, und binnen vier Jahren hatte er bereits 2500 Pfd. gewonnen. Sein Herr, der sehr wohl mit ihm zufrieden war, gab ihm jetzt den Rath, da sich kein Eigenthümer zu dem Gelde gemeldet hatte, obgleich noch öfters

William den Fund öffentlich kund that, selbst eine Handlung anzulegen, er wolle ihm noch beiseits für 5000 Pfd. gut stehen.

Die Aussicht, selbst Kaufmannsherr werden, und besonders seine Eltern zu sich nehmen zu können, bewog William, das Anerbieten seines Herrn dankbar anzunehmen, und er etablirte auf dem Strande in London eine Handlung, verehelichte sich und nahm seine Eltern zu sich.

Durch Fleiß, Ordnung und Kenntnisse brachte William es bald dahin, daß er die von Herrn Jefferson ihm vorgeschossenen 5000 Pfd. St. nicht allein zurückbezahlen, sondern auch seinen Handel sehr erweitern konnte. —

Obgleich in dem Zeitraum von 14 Jahren sich Niemand zu dem verlornen Taschenbuche meldete, so betrachtete doch immer William die darin gefundene Summe nicht als sein Eigenthum, und legte, da er jetzt sehr glücklich in einigen Speculationen gewesen war, die 10,000 Pfd. St. in die Bank von London, als ein besonderes, stündlich zu erhebendes, Kapital; das Taschenbuch mit noch einigen unbedeutenden Papieren, die darin waren, verwahrte er aber als ein Heiligthum. —

So waren zwanzig Jahre verflossen, Williams Eltern waren ihrem guten Sohn bereits in eine bessere Welt vorausgegangen, und sein ältester Sohn Georg, der ebenfalls die Handlung erlernte, reiste als Oberaufseher über die Waaren mit einem Schiffe nach Amerika.

Bei der Rückreise des Schiffes, das in Boston vor Anker lag, meldete sich bei dem Capitain desselben ein ziemlich dürftig gekleideter und schon bejahrter Mann,

mit der bittlichen Anfrage, ob er und seine Tochter nicht für Zahlung die Reise nach London mit machen könnten. Der Capitain, bei dem sich eben Georg Rodney befand, gerührt von dem ehrwürdigen und dürftigen Ansehen des Anfragenden, bewilligte demselben sein Gesuch zu einem höchst niedrigen Preise. —

Den Abend vor der Abreise des Schiffes erschien Herr Brougton mit seiner Tochter Arabella, und sie nahmen Platz von der ihnen angewiesenen Cajüte. Das Schiff segelte nach England zurück, und man machte nähere Bekanntschaft. Der Capitain des Schiffes sowohl, als Georg, bewunderten bald die ausgebreiteten Kenntnisse des Herrn Brougton, der in Boston als Kaufmann ansässig gewesen, ohne seine Schuld Bankrott machte, und nun mit seiner einzigen Tochter nach England reiste, wo ihm eine kleine Leibrente zugefallen war.

Die angenehme und stets lehrreiche Unterhaltung führten fast stündlich den jungen Georg in Brougtons Gesellschaft.

Bei der Ankunft des Schiffes in London bot Georg Herrn Brougton und dessen Tochter einstweilen, bis sie eine schickliche Wohnung hätten, sein elterliches Haus an; welches Anerbieten man für einige Tage dankbar annahm.

Vater William empfing seine Gäste herzlich, und da er bald ihren vollen Werth sowohl, als ihr unverschuldetes Unglück kennen lernte, so bat er den alten Brougton, sein Haus nicht zu verlassen, räumte ihnen einige Zimmer ein, und sie wurden von nun an als Hausgenossen betrachtet.

William war sehr gerne in Herrn Brougtons Gesellschaft, und öfters machten die Beiden kleine

Touren in und um London. Eines Abends waren Beide in dem Park von St. James.

»Von diesem Orte,« sagte Brougton, »ging der Anfang meines Unglückes aus, als ich vor acht und zwanzig Jahren hier in London war.« »Wie so?« fragte William Rodney sehr aufmerksam.

»Ich verlor damals ein Taschenbuch mit 10,000 Pfund Sterling.« —

»Und haben es nicht wieder erhalten?« fragte sein Begleiter ferner.

»Nie!« war Brougtons Antwort. Ich bekam am nämlichen Tage die Nachricht von einer schweren Krankheit, an der meine Gattin in Boston darnieder lag; da nun ein Schiff eben von hier nach Amerika absegelte, so eilte ich ohne weiters dahin, da ich auch ohnehin wußte, daß ein Finder solcher Summen selten so ehrlich ist, den Fund zurückzugeben; darum habe ich mich auch nie mehr darnach erkundigt.«

»Sie hätten sich doch darnach billig erkundigen sollen,« sprach William, »denn es giebt doch noch ehrliche Leute in unserer Welt, so kenne ich Einen, der viele Jahre lang, ja noch jetzt ein Taschenbuch aufhebt, und die darin gefundene Summe noch jetzt als heilig und als fremdes Eigenthum betrachtet, nachdem er viele Jahre hindurch seinen Fund in den öffentlichen Blättern kund machte.«

»Ein höchst seltener Fall!« erwiederte Brougton. »Den redlichen Mann möchte ich kennen lernen.«

»Das sollen Sie nächster Tagen!« sprach Rodney; und bezweifelte nun keineswegs, daß das von ihm gefundene Taschenbuch das Eigenthum Brougtons sey, da das Jahr, in welchem er es gefunden, der Ort und die Summe genau mit dem übereinkam, was Brougton angegeben hatte.

Einige Tage darauf veranstaltete Vater William ein feierliches Gastmahl, wozu er besonders Herrn Brougton und dessen Tochter einlud. Niemand wußte sich diese besondere Feierlichkeit zu erklären, bis nach geendetem Mahle Rodney aufstand, sich entfernte und in wenig Minuten mit einem Teller, worüber ein Tuch ausgebreitet lag, erschien; er ging auf Herrn Brougton zu, und sprach, indem er das Tuch vom Teller nahm, auf dem jetzt nebst einem Schreiben, das wohlbekannte Taschenbuch sich befand:

»Nehmen Sie hier, lieber Brougton, mit der Ueberzeugung, daß es noch redliche Menschen giebt, ihr längst verlornes Eigenthum zurück. Ich war der Finder desselben, und ließ vielmals meinen Fund öffentlich bekannt machen. Durch ihn erwarb ich mein Vermögen; billig, daß ich Ihnen nebst dem Kapital auch die Interessen desselben, und die Interessen der Interessen von 28 Jahren übergebe. Hier in diesem Papiere finden Sie die richtige Berechnung und zugleich in Banknotten die Summen.«

»Halt, Freund!« rief hier Herr Brougton, indem er aufstand. »Ja, diese Brieftasche ist die Meine, und mit Recht gehört mir die Summe von 10,000 Pfund Sterling, die sich darin befand. Dieses, und auch keinen Schilling mehr, werde ich annehmen; das Uebrige soll Ihr Sohn Georg haben, der mich zu Ihnen gebracht hat, und — wenn Sie beistimmen — auch die Hand meiner Tochter dazu.

William stimmte bei, und der Segen Gottes begleitete Georg in eine neu etablirte Handlung, die nun sein Eigenthum werden sollte.

6.

Der Mantelsack.

Allein in Gottes Segen
Ist alles Glück gelegen.

Eine zahlreiche Familie war das größte Glück, dessen sich der redliche Bauer Martin erfreute; er hatte fünf Kinder, drei Knaben und zwei Mädchen.

Martin war ein fleißiger und geschickter Ackersmann, aber dennoch konnte er bei all seiner guten Wirthschaft, worin ihm sein Weib Gertraud treulich die Hand bot, auf keinen grünen Zweig kommen; oft war in seinem Hause Schmalhans im engsten Verstande Küchenmeister, und, die Seinigen darben zu sehen, machte dem armen Manne oft trübe Stunden.— Aber dabei vertraute er dennoch auf Gott, betete täglich sammt seinen Kindern mit größter Andacht, heiligte die Sonn= umd Feiertage, und hielt in Allem streng auf christlichen Sinn und Wandel. Denn er war überzeugt, daß nur das Christenthum wahrhaft froh und glücklich machen könne.

Sein Dorf, in welchem er wohnte, gehörte einem Edelmann, der in der Residenz lebte, und dessen Verwalter sehr streng auf das pünktliche Auszahlen der Abgaben der Unterthanen bestand. War das Geld nicht auf den Tag in Bereitschaft, so erfolgte unausbleiblich ohne Verzug die Execution und Auspfändung. Dieß wußte Martin, und hatte auch jedesmal sich vor dieser Behandlung gehütet; und daher war er in der größten Verlegenheit, als sich jetzt die Zeit nahete, die herrschaftlichen Gelder abzutragen, und er kaum die Hälfte davon in Besitz hatte.

Mißmuthig und traurig bearbeitete er daher eines Tages einen seiner Aecker, der nicht weit entfernt von einer Heerstrasse lag. An seine betrübte Lage denkend, setzte er sich auf seinen Pflug, und verzehrte sein karges Morgenbrod, als er in dem Straßgraben etwas Rothes erblickte; er gieng darauf zu, und sieh! — hier lag ein schwerer rother Mantelsack, der wahrscheinlich von dem Wagen eines Reisenden abgefallen war, denn noch waren Stricke darum, die sich aber aufgelöst oder entzweigerieben hatten.

Martin hatte Mühe, den schweren Fund aufzuheben. Er übergab seinem ältesten Sohne, einem Knaben von acht Jahren, einstweilen die Obsorge für die Ackerpferde, lud den Mantelsack auf seinen Rücken und eilte damit zu seinem Herrn Pfarrer, dem er seinen Fund in Verwahrung gab, und welchen er bat, denselben in den Zeitungen bekannt zu machen.

Der Pfarrer lobte Martins Ehrlichkeit, ließ den Ortsvorsteher rufen und eröffnete in dessen und Martins Gegenwart den Mantelsack, um den Inhalt zu erfahren und aufzuzeichnen. Es fand sich hier, nebst Kleidung und Weißzeug, eine Summe von 3000 Dukaten in Gold.

»Eine gute Belohnung,« sagte der Pfarrer zu Martin, muß Euch auf jeden Fall werden, und da ich Eure bedrängten Umstände kenne, so werde ich einstweilen im Namen Desjenigen, der dieses verloren hat, Euch fünfzig Gulden geben; damit könnt Ihr Eure Abgaben bezahlen, und behaltet noch einen Rest in Eurer Wirthschaft.

Mit Dank nahm Martin das Geld, und eilte freudig nach Haus, um sein Glück den Seinigen zu verkünden. Der Pfarrer säumte nicht, den Fund des

Mantelsackes in mehreren stark gelesenen Zeitungen einrücken zu lassen; allein es meldete sich kein Eigenthümer, und da dieses binnen drei Jahren nicht geschah, so glaubte der Pfarrer mit Recht, an Martin das Ganze übergeben zu müssen, und ließ ihn zu sich rufen.

»Ich übergebe Euch hiemit den Mantelsack mit seinem Inhalte; was Kleidung und Weißzeug betrifft, dieß könnt Ihr Euch ganz zueignen; auch das Geld ist Euer Eigenthum, doch müßt ihr Euch allezeit blos als ein treuer Verwalter davon ansehen, es so anlegen, daß ihr den Eigenthümer, wenn sich noch Einer melden sollte (welches aber nicht wahrscheinlich ist), jede Stunde davon Rechenschaft geben, und es ihm am Werthe wenigstens ersetzen könnt.« So sprach der Pfarrer, und Martin beschloß, auf dessen Rath ein schönes Freigut, das eben im Dorfe zu verkaufen stand, für 12,000 Gulden zu erstehen, und den Rest des Geldes auf eine kluge Weise zur Verbesserung des Gutes anzuwenden.

Das geschah und durch Martins kluge Wirthschaft und Gertrudens gute Haushaltung war nach Verlauf von sechs Jahren das Gut unter Brüdern 18,000 Gulden werth, und Martin der reichste Bauer im ganzen Dorfe. Sein Wohnhaus war reinlich und sauber, gut eingerichtet, und zeichnete sich eben so, wie seine Bewohner, vor allen im Dorfe aus.

Obgleich Martin, wie gesagt, das Geld, das er im Mantelsack fand, angelegt, und die Kleider und das Weißzeug långst verbraucht hatte, so war ihm doch immer der rothe Mantelsack ein Heiligthum; er verwahrte ihn in einer Kiste bei seinen besten Sachen, klopfte und bürstete ihn öfters aus, und hob ihn dann wieder auf, ohne ihn weiters zu gebrauchen.

So waren bereits vierzehn Jahre vergangen, seitdem Martin seinen glücklichen Fund gethan. Sein Hauswesen verbesserte und vergrößerte sich täglich, er hatte sein Gut ansehnlich vermehrt, noch mehrere Felder dazu gekauft, seine Kinder, jetzt sieben an der Zahl, waren heran gewachsen, und unter der Eltern Zucht tugendhaft und arbeitsam geworden. Der zweite Sohn war bereits unter der besondern Aufsicht und mit der Hülfe des frommen Herrn Pfarrers so weit gelangt, daß er bald eine hohe Schule beziehen konnte; die übrigen Söhne betrieben den Ackerbau; und die wirthschaftlichen Töchter waren allgemein geachtet. Mit einem Worte Vater Martin war in seinem Stande in allem Betracht glücklich.

Eines Abends saß der zufriedene Hausvater in der Mitte seiner Familie. Er besprach sich mit den Seinigen über allerlei erbauliche und heilsame Dinge; auch machte er, wie er öfters zu thun pflegte, und was man einem guten Vater nicht verargen darf, mitunter Plane in die Zukunft für das Glück seiner Kinder; auch der Pfarrer, der ihn öfters besuchte, war anwesend; da erschien der Dorfwächter und meldete Martin, der bereits geraume Zeit Armenpfleger des Dorfes geworden war, daß ein fremder Mann, sehr krank, hinter dem Zaune von Martins Garten läge.

»Dem muß Hülfe werden!« rief Martin und eilte sogleich mit seinem ältestem Sohne nach dem Orte hin; hier fand er einen zwar höchst dürftig, doch reinlich gekleideten Mann von ungefähr fünfzig Jahren, durch Schwäche und Krankheit unfähig weiter zu wandern. Ohne langes Fragen brachte er ihn mit seines Sohnes Hülfe nach Hause, und befahl sogleich in einem leeren

Zimmer ein Bett zurecht zu machen, während dem Mutter Gertraud sogleich eine Weinsuppe bereitete, dem Kranken dadurch eine Stärkung zu verschaffen. Nicht genug mit diesem, mußte einer der Söhne ohne Verzug nach dem Arzte des Orts laufen, um diesen zu holen. Derselbe erschien, und erklärte die Krankheit des Fremden für ein starkes Fieber, das durch Anstrengung und Mangel an Nahrung entsprungen sey, und verschrieb die nöthigen Arzneien, indem er dabei versicherte, daß eine gute Pflege und eine kräftige Diät das Meiste zu der Genesung des Kranken thun müsse.

»An dem soll es nicht fehlen,« sagte Martin, bat den Arzt jeden Tag zu kommen, ließ sogleich die Arzneien bereiten, den Kranken in sein bestimmtes Zimmer zu Bette bringen, versorgte ihn mit reiner Wäsche von der seinigen, und befahl seiner Frau und den Kindern, seinen Gast ja bestens zu pflegen.

Gewiß ist das Kapitel von dem barmherzigen Samariter in der heiligen Schrift eines der schönsten; denn Barmherzigkeit gegen seinen bedürftigen Mitbruder ist eine der ersten Tugenden, die uns unserm göttlichen Herrn und Heiland Jesu Christo nahe bringt.

Unserm Vater Martin und den Seinigen war diese Tugend nicht fremd, sie übten sie bei jeder Gelegenheit ohne Gepränge und ohne Heuchelei aus. — So oft es daher nun Martins Geschäfte erlaubten, besuchte er seinen kranken Gast, ohne ihm mit ferneren Fragen beschwerlich zu fallen, und dieser besserte sich täglich, bei der guten Pflege, die er erhielt, und bezeugte seine Dankbarkeit.

Als der Tag erschien, an dem der Fremde zum Erstenmal sein Zimmer verlassen konnte, lud ihn Vater

Martin zu seinem Tische, der diesen Tag etwas reichlicher als gewöhnlich versehen war.

»Wir wollen Ihre Wiedergenesung feiern!« sagte er zu dem Fremden, den er in der Zeit als einen gebildeten und welterfahrenen Mann hatte kennen gelernt.

»Schon zu viel des Guten,« sagte der Fremde, der sich Braunberg nannte, und dessen Namen man heute erst von ihm selbst erfuhr: »Schon zu viel des Guten habe ich von Ihnen und den Ihrigen erhalten, und jetzt schmerzt mich erst meine Armuth, daß ich nicht im Stande bin, diese Wohlthaten vergelten zu können, für die ich aber nichts, als den wärmsten Dank habe. Sie waren so gut, mich hülflosen, kranken Mann aufzunehmen, ohne zu wissen, wer ich war, ohne mich darnach zu fragen; es ist billig, daß Sie jetzt erfahren, wer ich bin. Ich bin ein Handelsmann, und war ein wohlhabender Mann, doch seit fünfzehn Jahren hat mich unverschuldeter Weise das Glück verlassen. Ich verlor hier in der Nähe dieses Dorfes, durch die Nachlässigkeit meines Dieners, eine ansehnliche Summe Geldes, eine noch grössere Summe durch den Bankerott eines Handelshauses in Hamburg, und den Rest meines Vermögens, da ich für einen Freund gutgesprochen hatte, der sich treulos entfernte, und für den ich zahlen mußte. Seit dieser Zeit wollte mir nichts mehr glücken, ich lebte in Armuth. Eben stand ich im Begriffe, eine Reise nach Hamburg zu machen, indem ich von einem fremden Kaufmanne die Nachricht erhalten, daß der, für den ich einst gut gesprochen hatte, mit einem ansehnlichen Vermögen aus Indien zurückgekehrt sey, als ich unterwegs erkrankte, und so mildreich in Ihr Haus aufgenommen wurde.« —

»Sie erwähnten,« sagte Vater Martin, »so eben einer ansehnlichen Summe Geldes, die Sie hier in der Nähe unsers Dorfes verloren hätten. Wie viel betrug denn diese Summe?«

»Es waren, antwortete Braunberg, 3000 Stück Dukaten, nebst Kleidung und Weißzeug, in einem rothen Mantelsack, der durch die Nachlässigkeit meines Dieners verloren ging.« —

Martin. »Haben Sie denn den Verlust nie in den Zeitungen bekannt machen lassen?«

Braunberg. »Ich that so, ließ es in die Frankfurter- und Hamburger-Zeitung setzen; aber ich erhielt keine Nachricht.«

Martin. »Diese Zeitungen werden freilich hier in unserer Gegend wenig, wohl gar nicht gelesen. Haben Sie auch nie eine Anzeige, daß Jemand den Mantelsack gefunden habe, in den öffentlichen Blättern angeführt gesehen?«

Braunberg. »Ich las wenig Zeitungen und immer nur dasjenige, was Bezug auf Handel und Wandel hatte.« —

Martin. »Würden Sie wohl ihren Mantelsack noch kennen, wenn Sie ihn wieder sehen sollten?«

Braunberg. »Wohl würde ich dieses. Er war von dunkelrothem Tuche, und mit weiß und blau gestreiftem Zeuge gefüttert, hatte zwei Nebentaschen, die mit gelben Schnallen zugemacht werden konnten.«

Vater Martin rief einem seiner Söhne, sagte zu diesem Etwas; dieser entfernte sich und kam bald darauf mit dem Pfarrer und dem Ortsvorsteher zurück. Martin hieß sie willkommen, ging dann über eine Kiste, nahm den bekannten Mantelsack und legte ihn vor Braunberg nieder.

»Hier ist Ihr Eigenthum!« sagte er, »und dieses Haus, alle meine Felder, mein ganzes Habe gehört Ihnen, denn von Ihrem Gelde habe ich Alles angeschafft. Daß ich als ein redlicher Mann handelte, muß mir hier der Herr Pfarrer und unser Ortsvorsteher bezeugen, indem ich meinen Fund durch den Herrn Pfarrer in dem Verlauf von drei Jahren achtmal in drei verschiedene Zeitungen setzen ließ. Nehmen Sie also, Herr Braunberg, Besitz von allem, ich bin jede Stunde bereit, es Ihnen abzutreten.

Erstaunt blickte dieser auf den redlichen Mann, und rief endlich gerührt: »Es schmerzt und kränkt mich sehr, daß Sie mich für einen solchen undankbaren Menschen halten. Hätten Sie mir auch keine Wohlthat erwiesen, so könnte ich doch mit Recht nicht mehr, als die 3000 Dukaten fordern. Doch es wird sich Alles finden. Ich reise morgen von hier ab; das Weitere sollen Sie bald von mir hören, bis dahin bleibt es beim Alten; nur 20 Carolin erbitte ich mir zum Reisegeld, die reichen mir wohl aus bis nach Hamburg und zur Rückreise.« —

Herr Braunberg wollte nichts weiter über die Sache sprechen, man mußte daher schweigen, und er reiste wirklich am andern Tage ab.

Drei Wochen darauf kam ein Brief von ihm an Vater Martin, folgenden Inhaltes:

»Mein Freund, für den ich einst gutsprach, ist wirklich aus Indien mit einem großen Vermögen zurückgekehrt, hat sich bei mir gerechtfertiget, und mich reichlich bezahlt. Ich bin mit ihm in einen Compagniehandel getreten. Da ich folglich hinlänglich zu leben und keine Kinder habe, so bedarf ich die 3000 Dukaten keineswegs. Nehmen Sie dieselbe als ein Ge-

schenk für Ihre Gastfreundschaft, mit der Sie mich kranken Mann aufnahmen, an. Den Ort meines künftigen Aufenthaltes werden Sie nie erfahren, damit ich Ihrem ferneren Danke entgehe. Leben Sie mit den Ihrigen, die ich alle bestens grüße, wohl! Ich verbleibe Ihr Freund

M. Braunberg.«

Wirklich hörte Martin nichts mehr von ihm, und dankbar ehrten er und die Seinigen für immer den rechtschaffenen Braunberg als ihren Wohlthäter. —

7.

Die Matrosentochter.

Der Waisenvater ist der Herr.

In dem nordamerikanischen Befreiungskriege hatten mehrere Handelsschiffe eine französische Fregatte zur Begleitung, welche sie von den englischen Kapern, die auf nordamerikanische und französische Schiffe Jagd machten, beschützen sollten. Auf dieser Fregatte befand sich der Matrose Tomsien, welcher mit Erlaubniß des Capitäns sein Weib und ein Töchterchen, welches noch an der Brust der Mutter lag, bei sich hatte.

Ein englischer Kaper entdeckte diese kleine Handelsflotte auf offener See, holte sie ein, und griff die Fregatte mit einem heftigen Kanonenfeuer an. Diese vertheidigte sich tapfer, und war dem Kaper an schwerem Geschütze überlegen.

Mörderisch wütheten die Kugeln auf beiden Schiffen, streckten mehrere von der Schiffsmannschaft nie-

der, und beschädigten die Masten und das Tauwerk, ohne daß eines der Schiffe weichen wollte, oder sich des andern bemeistern konnte.

Tomsiens Frau mit dem Säuglinge befand sich während des Gefechtes auf dem Verdecke unter der tiefsten Batterie, die Kuhbrücke genannt, und half dem Wundarzte die Verwundeten verbinden, wobei sie sich anstellig und ungemein thätig bewies. Hier waren sie vor den feindlichen Kugeln sicher, weil dieser tiefe Theil des Schiffes sich unter dem Wasser befand.

Während die Frau sich unermüdet mit der Pflege der Verwundeten beschäftigte, drang der Ruf zu ihr, daß auch ihren Gatten eine Kugel schwer verwundet habe, und daß er oben auf dem Verdecke in seinem Blute liege. Sie eilte erschrocken hinauf, raffte ihn von dem Boden auf, setzte sich nieder, legte seinen Kopf auf ihren Schooß, küßte ihn, benetzte ihn mit ihren Thränen, und suchte ihn zu trösten, so sehr ihr selbst das Herz blutete.

Während sie ihrem schwer verwundeten Gatten ihr herzliches Mitleid bezeigte, und ihm alle Liebe und Zärtlichkeit bewies, kam eine Kanonenkugel, und tödtete sie Beide.

Eine hülflose Waise.

Der Kampf wurde nur mehr kurze Zeit fortgesetzt; der englische Kaper war so beschädiget, daß er die Flucht ergreifen mußte; da er aber ein Schnellsegler war, so entkam er der ihn verfolgenden Fregatte.

Als von dem Feinde nichts mehr zu befürchten war, untersuchte der Capitän das beschädigte Schiff, und musterte die Schiffsmannschaft. Da fand er auf der Kuhbrücke den Säugling, welcher in einer Häng-

matte ruhig schlief. Er war kaum zwei Monate alt, hatte aber ein frisches Aussehen.

Das arme Würmchen konnte noch nicht wissen und empfinden, was für ein Unglück es erst betroffen, daß ihm eine mörderische Kugel beide Eltern geraubt hatte. Es war nun eine ganz hülflose Waise, und auf dem Schiffe befand sich nicht einmal eine weibliche Person, welche es hätte pflegen können.

Aber das Kind hatte noch einen allbarmherzigen Vater im Himmel, welcher das Herz des Capitäns und der rohen Matrosen zum Mitleiden bewegte, daß sie dem verlassenen Kinde Hülfe leisteten, damit es nicht in seinem Elende verschmachte. Der Capitän gelobte, daß er Vaterstelle an dem Kinde vertreten wolle, und ein alter Matrose, welcher den Vater des Kindes immer lieb gewonnen, und von demselben manche Gefälligkeit erhalten hatte, erbot sich, die Pflege des Kindes, bis sie einen Hafen erreichten, zu übernehmen.

Jetzt wurden die Todten aus dem Schiffe geschafft. Tomsien und seine Gattinn wurden in ein Segeltuch genäht, und in das Meer versenkt. So verfuhr man nach Schiffsgebrauch auch mit den andern Getödteten, die nun eine Beute der Raubfische wurden.

Fürsorge für die arme Waise.

Auf dem Schiffe befand sich eine Ziege, welche sehr zahm war. Der alte Matrose versuchte, ob das Kind an derselben nicht säugen konnte. Er legte es unter die Ziege, gab ihm das Eiter in den Mund; und siehe da: das Kind zog mit Heißhunger die Milch aus demselben, die Ziege ließ es sich gefallen, und verhielt sich ruhig dabei. Auf diese Art wurde für die

Nahrung des Kindes gesorgt, und es säugte fünf bis siebenmal des Tages an der Ziege.

Diese stellte sich zur gehörigen Zeit bei dem Kinde immer ein, beleckte es, und bezeigte ihm auf alle Weise seine Anhänglichkeit. Ja sie kam oft herbei, wenn sie das Kind weinen hörte.

Der alte Matrose besorgte die Reinlichkeit des Kindes, und gewöhnte es nach und nach an stärkere Nahrung. Es gedieh zusehends, und nahm an Kräften und Wachsthume zu.

Die Handelsschiffe liefen in dem Hafen von Malta ein, um frisches Wasser einzunehmen. Der Capitän übergab hier das Kind einer braven Frau zur Pflege, bis er auf seiner Rückreise nach Frankreich hierher wieder zurück komme. Er überließ ihr auch die Ziege, an welche das Kind gewohnt war.

Der brave See-Officier war fest entschlossen, die Waise an Kindesstatt anzunehmen, und glaubte, daß er leicht seine Gattinn, deren gutes Herz er kannte, würde bewegen können, Mutterstelle an dem Kinde zu vertreten.

Sie hatte sich schon lange eine Tochter gewünscht. Sie hatte zwar einen Sohn, welcher acht Jahre alt war. Er befand sich aber in der Cadeten-Schule zu Brienne, war weit von ihr entfernt, und da er sich den Kriegsdiensten widmete, so hatte sie keine Hoffnung, daß er lange an ihrer Seite und in ihrer Gesellschaft verweilen werde; indem sein Dienst ihn immer weit von dem väterlichen Hause entfernen würde.

Der Capitän schrieb von Malta aus seiner Frau, daß ihm der liebe Gott durch ein wunderbares Verhängniß eine Tochter zugewiesen habe, daß er an ihr Vaterstelle vertreten, und sie wie sein Kind erziehen

wolle. Er bat seine Frau, daß sie die arme Waise aufnehmen, und ihr Mutter seyn wolle. Er deutete ihr an, daß er ihr das Kind, so bald er französischen Boden wieder betreten habe, zusenden werde, und empfahl es ihrem mütterlichen Herzen.

Die Waise findet eine Mutter.

Die Frau des Capitäns sah den Willen ihres Gatten für den ihrigen an, und da er das Kind liebgewonnen und ihm Vaterliebe gelobet hatte, so zweifelte sie nicht, daß sie auch Mutterpflichten an demselben werde erfüllen und es liebgewinnen können.

Nach sieben Monaten erhielt sie das Kind, welches wir von nun an Agnes nennen wollen. Es war so stark und so groß, wie ein Kind von anderthalb Jahren, und strotzte vor Gesundheit.

Agnes lächelte freundlich, als Frau Cheniere, so hieß die Gattinn des Capitäns, sie auf den Arm nahm, und dieses holde Lächeln des unmündigen Kindes traf ihr Herz. Sie gewann es im ersten Augenblicke lieb; es war auch von ausnehmender Schönheit und Holdseligkeit. Frau Cheniere drückte ihr einen herzlichen Kuß auf die Stirn, und sagte bei sich selbst: Gott hat mir dieses Kind durch meinen Gatten zugesendet; ich will ihm Mutter seyn, und mir Gottes Wohlgefallen an demselben verdienen. Ich will es wie meine eigene Tochter christlich erziehen, und zu allem Guten gewöhnen. Es kann mir einst mein Alter versüßen, und mich pflegen, wie ich jetzt alle Liebe und Sorgfalt auf die arme Waise verwende.

Die gute Frau hielt auch Wort. Sie pflegte das Kind mit mütterlicher Sorgfalt, und erzog es so gut, als man es von einer verständigen Mutter erwarten

konnte. Agnes hing ihr mit ganzem Herzen an, und wuchs stark und gesund heran. Sie entwickelte schon in der ersten Kindheit gute Geistesanlagen, so wie sie an Schönheit mit jedem Lebensjahre zuzunehmen schien.

Die Pflegmutter liebte sie bald wie ihr eigenes Kind; jeder Brief, den sie an den Gatten schrieb, war voll von dem Lobe der Pflegetochter, und sie dankte in jedem dem Gatten, daß er ihr ein so liebenswürdiges Töchterchen zugeführet hatte, welches ihr sehr viel Vergnügen und Erheiterung gewährte.

Der Gatte war immer im Seedienste abwesend, und kam erst nach drei Jahren auf einen kurzen Besuch zu der Gattin nach Marseille, wo diese mit dem Töchterchen lebte. Er war sehr über Agnes erfreuet, welche wie eine Rose aufblühete, gute Eigenschaften entwickelte, und der Mutter mit jedem Tage lieber und angenehmer wurde.

Ein Unfall und Schrecken.

Ein Jahr nach dem Besuche des Gatten ereignete sich eine Begebenheit, welche die Pflegmutter mit Kummer und Angst erfüllte. An einem Sonntage Nachmittags führte die Wärterinn Agnes, welche damals noch nicht vier Jahre alt war, spazieren. In den Gassen und Strassen wogte eine Menge Lustwandelnder.

Als die Wärterinn mit dem Kinde nach Hause zurück kehrte, begegnete ihr eine Bekannte, bei welcher sie stehen blieb, und sich in ein Gespräch mit derselben einließ. Sie vertiefte sich in dasselbe bald so sehr, daß sie es gar nicht gewahr wurde, als Agnes ihre Hand los ließ, und von ihr immer weiter wegging, um die Sachen zu besehen, welche an den Buden aus-

gestellt waren. Auf einmal entstand ein Lärmen, und ein Angstgeschrei erscholl von allen Seiten. Ein Paar Wagenpferde, waren scheu geworden, hatten den Wagen umgeworfen, zertrümmert, und sprengten im vollen Galoppe durch die enge Gasse, von welcher an beiden Seiten mehrere andere Gäßchen ausliefen.

Jeder rettete sich von der Gasse, durch welche die Pferde kamen, in ein Haus oder in das nächste Gäßchen. In der Angst vergaß die Wärterinn des Kindes, und war nur auf ihre eigene Rettung bedacht.

Als die Pferde aufgefangen wurden, und die Gefahr glücklich vorüber gegangen war, gerieth die Wärterinn in noch größere Angst, weil sie das Kind, welches sie in ihrer Nähe vermuthete, nirgends finden konnte. Sie lief durch die Gasse, in welcher sie mit ihrer Bekannten geplaudert hatte, sie schlug den Weg in mehrere Nebengäßchen ein, suchte nach Agnes, rief sie bei dem Namen, fragte alle Vorübergehende nach ihr; aber sie konnte keine Spur von dem Kinde entdecken.

Nachdem sie lange und vergebens nach Agnes geforscht hatte, meinte sie, daß das Kind vielleicht den Weg nach Hause von selbst gefunden habe, und sie eilte dahin. Als sie es aber auch hier nicht antraf, so brach sie in ein Jammergeschrei aus, und äußerte eine Angst, welche an Verzweiflung gränzte.

Eben so groß war der Schrecken der Mutter, als ihr Kind vermißt wurde, und nur der angstvolle Zustand der Wärterinn, welche sich wie eine Wahnsinnige gebärdete, hielt sie ab, daß sie mit ihr nicht strenger verfuhr.

Sie sendete aber sogleich alle ihre Dienstleute aus, und auch die Nachbarsleute schickten sich an, das Mäd-

chen in allen Theilen der Stadt zu suchen. Der Kummer ließ auch die Frau Cheniere nicht ruhen. Sie eilte fort, und bot alles auf, um dem verlornen Mädchen auf die Spur zu kommen.

Eine Diebinn.

Agnes war, als die scheuen Pferde in ihre Nähe kamen, ziemlich weit von der Wärterinn entfernt gewesen. Sie bog, als ob ihr Schutzengel sie dahin geleitet hätte, in das nächste Seitengäßchen ein, und lief in einem fort. Die scheuen Pferde waren gerade aus galoppiert, und vorüber gekommen, als Agnes schon in dem Seitengäßchen war. Sie glaubte aber, daß sie noch hinter ihr wären, und lief fort, indem sie immer ihre Wärterinn rief, bis sie strauchelte und niederfiel.

Sie fing zu jammern und zu weinen an, und klagte, daß ihre Wärterinn nicht komme, und sie nach Hause zu der Mutter führe. Da stürzte ängstlich ein bejahrtes Weib, welches ganz das Ansehen einer Kindeswärterinn hatte, auf sie hin, hob sie von der Erde auf, nahm sie auf den Arm, und sagte: »Ich bin ja schon da, gutes Kind, weine nur nicht; ich werde dich sogleich zu deiner Mutter bringen. Wie lange habe ich dich schon gesucht! Wie froh bin ich, daß ich dich wieder gefunden habe! Deine Mutter wird schon um dich in Sorgen seyn?

Das Weib fing nun an, das Mädchen zu liebkosen, so daß es jedermann für die Wärterinn des Kindes halten mußte. Die Alte eilte mit dem Kinde, welches sie immer mehr zu besänftigen suchte, in eine menschenleere Gegend der Stadt fort, und fing an, es zu plündern. Sie lösete ihm zuerst die goldene Kette von dem Halse, nahm ihm das Hütchen ab,

zog ihm das seidene Kleid ab, und war schon im Begriffe ihm das Hemdchen vom Leibe zu reißen, als Agnes so jämmerlich in einem fort schrie, daß die ruchlose Diebinn befürchtete, es möchten Leute herbeikommen, und sie in dem Raube hindern. Sie eilte daher mit allem, was sie dem Kinde abgenommen hatte, fort, und ließ es hülflos im Hemde stehen.

Eine menschenfreundliche Wittwe.

Agnes hörte nicht auf, aus vollem Halse zu schreien und zu jammern. Sie zitterte am ganzen Leibe, und war einer Ohnmacht nahe. Es war schon die Dämmerung eingebrochen, und die Nacht näherte sich.

Eine Wittwe, welche von dem Besuche ihrer Tochter zurückkehrte, die an einen Gärtner verheirathet war, der in dieser Gegend Haus und Garten hatte, hörte schon von fern das Jammergeschrei des Kindes, ging auf dasselbe zu, fand es ganz entkleidet, wie es unter Schluchzen und Weinen nach ihrer Wärterinn rief, daß sie es zu ihrer Mutter zurück bringen möchte.

Die Wittwe, ein gemeines, aber ehrliches und menschenfreundliches Weib, konnte sich nicht erklären, wie das Mädchen in diesem Zustande in diese abgelegene und menschenleere Gegend sich verirrt habe, und Agnes war von Angst und Schrecken so erschöpft, daß sie sich nicht erklären konnte, und nur von einem bösen Weibe sprach, welches ihr alle Kleidung abgenommen habe, und mit derselben entflohen sey. Zugleich schrie sie immer, daß man ihre Wärterinn herbeirufen, oder sie zu der Mutter zurück bringen könne. Sie konnte aber weder den Namen ihrer Mutter, noch die Gasse nennen, in welcher diese wohnte.

Die gutherzige Frau nahm das Kind in ihre Ar-

me, suchte es dadurch zu besänftigen, daß es ihm versprach, es sogleich zu der Mutter zurück zu bringen, und trug es in ihre Wohnung. Agnes, welche von der andern alten Frau so schändlich hintergangen und bestohlen worden war, traute auch dieser nicht, und wollte sich nicht zufrieden geben, obwohl die Wittwe ihr immer schmeichelte, und sie durch gute Worte und Versprechungen besänftigen wollte. Als sie in ihre Wohnung mit Agnes eintrat, glaubte diese, wieder hintergangen worden zu seyn, und schrie, daß hier nicht ihre Mutter wohne, und daß sie hier nicht bleiben wolle. Der Wittwe wurde schon bange mit dem Kinde, welches gar nicht zu beruhigen war. Sie schickte ihre Nachbarinnen nach allen Seiten aus, um zu erforschen, wer das Kind verloren habe, und ließ auch bei der Obrigkeit die Anzeige machen, daß sie in der Dämmerung dasselbe entkleidet und hülflos in einer abgelegenen Gegend auf der Gasse gefunden, und aus Menschenliebe in ihre Wohnung gebracht habe.

Agnes war vor Angst und Schrecken endlich ganz erschöpft, und verfiel in einen Schlaf, in welchem sie aber durch Träume sehr beunruhiget wurde, indem sie oft auffuhr, und den Namen ihrer Mutter und der Wärterinn rief, daß sie sie aus den Händen des garstigen Weibes erretten möchten.

Die gute Wittwe wachte an ihrem Bette, um gleich Hülfe zu leisten, wenn das Kind, welches wie in einer Fieberhitze lag, vielleicht gar in Zuckungen verfallen sollte.

Die Pflegmutter hohlt Agnes.

Während dieß mit Agnes vorging, litt ihre Pflegmutter die fürchterlichste Qual aus Kummer um das

verlorne Kind. Alle ausgeschickten Bothen waren mit der traurigen Nachricht zurück gekommen, daß keine Spur von Agnes aufzufinden sey.

Die Wärterinn lief wie eine Wahnsinnige herum, raufte sich die Haare vom Kopfe, und schrie, daß sie allein Ursache an dem Verluste des Kindes sey. Alle im Hause waren bestürzt, und schienen die Besinnung zu verlieren. Nur dem Diener der Frau Cheniere fiel es noch spät bei der Nacht ein, daß er den Verlust des Kindes bei der Obrigkeit anzeigen wolle, damit es mit Tagesanbruch bei Trommelschlag allgemein bekannt gemacht und der Finder des Kindes aufgefordert werde, dasselbe zu der bekümmerten Mutter zurück zu bringen.

Als er bei der Obrigkeit erschien, war schon eine Abgesandte der Wittwe dort gewesen, und hatte angezeigt, wo das Kind sich befinde. Der Diener eilte zu der Frau von Cheniere zurück, um ihr diese tröstliche Bothschaft zu bringen; beide verfügten sich zu der Wittwe, und trafen dort das Kind im tiefen Schlafe an.

Die Mutter wußte sich kaum vor Freude zu fassen, als sie ihr Pflegkind wieder in ihre Arme schließen konnte. Angst und Kummer waren vergessen. Das ehrliche Gesicht der Wittwe war ihre Bürge, daß alles, was sie von der Auffindung des Kindes erzählte, reine Wahrheit sey. Frau v. Cheniere dankte ihr herzlich, beschenkte sie, und eilte mit Agnes nach Hause.

Gute Erziehung.

Am folgenden Tage konnte sich das Mädchen von der Angst und dem Schrecken des vorigen Abends noch nicht erholen; doch war sie im Stande, ziemlich zu-

samenhängend zu erzählen, was sich mit ihr ereignet habe. Die Mutter machte die Anzeige von der Beraubung des Kindes bei Gericht, und die Thäterinn, welche schon mehrere andere Verbrechen begangen hatte, wurde bei dem Verkaufe der goldenen Kette ertappt, und nach der Strenge der Gesetze bestraft.

Durch diesen Vorfall war Agnes ihrer Pflegmutter noch liebwerther geworden, und sie verwendete auf ihre Erziehung alle Sorgfalt. Agnes lohnte dieselbe durch kindliche Liebe, welche sie bei jeder Gelegenheit und mit vieler Zärtlichkeit derselben bewies. Dabei machte sie in den Lehrgegenständen einen bewunderungswürdigen Fortgang, und zeigte sehr viel Geschick zu den feineren Handarbeiten, in welchen ihre Pflegmutter Meisterinn war, und Agnes unterrichtete. Beide brachten mehrere Stunden des Tages mit einander am Arbeistische zu, und Frau von Cheniere, welche eine sehr verständige und gebildete Frau war, benützte diese Gelegenheit auch, dem Verstande des Mädchens, ihren Gesinnungen und Neigungen die gehörige Richtung zu geben, und ihr Herz für alles Gute und Nützliche zu erwärmen.

Eine dankbare Tochter.

So verflossen mehrere Jahre, und Agnes wuchs zur blühenden Jungfrau heran, welche wegen ihrer Vorzüge des Geistes und Herzens und wegen ihrer Schönheit wohl Bewunderung erregte, aber durch ihre Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit allen Neid von sich entfernte. Von der Mutter wurde sie wie die leibliche Tochter geliebt; sie hing ihr aber auch mit aller Treue und Zärtlichkeit an, und suchte jedem ihrer Wünsche zuvor zu kommen. Ihr dankbares Herz

wünschte nur eine Gelegenheit zu finden, wo sie der Pflegmutter die Wohlthaten vergelten könnte, welche sie täglich von ihrer Hand empfing.

Jeden Morgen flehete Agnes zum Allvater im Himmel, daß er reichlichen Segen über ihre Wohlthäter ausgießen möchte, und wie sie sich in Wort und That immer dankbar gegen ihre Pflegmutter bewies, eben so drückte auch jedes Wort, welches sie an den noch immer im Seedienste abwesenden Capitän schrieb, ihre Erkenntlichkeit aus, und Agnes zeigte in allen ihren Gesinnungen und Handlungen, wie tief sie die Wohlthat fühle, daß er sich ihrer, als sie eine arme verlassene Waise war, auf dem Schiffe angenommen, und väterlich für sie gesorgt habe.

Der Capitän aber freute sich über das dankbare Herz der Pflegetochter, und gewann sie immer lieber. Er empfahl sie in jedem Briefe der Fürsorge der Pflegemutter.

Die französische Revolution.

Um diese Zeit brach die schreckliche Revolution in Frankreich aus, wo Ströme von Blut floßen, und wüthende Schaaren von Aufrührern die gesegneten Provinzen dieses Konigreiches plündernd und raubend durchzogen. Weder Person noch Eigenthum waren da gesichert, wer dem Könige und der alten Verfassung und den von den Vätern ererbten frommen Glauben treu anhing, wurde ermordet, und ein Verdacht war oft hinlänglich, daß der Rechtschaffene seiner Güter beraubt, ins Gefängniß geworfen, oder wohl gar auf das Blutgerüst geschleppt wurde.

Da die Aufrührer ihre unsinnigen Grundsätze von Freiheit und Gleichheit auch in die benachbarten Staa-

ten fortpflanzen wollten, so entstanden bald Kriege mit den auswärtigen Mächten.

Nun hatte die Frau v. Cheniere wenig Hoffnung, ihren Gatten und Sohn bald zu sehen, und es war schmerzlich für sie, dieselben großen Gefahren im Kriege ausgesetzt zu wissen, während sie mit ihrer Pflegtochter in den Stürmen der Revolution selbst den Schutz des Gatten brauchte. Der Sohn hatte sie zwar auf kurze Zeit besuchet, als er von der Militär-Schule zum Heere an die Gränze zog; aber dieser Besuch hatte die Mutter nur schmerzlich berührt, indem die Freude des Wiedersehens durch das sorgenvolle Bewußtseyn getrübt wurde, daß der Sohn großen Gefahren, vielleicht dem Tode selbst in dem bevorstehenden Feldzuge entgegen gehe. Häufige Thränen floßen bei dem Abschiede, und die Mutter ahnete, daß sie den vielgeliebten und einzigen Sohn nie mehr umarmen werde.

Eine tröstende Freundinn in Leiden.

Von nun an kamen große Drangsale und Leiden über die Frau von Cheniere, an welchen Agnes den schmerzlichsten Antheil nahm. In dem ersten Seegefechte, welches der ausgebrochene Krieg mit sich brachte, wurde der Capitän Chenier gefährlich verwundet. Aber kaum war er von dieser Wunde so weit genesen, daß er wieder Dienste auf dem Schiffe thun konnte, als in einer Seeschlacht dasselbe in den Grund gebohret wurde, und mit allem, was sich auf demselben befand, in die Tiefe des Meeres versank.

Die Frau von Cheniere wußte sich kaum über den Verlust ihres geliebten Gatten zu trösten; sie weinte Tag und Nacht. Agnes suchte ihre Pflegmutter zu beruhigen, obwohl auch sie mit tiefem Schmerz den

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Tod ihres Wohlthäters betrauerte. Aber ihre Thränen floßen nur häufig in der Stille der Nacht, wenn sie allein war; sie suchte ihren Schmerz in Gegenwart ihrer Pflegmutter zu beherrschen, und brachte alle Trostgründe hervor, welche geeignet waren, ihre Pflegmutter zur Ergebung in den göttlichen Willen zu bewegen.

Die Frau von Cheniere erkannte dankbar die Bemühungen der Pflegtochter an, ihr den Schmerz zu erleichtern, und das Beispiel derselben in der Selbstbeherrschung wirkte, daß auch sie alles versuchte, um ihren Schmerz zu besiegen.

Die Flucht aus dem Vaterlande.

In Frankreich wütheten indessen die Revolutions-Männer mit unerhörter Grausamkeit, und verfolgten alle Rechtschaffenen, die in ihrem Herzen Gott und dem Könige treu blieben. Sehr viele Unschuldige bluteten am Schaffote; niemand war seines Lebens mehr sicher, und eine große Zahl der friedlichen und gutgesinnten Staatsbürger rettete sich durch die Flucht ins Ausland.

Verwandte der Frau von Cheniere waren als treue Anhänger des Königs und der alten Verfassung gefänglich eingezogen worden; auch sie mußte befürchten, den Wütherichen, die das ganze Land in Schrecken setzten, in die Hände zu fallen, und sie rettete sich mit Agnes in die Schweiz.

Bevor sie diese Reise unternahm, empfahl sie mit der Pflegtochter ihr Schicksal dem allmächtigen, höchst gütigen Gott, und überlegte lange und reiflich, was sie thun, und wie sie ihre Flucht bewerkstelligen sollte, bevor sie sich zu derselben entschloß, und auf dem ganzen Wege nach der Schweiz sahen sie deutliche Spu-

ren der göttlichen Fürsehung, welche ihnen durch die auflauernden Wachen der Empörer, die alle Auswanderungen verhindern sollten, durchhalf, und sie sicher durch alle Gefahren führte.

Da sie auf Seitenwegen, durch dichte Wälder und mehrentheils bei der Nacht ihre Flucht bewerkstelligen mußten, so war dieselbe mit großen Beschwerlichkeiten verbunden, und oft schienen sie unter den großen Anstrengungen unterliegen zu müssen, besonders da sie auch mehrmal den ganzen Tag aller Nahrung entbehren mußten; indem sie sich, so lange sie noch auf französischem Boden waren, in die Dörfer und Flecken, um Lebensmittel einzukaufen, bei Tage nicht hineinwagten, aus Furcht, als Flüchtlinge erkannt und ergriffen zu werden.

Aber das Vertrauen auf Gottes allwaltende Fürsehung stärkte ihre Kräfte, und sie schien wunderbar über sie zu wachen, indem sie jeder Gefahr glücklich entgingen, und besonders an den Flüssen, über welche sie setzen mußten, immer Schiffer oder Fischer in den abgelegensten Gegenden antrafen, welche sie heimlich über dieselben brachten.

Auf der ganzen Reise hatte die Frau von Cheniere an Agnes die treueste Gefährtinn, welche alles aufbot, um der guten Pflegmutter die Beschwerlichkeiten derselben zu erleichtern und sie aufzuheitern. Ja bei dem öfters eintretenden Mangel an Nahrung entbehrte sie gern, damit nur ihre geliebte Pflegmutter nicht Hunger leiden durfte.

Die Frau von Cheniere erkannte mit Rührung die zärtliche Sorgfalt ihrer Pflegtochter, und sie wurde bei der großen Bedrängniß ihr Trost und ihre Freude.

Eine tröstende Freundinn.

Glücklich langten die beiden Flüchtlinge in der Schweiz an, und verweilten in dem Dorfe Hochalpen durch längere Zeit, um sich von den Beschwerlichkeiten der weiten und gefahrvollen Reise zu erholen. Auf die Frau von Cheniere hatten die vielen und schweren Leiden, welche Schlag auf Schlag sie verfolgten, sehr nachtheilig eingewirkt, so daß nicht nur Trübsinn sie beherrschte, sondern auch ihre körperlichen Kräfte sehr abgespannt waren.

Agnes versuchte alles, was in ihren Kräften stand, um ihre Pflegmutter zu erheitern, und leitete ihre Gedanken bei jeder Gelegenheit auf Gott, indem sie oft von Gottes allweiser Vorsehung und seiner Vatergüte mit ihr sprach, und das Vertrauen auf die mächtige Hülfe Gottes, und den frommen Glauben, von der sie ganz durchdrungen war, in ihr zu befestigen suchte, daß alles, was geschieht, durch Gottes weise Leitung geschieht, daß ohne seinen Willen kein Sperling vom Dache fällt, und uns kein Haar auf dem Haupte gekrümmt wird; daß wir uns daher vertrauensvoll in unser Schicksal fügen sollen, weil wir überzeugt seyn können, daß der allmächtige und gütige Gott alles zu unserm Besten leitet.

Nach solchen Unterredungen, welche mehrentheils ein gemeinschaftliches und andächtiges Gebet beschloß, fand die Frau von Cheniere ihr Herz erleichtert; sie drückte ihrer guten Pflegtochter die Hand, und sagte mit Rührung zu ihr: »Gott hat mir in dir einen treuen Engel geschickt, welcher mir meine Leiden erleichtert, daß ich derselben nicht unterliege. Ich will hoffen und vertrauen.«

Reise nach München.

Die Frau von Cheniere hatte bei ihrer Flucht nur ihre nicht sehr ansehnliche Baarschaft, einen Theil ihres Silbergeschmeides und ihren Schmuck retten können. Dieses reichte wohl auf einige Zeit hin, daß sie für sich und für Agnes die Lebensbedürfnisse anschaffen konnte; aber für die Zukunft waren sie nicht gesichert. Sie mußten auch auf einen Erwerb denken.

Beide waren in Handarbeiten sehr geschickt; aber das Dorf, in welchem sie sich aufhielten, war zu arm und von Städten zu weit entlegen; als daß sie da Näh,- Strick- oder Stickarbeiten hätten erhalten, noch die verfertigten hätten absetzen können. Auch waren sie bei ihrem Aufenthalte in der Schweiz nicht mehr sicher, weil die Revolutions-Armee an der Gränze sich sammelte, und dieselbe zu überschreiten drohte.

Sie zogen daher weiter nach Deutschland, und ließen sich endlich in München nieder. Sie hatten auch auf dieser Reise sehr viel Ungemach zu ertragen, weil ihre Geldmittel beschränkt waren, und sie, da die Revolutions-Armee weiter vorrückte, dieselbe Anfangs beschleunigen mußten, um von derselben nicht eingeholt zu werden.

Die Frau von Cheniere wurde von den Beschwerlichkeiten der Reise sehr angegriffen, und da sich auch keine frohe Aussicht in die Zukunft für sie eröffnete, so war es nicht zu wundern, daß sie nur traurigen Gedanken nachhing, welche Agnes, die für das Wohl ihrer Pflegmutter sehr besorgt war, durch vertrauensvolle Hinweisung auf die gütige Vorsehung Gottes zu verscheuchen suchte.

Agnes wußte sich aus dankbarer Liebe zu ihrer

Pflegmutter so zu beherrschen, daß sie sich immer heiter stellte, nie eine Klage über ihr trauriges Schicksal hören ließ, vielmehr immer voll guter Hoffnung zu seyn schien. Dabei klagte sie aber im Stillen dem Allvater ihre Noth, und flehete täglich zu ihm, daß er die schweren Leiden vor ihr und der Pflegmutter abwenden, und alles zu ihrem Besten leiten möchte.

Fleiß nährt.

Bei der Ankunft in München war ihre Baarschaft ausgegeben, das Silberzeug verkauft. Die Frau von Cheniere mußte schon Eins oder das Andere von ihrem Schmucke ausbiethen, und sie befürchtete schon, daß sie bald von ihren Geldmitteln entblößt seyn würde. Aber der gütige Gott half durch die Thätigkeit der guten und sorgsamen Pflegtochter.

Diese bemühete sich unablässig, Arbeiten für sich und ihre Pflegmutter aufzufinden, welche sie zur Zufriedenheit der Besteller verfertigte. Sie wurde bald in der Hauptstadt Bayerns bekannter, gewann Zutrauen, und bald fehlte es nicht mehr an Beschäftigung.

Die feinen Handarbeiten, in welchen es die Frau von Cheniere und Agnes zur Meisterschaft gebracht hatten, wurden gut bezahlt, und bald fanden sich auch Mädchen ein, welche sich in denselben von ihnen unterrichten ließen, und sie reichlich dafür belohnten.

So erwarben sie durch ihre Geschicklichkeit und ihren Fleiß den Unterhalt, lebten zurückgezogen in der großen Stadt, erwarben sich die Achtung derer, welche sie näher kannten, und dankten Gott, daß er sie so weit gesegnet hatte, daß sie für ihren Unterhalt nicht mehr ängstlich besorgt seyn durften.

Nur einen Kummer hatte noch die Frau von

Cheniere; daß sie so weit von ihrem einzigen Sohne getrennt, und in ängstlicher Ungewißheit über sein Schicksal war. Seit dem er nach dem letzten kurzen Besuche zu dem Regiment gegangen war, hatte sie nichts mehr von ihm gehöret, und bei dem durch die Revolution und Kriegsunruhen unterbrochenen Postenlauf war es nicht möglich, Briefe zu wechseln, auch würde sich der Sohn in Frankreich verdächtig gemacht haben, wenn er von seiner nach Deutschland ausgewanderten Mutter Briefe erhalten oder an sie abgesendet hätte.

Dankbarkeit.

Agnes suchte der Pflegmutter den Kummer um den Sohn durch zärtliche Liebe und Sorgfalt zu erleichtern; indem sie mit zuvorkommender Bereitwilligkeit jeden Wunsch derselben erfüllte, und sich unablässig bemühete, sie zu erheitern und ihr das Leben so angenehm zu machen, als es ihre Umstände zuließen. Die Mutter erkannte auch dankbar, was die gute Pflegtochter für sie that, und hing mit ganzem Herzen an ihr, so daß sie oft äußerte: der liebe Gott sey mit ihr sehr gütig verfahren, indem er ihr für den Sohn, von dessen Leben oder Tod sie nichts wisse, eine gute Tochter zugesendet habe, welche sich bei Tag und Nacht bemühe, ihr alle Beweise der zärtlichen Liebe und Dankbarkeit zu geben.

Besonders aber rührte sie der unermüdete Fleiß der Pflegtochter, welche bis spät in die Nacht bei der Stick- oder Näharbeit saß, um so viel zu verdienen, daß sich die Pflegmutter bessere Nahrung und einige Bequemlichkeiten verschaffen konnte. Agnes that dieses, um die Mutter zu überheben, welche bei dem Kerzen-

lichte nicht lange arbeiten konnte, ohne Augenschmerzen zu bekommen: denn durch das anhaltende Weinen während der Zeit ihrer Leiden waren ihre Augen sehr geschwächt, und die Aerzte riethen ihr, dieselbe so viel möglich zu schonen.

Neues Unglück.

Das Augenübel der Pflegmutter verschlimmerte sich sichtbar, und bald konnte sie auch bei Tage keine feinen Näh- und Stickarbeiten mehr verfertigen. Die ärztliche Hülfe nützte wenig, und nach einem Jahre erblindete die Frau von Cheniere ganz.

Das war ein Jammer und Elend, welches die gute Frau ganz nieder beugte, so daß sie keinen frohen Gedanken mehr fassen konnte. Vergebens bemühete sich Agnes ihre unglückliche Pflegmutter zu erheitern, und sie zur geduldigen Ergebung in ihr herbes Schicksal zu bewegen.

Alle Vorstellungen fruchteten nichts; die Frau von Cheniere verfiel in Schwermuth, welche nichts heben konnte. Eine Ursache dieser Gemüthskrankheit lag auch in ihrem Körper selbst, und war nicht zu entfernen.

Agnes nahm den empfindlichsten Antheil an den Leiden ihrer Pflegmutter, und suchte dieselben, so viel in ihren Kräften lag, zu erleichtern. Sie betete täglich zu Gott, daß er sie stärken möchte, um jetzt alles das ihrer Wohlthäterinn zu leisten, was die Umstände erforderten. Sie mußte nun durch die Arbeit ihrer Hände die erblindete Pflegmutter ernähren. Das war eine schwere Aufgabe, und erforderte große Anstrengung und vieles Nachtwachen. Agnes aber scheuete keine Mühe und kein Opfer, wenn es das Wohl ihrer

Pflegmutter betraf, und sie entbehrte gern, wenn sie derselben etwas Angenehmes verschaffen konnte.

Gott segnete das Bemühen der guten Tochter, und die Frauen, welche dasselbe sahen, oder davon hörten, wußten es zu würdigen. Sie achteten Agnes sehr hoch, unterstützten sie mit Wohlthaten auf eine Art, daß das Zartgefühl derselben nicht beleidiget wurde, und verschafften ihr immer solche Arbeiten, welche am besten bezahlt wurden, so daß Agnes nie in Verlegenheit kam, ihre Pflegmutter zu ernähren.

Die Pflegmutter stirbt.

Vier Jahre lang mußte Agnes für den Unterhalt ihrer erblindeten Pflegmutter sorgen, und sie ließ sich die große Mühe nicht verdrießen, weil sie ihr das zum Theile vergelten konnte, was sie von ihrer Kindheit an von derselben genossen hatte.

Endlich wurde die Frau von Cheniere zusehends schwächer. Ihr zarter Körper, welcher durch alles Ungemach seit der Auswanderung aus Frankreich viel geschwächt worden war, unterlag den Seelenleiden; sie starb nach einem kurzen Krankenlager, nachdem sich ihre Kräfte gänzlich erschöpft hatten.

Agnes weinte an dem Todtbette der guten Pflegmutter bitterlich, und war nicht zu trösten. Die Sterbende dankte noch der guten Tochter für alle Liebe und Pflege, welche sie von ihr erhalten hatte, segnete sie mit schwacher Hand, und bat Gott, daß er dem guten Kinde vergelten möchte, was es an ihr gethan hatte.

Agnes war nun allein als Fremde im fremden Lande. Sie hatte ihre mütterliche Freundinn und Wohltäterinn verloren. So sehr sie sich seit mehreren

Jahren abmühen mußte, um der erblindeten Pflegmutter den Unterhalt zu verschaffen, so wollte sie sich doch noch größeren Anstrengungen unterziehen, wenn sie nur noch ihre Pflegmutter bei sich haben könnte. Ohne dieselbe kam ihr die ganze Welt leer vor, und sie konnte sich lange nicht beruhigen. Doch die Zeit minderte ihren Schmerz, so daß sie sich endlich zufrieden gab.

Die Tugend erhält den Lohn.

Indessen war das liebevolle Bemühen der guten Agnes für ihre Pflegmutter nicht ungeachtet geblieben, und alle, welche sie näher kannten, schätzten sie hoch.

Die Gräfinn Schlagenhorst, welche ihr früher mehrmal Näh- und Stickarbeiten aufgetragen hatte, die Agnes nach ihrer Vollendung immer selbst überbrachte, hatte sie besonders lieb gewonnen, und both ihr einen Platz in ihrem Hause als Erzieherinn ihrer Tochter an, welchen Agnes mit Freuden annahm.

Sie konnte jetzt mit ihrer Lage sehr zufrieden seyn. Sie war mit allen Lebensbedürfnissen reichlich versorgt, bezog einen ansehnlichen Gehalt, wurde von der Gräfinn geachtet und von der Tochter derselben geliebt, und war in einem Wirkungskreise, wo sie viel Gutes stiften konnte. Sie dankte Gott oft für diese Wohlthaten, und sie war innig gerührt, wenn sie nachdachte, wie der Allgütige ihre Leiden zu ihrem Besten gewendet hatte.

Schon war Agnes zwei Jahre in dieser glücklichen Lage, als die Franzosen im Jahre 1805 nach der Schlacht bei Ulm durch Bayern nach Oesterreich vordrangen. Bei der Einquartierung wurde kein Haus verschont, und im gräflichen Palaste nahmen Generäle und auch ein verwundeter Rittmeister Quartier, wel-

cher letzterer bis zur vollendeten Heilung hier verweilte. Er speisete täglich am Tische der Gräfinn.

Das gleiche Vaterland machte ihn bald mit Agnes näher bekannt, und nach wenigen Zusammenkünften waren ihre Herzen enge mit einander verbunden; denn der Officier war — Renald Chenier, der leibliche Sohn der verstorbenen Frau von Cheniere, welcher Agnes so viel zu danken hatte, und die sie mit kindlicher Liebe und Dankbarkeit bis zu deren Tode gepflegt hatte.

Der Officier hatte Agnes nur damals gesehen, als er von der Militär-Schule zu dem Regimente reisete; aber schon bei dem ersten Zusammentreffen mit ihr in dem Hause der Gräfinn glaubte er bekannte Züge an ihr wahrzunehmen; und er war überrascht, die Pflegtochter seiner geliebten Mutter, deren Tod er erst hier erfuhr, zu erfahren.

Aber seine Achtung für Agnes wurde sehr erhöhet, als er von der Gräfinn erfuhr, was Agnes für seine Mutter gethan und geopfert hatte. Auch gleiche Liebe erwies Agnes jetzt dem Sohne ihrer Pflegmutter und Wohlthäterinn, der noch immer viel an seinen Wunden litt.

Mit schwerem Herzen trennte er sich von Agnes, als seine Wunden geheilt waren. Er kam aber nach geendigtem Feldzuge gegen die Preußen im Jahre 1808 nach München zurück, und führte Agnes als seine Braut nach Frankreich. Die erhaltenen Wunden hatten ihn zu ferneren Kriegsdiensten untauglich gemacht. Er erhielt eine Anstellung in den Waffen-Magazinen, und lebt in glücklicher Ehe mit Agnes vielleicht noch jetzt.

Manuscript von Leopold Chimani.

8.

Ritter Hugo von Drachenburg und sein Sohn.

Ruhe — Ruhe suchest du?
Sieh, umsonst ist all dein Sehnen,
Suchst du nicht die wahre Ruh'
Ganz allein in Bußethränen.

Hoch auf wildem Gesteine zwischen hundertjährigen Tannen und Fichten, von dichtem Gesträuche umranket, ragen die Ruinen der Feste Drachenburg hervor, an denen der Zahn der Zeit durch Jahrhunderte genaget hat, und die er nicht ganz vertilgen konnte. Hier hausete im Mittelalter, wo Gewalt für Recht galt, der Ritter Hugo, welcher von Raub und Krieg lebte, und die mit Blut bedeckte Beute, die er wehrlosen Reisenden und schwächeren Gegnern abgenommen hatte, mit Rittern seines Gelichters in schwelgenden Trinkgelagen verzehrte. Er war nur dann vom Schloße abwesend, wenn er Kaufleuten, die nach der Messe mit ihren Waaren zogen, auflauerte, um ihnen ihr Eigenthum abzunehmen, oder wenn er an einem Ritter eine Beleidigung zu rächen hatte. Doch hatte er, als das Maß seiner Sünden voll war, um sein aufgeregtes Gewissen zu beschwichtigen, auch an einem Kreuzzuge nach Palästina Theil genommen, durch welchen er seine schwere Schuld abzubüssen wähnte.

Ein dem Vater ähnlicher Sohn.

Hugo hatte einen einzigen Sohn, Namens Alfred, welcher alle bösen Eigenschaften seines Vaters angenommen hatte, und ihn an Verderbtheit des Her=

zens noch weit übertraf. Wie konnte auch der Sohn zur Tugend und Rechtschaffenheit erzogen werden, da er an seinem Vater nur böse Beispiele sah, und dieser ihn vom Knabenalter an zu allen Raubzügen mitnahm, bei welchen er sorglose Reisende ausplünderte, ungerüstete Ritter unvermuthet überfiel, und allenthalben Mord und Raub verübte?

Das Herz des Knaben mußte gegen alles Mitleid verhärten, und alles Gefühl für Recht mußte in ihm erstickt werden, da ein gelungener Raubzug immer mit Schmausereien und Trinkgelagen im Schloße gefeiert wurde, und die Raubgenossen ihre wilde Freude bei dem Becherklange laut werden ließen, daß es ihnen gelungen war, Wehrlosen ihr Eigenthum abzunehmen, oder Ungerüstete auf ihren Burgen zu überfallen, zu berauben und zu morden. Der Muth des Sohnes, welchen er bei solchen Raubzügen öfters bewies, wurde bis zum Himmel erhoben, und dieses war eine neue Aufforderung für Alfred, seinem unwürdigen Vater es an Roheit des Herzens gleich zu thun, und ihn noch zu übertreffen.

Böser Wille des Sohnes.

Ein verhärtetes Gemüth entsagt allen feineren Gefühlen, vergißt aller Pflichten, und neigt sich zur unmenschlichen Grausamkeit hin. Der im blutigen Kriegshandwerke erzogene Sohn fand auch bald sein einziges Vergnügen in Raubzügen, die er gern in unumschränkter Willkühr unternommen hätte. Aber sein böser Wille wurde oft durch den Vater beschränkt, dessen Oberherrschaft er anerkennen, und dem er gehorchen mußte.

Der Vater, von Natur aus rauh und jähzornig, entbrannte oft, wenn der Sohn ihm widersprach, oder

gegen seinen Willen handelte, im wilden Feuer gegen denselben, und ließ ihn seine väterliche Gewalt bitter fühlen. Diese Behandlung entfremdete den Sohn dem Vater, und je weiter Alfred im Jünglingsalter vorrückte, und zum Bewußtseyn seiner eigenen Kraft gelangte, desto mehr wurde ihm die väterliche Oberherrschaft lästig, und er wünschte sich bald derselben zu entledigen, um nach seinem Willen unumschränkt handeln zu können.

Der Zug des Vaters mit den Kreuzrittern nach Palästina war ihm sehr willkommen, theils weil er während der Abwesenheit des Vaters nach Willkühr handeln und seinen wilden Gelüsten nachgehen konnte, theils weil er hoffte, daß sein Vater, welcher jeder Gefahr trotzig entgegen ging, auf dem Zuge oder in Palästina wie so viele andere Ritter den Tod finden werde.

So ruchlos war der unnatürliche Sohn gegen den Vater gesinnt. Weh aber auch dem Vater, welcher sich selbst in dem Sohne die Geißel erzogen und die Ruthe gebunden hat.

Gefahren des Kreuzzuges.

In dem Gefolge des Vaters befand sich der Troßbube Hano, welcher mit Alfred gleichen Alters, und demselben als sein Jugendgespiele sehr ergeben war. Diesem, der alle bösen Streiche Alfreds mit ausführen half, und ihm bei jeder Gelegenheit an die Hand ging, hatte er oft versprochen, daß er ihn auszeichnen und ansehnlich belohnen werde, wenn er einst in den Besitz der väterlichen Güter gelangen werde. Durch dieses Versprechen suchte Alfred sich seiner Treue und Anhänglichkeit immer mehr zu versichern. Diesem trug

er auf, daß er ihm über alles, was sich mit seinem Vater auf dem Kreuzzuge ereignen würde, genaue Nachricht geben sollte.

Der Zug nach Palästina war mit unsäglichen Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden. Ein Theil der Kreuzfahrer kam schon auf dem Wege durch Mangel an Lebensmitteln und durch Noth um; eine größere Zahl fiel durch das Schwert der Saracenen, noch mehrere wurden durch ansteckende Krankheiten in dem heißen Klima Asiens dahin gerafft. Das, was in früheren Kreuzzügen erobert worden war, ging mehrentheils in diesem verloren, und die Kreuzfahrer hatten nicht nur mit den mächtigen Feinden, sondern mit Seuchen, Mangel und Noth zu kämpfen, so daß sehr wenige, welche aus England, Frankreich, Italien und Deutschland gegen die Saracenen ausgezogen waren, den vaterländischen Boden wieder betraten.

Traurige Lage des Ritters Hugo.

Unter diesen wenigen befand sich der Ritter Hugo mit seinem Troßbuben Hano. Er war, nachdem er in einigen Schlachten tapfer mitgekämpft hatte, leicht verwundet, aber bald darauf von einer schweren Krankheit befallen worden, an welcher er hoffnungslos mehrere Monate darnieder lag. Aber seine gute Leibesbeschaffenheit siegte, und er genas. Doch waren die meisten von seinem Gefolge theils unter den Schwertern der Saracenen gefallen, theils von der Seuche hinweggerafft worden.

Nur Hano blieb ihm, welcher von einer schweren Wunde, die er in einem Gefechte erhalten hatte, wieder genas. Hugo hatte aber, während er krank darnieder lag, sein Gepäcke und alles verloren, was er

von seiner Burg in den Kreuzzug mitgenommen hatte, und er war nun in einem fremden Erdtheile, von blutdürstigen Feinden umschwärmt, ganz hülflos. In der ärmlichen Kleidung eines Pilgers mußte er fliehen, und durch Betteln sich auf der Reise nach Deutschland forthelfen.

Doch war der unglückliche Kreuzzug nicht nutzlos für ihn vorübergegangen. Das langwierige Krankenlager brachte ihn zur Besinnung; er erkannte die Größe seiner Vergehungen, und betrachtete die hoffnungslose Lage, in welcher er sich im fremden Erdtheile hülflos befand, als die gerechte Strafe Gottes, welche er sich durch seine Missethaten zugezogen hatte. Er bereuete seinen vorigen Lebenswandel, und gelobte, ihn, wenn er glücklich auf seiner Burg angelangt seyn wird, durch Erbauung einer Kirche und eines Hospitals für arme Pilger zu sühnen.

Alfreds gottloses Treiben.

Der pflichtvergessene Sohn schaltete indessen auf der Drachenburg so unumschränkt, als wenn sie sein Eigenthum wäre, und sein Vater von dem Kreuzzuge nicht mehr zurück kehrete. Er überließ sich ganz seinen bösen Neigungen und Gelüsten, machte wie sein Vater den Weglagerer, der mit seinen Reisigen den wehrlosen Wanderern, welche Güter mit sich führten, auflauerte, und sie beraubte, die Unterthanen bedrückte, allenthalben Ungerechtigkeiten ausübte, und das, was er auf schlechten Wegen erworben hatte, mit lustigen Gesellen gleichen Gelichters in Eß- und Trinkgelagen verschwelgte.

Da lange Zeit von seinem Vater keine Kunde mehr zu ihm gelangte, und er früher durch Pilger, welche

aus dem gelobten Lande zurückgekehrt waren, erfahren hatte, daß Hugo verwundet worden sey, und dann an einer ansteckenden Krankheit schwer darniederliege, so gab er vor, daß sein Vater in dem Kreuzzuge umgekommen sey. Er veranstaltete eine Todtenfeier, heuchelte Trauer um seinen verstorbenen Vater, setzte sich aber bald darauf in den Besitz der väterlichen Güter, und lebte zügelloser als vorher.

Der schlaue Hano.

Um diese Zeit kam Hano aus dem Kreuzzuge zurück. Auch er hatte sich unter vielen Mühseligkeiten bis in sein Vaterland zurück gebettelt. Er hatte den Ritter Hugo in der Nähe von Aquileja angetroffen, wo dieser, von den Beschwerlichkeiten der Reise ermüdet und ganz entkräftet, einige Zeit verweilte, um sich wieder zu erholen.

Er hatte Hano aufgefordert, daß er nach Drachenburg voraus eilen möchte, um seine Rückkehr dem Sohne zu verkünden, der ihm mit Hülfsmitteln zur weiteren Reise entgegen ziehen sollte.

Der schlaue Hano, welcher Alfreds Pläne und bösen Anschläge kannte, versprach wohl auf dem kürzesten Wege nach der Burg zu gehen, um den Ritter Hugo das Nothwendige auf die weitere Reise zu verschaffen, und dessen Empfang auf der Drachenburg vorzubereiten; aber er verschwieg auf dem ganzen Wege sein Zusammentreffen mit dem Ritter, und meldete nur insgeheim dem Sohne die Rückkehr des Vaters und dessen baldige Ankunft auf der Burg.

Teuflischer Plan des Sohnes.

Alfred erschrack über diese Nachricht, welche aller seiner Macht und Herrlichkeit auf der Burg ein Ende

zu machen drohete, und sann Tag und Nacht, wie er dieses Ungewitter abhalten könnte. Da gerieth er auf den teuflischen Gedanken, seinen Vater, bevor er das Schloß erreichte, zu ermorden.

Er schickte Hano, der in sein verruchtes Geheimniß eingeweihet war, dem Vater mit Reisegelde entgegen, verabredete aber mit ihm, daß er den Vater auf einsamen Wegen durch Wäldern uud Schluchten geleiten möchte, wo ihn Alfred ungehindert überfallen könnte.

Der Ritter Hugo, welcher von seinen Grenznachbarn, die er vor dem Kreuzzuge räuberisch überfallen, noch immer viel zu befürchten hatte, mußte, um vor denselben verborgen zu seyn, noch immer in der Pilgerkleidung reisen. Hano nahm dieselbe Kleidung, und beide zogen unerkannt der Drachenburg zu. In einer Thalschlucht zwischen hohen Gebirgen lauerte der unmenschliche Sohn.

Diese Gegend war von Alfred und Hano zu dem verruchten Verbrechen bestimmt worden. Doch der Vatermord ist ein so gräßliches Verbrechen, daß selbst der entartete Bösewicht vor demselben zurückschaudert. Auch Alfred wagte es nicht, seine Hand in das Blut des Vaters zu tauchen; ein Grauen und Entsetzen befiel ihn, als er den Dolch gegen den Vater zückte.

Er stand von dem Morde ab, beschloß aber sogleich, den Vater in der Finsterniß der Nacht auf die Drachenburg zu bringen, ihn in den Kerker zu verschließen; damit Niemand die Zurückkunft des Vaters ahnen, und Alfred im ungestörten Besitze des väterlichen Erbes bleiben könnte.

Traurige Lage des Vaters.

Mit Hülfe Hano's, der zu jedem Verbrechen die Hand bot, wurde Hugo gebunden, auf einen bereitstehenden Karren geworfen, und nach Drachenburg gebracht. Eine stürmische Nacht begünstigte die Ausführung der schlechten That, und der entartete Sohn kam mit seinem Vater bald nach Mitternacht auf der Burg an, ohne daß sie von Jemanden gesehen worden waren.

Der unglückliche Vater wurde in das Burgverließ gebracht, und die Thür desselben fest verschlossen und verriegelt. Niemand wußte um das Geheimniß, als Hano, welchen Alfred mit Geschenken überhäufte, damit er dasselbe nicht verrieth.

Alfred verwahrte die Schlüssel zu dem Kerker, in welchem sein unglücklicher Vater schmachtete, und nur er allein brachte ihm bei der Nacht, wenn Alles in der Burg schlief, die nöthige Nahrung.

Da gab es Auftritte, welche ein versteinertes Herz hätten erweichen müssen; nur der unnatürliche Sohn blieb ungerührt. Der alte Vater, dessen Kräfte der gefahrvolle Kreuzzug völlig gelähmt hatte, lag in der Burg, in welcher er freudige Aufnahme und Erholung von der beschwerlichen Rückreise aus Palästina gehofft hatte, im finsteren Kerker auf morschem Strohe, und mußte sein Leben durch spärliche Nahrung fristen. Kein stärkender Wein kam über seine Zunge; kein erwärmender Sonnenstrahl drang in das tiefe Burgverließ; kein theilnehmendes Wort schlug an sein Ohr. Elend und verlassen schmachtete er im finsteren Kerker, aus welchem ihn nur der Tod erlösen konnte.

Er sah die unnatürliche Grausamkeit des entarteten Sohnes für eine Strafe des Himmels an, die er durch die schlechte Erziehung des Sohnes und durch die Un-

gerechtigkeiten, welche er gegen die wehrlosen Reisenden als Weglagerer und gegen seine schwächeren Nachbarn begangen, sich zugezogen hatte. Er mußte bei den schweren Leiden, welche er zu erdulden hatte, des Trostes entbehren, daß er unschuldig leide.

Doch war seine Seele mit aufrichtiger Reue erfüllt, und er flehete zu Gott, daß er ihm seine Sünden, die er durch den Kreuzzug hatte sühnen wollen, vergeben, ihm Geduld, die schweren Leiden zu ertragen, verleihen, und daß er sie als ein Sühnopfer für seine begangenen Missethaten aufnehmen möge.

Bitten des Vaters an den grausamen Sohn.

Wenn der bitter gekränkte Vater die eisernen Riegel rasseln und die Angel der eisernen Thür, welche seinen Kerker verschloß, knarren hörte, richtete er sich auf, um aus den Händen seines entarteten Sohnes die Nahrung und den Wasserkrug zu empfangen. Da sprach er oft zu Alfred: »Mein Sohn, wirst du noch lange so grausam mit deinem Vater verfahren? Fürchtest du Gottes Strafe nicht? Fühle an meine Knochenhand, welche kaum mehr die eingeschrumpfte Haut bedeckt; sieh an mein umschleiertes Auge, welches kaum mehr den matten Schein der Laterne ertragen kann; blicke hin auf das feuchte und morsche Strohlager, auf welchem meine ausgemergelten, kraftlosen Glieder keine Ruhe mehr finden können, und habe Mitleiden mit mir. Erlöse mich von dieser Pein; bedenke, daß du deinen Vater quälest und marterst, und daß dieses grausame Verbrechen zum Himmel um Rache schreit!«

»Bei der Asche deiner Mutter, die dich geboren und genähret hat, beschwöre ich dich, menschlicher mit deinem Vater zu verfahren. Verbittere mir nicht die we-

nigen Tage, welche ich noch zu leben habe. Sey menschlich, und behandle mich nicht so grausam!«

Vor Beklemmung des Herzens und innerem Schmerz konnte der Vater oft nicht weiter sprechen, und er hatte auch keine Thränen mehr, welche sein Herz hätten erleichtern können.

Gewissensbisse.

Diese eindringenden Worte gingen zwar nicht ganz spurlos an dem Sohne vorüber; aber sie waren doch nicht kräftig genug, daß sie ihn hätten erweichen können. Auch fürchtete er, daß alle seine Schandthaten, wenn er dem Vater die Freiheit gäbe, würden aufgedeckt, und er als ein ehrloser Ritter allgemein würde verachtet werden. Doch war er nicht so ganz entartet und verhärtet, daß sein Gewissen ihm nicht die Größe seines unmenschlichen Verbrechens vorgeworfen hätte.

Er hatte keine Rast und Ruhe. Bei Tage suchte er durch Zerstreuungen auf der Jagd, durch Freß- und Saufgelage und andere lärmende Vergnügungen sein aufgeregtes Gewissen zu betäuben. Aber bei der Nacht im Traume erschien ihm sein Vater in abgehärmter Knochengestalt und mit Fesseln beladen, wie er Rache über den verruchten Sohn vom Himmel herabrief, und Legionen böser Geister den Verbrecher umschwärmten, alle Martern ihm bereiteten, und ihn in die Finsterniß der Hölle hinabstießen.

Nach solchen fürchterlichen Träumen jagte ihn seine aufgeregte Phantasie wie ein verfolgtes Wild nach allen Seiten; er irrte wie ein Wahnsinniger herum, und war oft nahe daran, seinem schuldbeladenen Leben ein schnelles Ende zu machen. Oft suchte er in dem mit Wein gefüllten Becher seine Gewissensangst zu ersticken.

scharrte im Kerker ein Loch in die Erde, und vergrub dieselbe.

In Todesangst begab er sich in seine Gemächer zurück, und warf sich auf das Bett hin. Kein Schlaf kam in seine Augen; immer schwebte ihm der gemordete Vater vor Augen, der zum Himmel um Rache über den verruchten Sohn rief.

Reue und Besserung.

Von nun an hatte Alfred keine Ruhe und Rast mehr. Tag und Nacht quälte ihn die peinlichste Gewissensangst. Blaß wie eine Leiche mit tief liegenden Augen und eingeschrumpftem Gesichte schlich er herum, und konnte keinen ruhigen Gedanken mehr fassen. Vergebens suchte er auf der Jagd und in Trinkgelagen Zerstreuung und Erheiterung. Allenthalben verfolgte ihn die Leichengestalt seines Vaters, wie er ihn in dem Kerker verscharrt hatte.

Von der Gewissensangst bis zur Verzweiflung getrieben, wollte er schon seinem schuldbelasteten Leben ein gewaltsames Ende geben, als er von einem frommen Priester daran verhindert wurde, der ihm zusprach, daß er an Gottes unendlicher Barmherzigkeit nicht verzweifeln sollte. Er ging in sich, ward von bitterer Reue erfüllt, und gelobte, von nun an als strenger Büsser zu leben. Er bot das Schloß Drachenburg und alle seine Güter feil, um aus dem gelöseten Gelde eine der heiligen Jungfrau Maria geheiligte Kirche und neben derselben eine Einsiedelei zu erbauen, in welcher er als reuiger Büsser in Abtödtung des Leibes und Uebung der Andacht sein Leben beschließen wollte.

Busse.

Alfred wählte zu diesem Baue den Platz, wo er seinen Vater bei dessen Rückkehr von dem Kreuzzu-

ge verrätherisch gefangen genommen, und auf die Drachenburg in's Gefängniß geschleppt hatte. Der Bau fing an; und ging rasch vorwärts. Alfred arbeitete als ein gemeiner Taglöhner bei demselben.

Die Sage erzählt: »Als die Kirche schon zur Hälfte vollendet war, habe bei der Nacht die Erde zu erbeben angefangen. Sie öffnete sich an der Stelle, wo die halb ausgebaute Kirche stund, und verschlang Alles, was Alfred mit großen Kosten schon erbauet hatte.«

Alfred sah diese schreckliche Naturerscheinung für ein Zeichen des Himmels an, daß er sich noch eine schwerere Buße auferlegen müsse.

Es wurde damals ein neuer Kreuzzug vorbereitet. Nach den Begriffen der damaligen Zeit glaubte man, daß der Kreuzzug von allen, auch den schwersten Sünden reinige. Der schuldbelastete Alfred ergriff dies Gelegenheit, um Buße für seine Sünden zu thun, und er verwendete das Geld, welches ihm von dem Baue der Kirche noch übrig geblieben war, um sich zu dem Kreuzzuge zu rüsten.

Er schloß sich an das Heer an, welches nach Palästina zog. Er legte sich auf der Reise die schwersten Entbehrungen auf, ertrug alle Ungemächlichkeiten mit Geduld, theilte gern das, was er besaß, ärmeren Kreuzfahrern mit, und betrug sich immer, wie ein gemeiner Soldat.

Beschluß.

Als das Kreuzheer in Palästina angekommen war, stellte sich bald der Feind entgegen. Alfred scheuete keine Gefahr, und wo das Gefecht am hitzigsten war, stürzte er sich mit Löwenmuthe hinein. Er glaubte sein

schweres Verbrechen zu sühnen, wenn er den Tod unter den Schwertern der Saracenen fände. Außer einigen leichten Wunden entging er jeder Gefahr glücklich.

Als aber der Heereszug durch die großen Sandwüsten ging, wurde eine Rotte Kreuzfahrer, welche getrennt von dem Hauptheere zog, von den Saracenen überfallen, und mehrentheils niedergesäbelt. Alfred entrann jetzt dem Tode durch die Schnelligkeit seines Pferdes; aber er verirrte sich in der Wüste, und konnte das Heer der Kreuzfahrer nicht mehr einholen. Er verschmachtete vor Hunger und Durst in der Sandwüste, nachdem er vergebens das Blut aus den Adern seines Pferdes gesäugt hatte.

Später fanden die Kreuzfahrer seinen Leichnam, den sie an der Rüstung erkannten, neben dem Gerippe des todten Pferdes. Ein Geier hatte ihm das Herz aus dem Leibe gehackt, und die Ameisen hatten seinen Leib bis auf das Skelett zernaget.

So endete der Vatermörder. Seine Reue war aufrichtig, seine Buße streng: aber sie kamen der Größe seines Verbrechens nicht gleich.

Doch der Allerbarmer wird sein zerknirschtes Herz nicht verachtet, und ihn nicht nach der Größe seiner Vergehungen gerichtet haben.

Manuscript von Leopold Chimani.

9.

Der arme Handwerksgeselle.

„Gieb gern,
So wird auch dir gegeben werden.“

Ein armer Handwerksgeselle, ein Strumpfstricker, mit Namen Posch, machte von Manheim nach Köln die

Wanderung auf dem Rhein in einem großen Schiffe, in welchem sich unter der großen Zahl der Reisenden auch ein armer Jude befand, der seine ganze Habe verloren hatte, und ohne Geld war.

Bald war die große Noth des Juden der Schiffsgesellschaft bekannt, jedoch anstatt, ihm zu helfen, machten sich Mehrere das boshafte Vergnügen, ihn muthwillig zu necken. Sie bemerkten, daß der Jude, wenn sie ihren mitgebrachten Mundvorrath verzehrten, traurig nach den Eßwaaren hinblickte, weil er drückenden Hunger litt. Sie boten ihm Schinken und Knackwürste mit höhnischem Lächeln an, welche er aber nicht annahm; weil es ihm, dem Diener des mosaischen Gesetzes, verboten war, Schweinefleisch zu essen. Sie wollten ihm dann anderen Braten geben, den er wieder nicht essen durfte; weil er, wie die Juden zu sagen pflegen nicht »koscher« war. Es fiel ihnen nicht ein, ihm ein Stück Brod zu reichen, welches zu genießen ihm nicht verboten gewesen wäre. Die Gefühllosen wollten den armen Juden nur muthwillig necken, und ein schallendes Gelächter folgte immer, wenn Einer oder der Andere unter der Maske der Treuherzigkeit mit ihm angebunden hatte.

Posch, der wenig, aber ein gefühlvolles Herz hatte, sah lange dem Treiben dieser Muthwilligen mit Unmuth und Widerwillen zu; er hätte sich gern des armen Juden angenommen, aber er hatte zu viele gegen sich; und wer hätte auch auf einen armen Handwerksgesellen geachtet, der vielleicht in der nächsten Stunde mitleidige Menschen um einen Zehrpfennig ansprechen mußte? Posch warf einen mitleidigen Blick auf den armen Hebräer, der sich tief gekränkt in seiner Armuth, in einen Winkel des Schiffes zurückgezo-

gen hatte, und faßte den Entschluß, ihm zu helfen, so viel es in seiner Macht stand.

Das Schiff landete bei Köln, und die Reisenden stiegen an's Land. Posch folgte dem Juden auf dem Fuße nach. Als sie von der übrigen Gesellschaft getrennt und allein waren, fragte Posch gutherzig und theilnehmend den Juden, ob er wohl Brod, von den Christen gebacken, essen dürfe. Der Jude bejahte es, und war schon erfreuet, daß ein Christ treuherzig sich ihm nähere. Posch führte ihn bei der Hand zu dem nächsten Bäckerladen, zog seine letzten sechs Kreuzer aus der Tasche, kaufte einen Laib Brod, und gab ihn dem Juden. Als dieser, durch die Gabe überrascht, danken wollte, hatte sich der Geber schon weit entfernt. Er suchte einen Meister in der Stadt auf, um sich das gewöhnliche Handgeschenk abzuholen, und denselben um Arbeit, oder wenigstens um eine Nachtherberge zu bitten. Den Juden sah er nicht mehr.

Nach mehreren Jahren kam Posch auf seiner Wanderung nach Triest. Als er in seiner abgenutzten Kleidung, aber mit einem noch ziemlich schweren Bündel durch die Strassen der Stadt zog, wurde er von mehreren Juden angerufen, ob er nichts zu verhandeln habe, und da bei seiner anscheinenden Armuth ein guter Kauf bei ihm zu hoffen war, so wies Einer von den Juden auf die Uhrkette hin, und bot sich an, ihm die Taschenuhr abzukaufen.

Der Jude wurde immer zudringlicher, und bald kamen mehrere herbei.

Einer derselben faßte den fremden Handwerksgesellen fest in's Auge, seine Miene erheiterte sich, und er fragte ihn mit sichtbarer Neugierde, ob er nicht einst in Köln gewesen, und von Manheim dahin zu

Wasser gereiset sey. Posch bejahte es. Der Jude fragte weiter, ob er nicht in Köln einem armen, ausgehungerten Reisegefährten einen Laib Brod gekauft habe. Da Posch auch auf diese Frage mit dem Kopfe nickte, sprach der Jude voll Freuden: »Sehet hier, der ist der brave Handwerksbursche, von dem ich euch schon öfters erzählt habe, der mir in der größten Noth mit dem Wenigen, was er hatte, geholfen hat, nachdem ich früher von der Reisegesellschaft die kränkendsten Mißhandlungen hatte erdulden müssen.« Er schüttelte dem Biedern treuherzig die Hand, gab ihm einen blanken Thaler, und äußerte unverholen seine Freude, daß er sich dankbar an seinem Wohlthäter bezeugen konnte.

Posch nahm das Geschenk nicht an, indem er sagte, daß er sich das Bewußtseyn, seinem Nächsten in der Noth geholfen zu haben, nicht mit Geld bezahlen lasse; und diese Uneigennützigkeit war um so lobenswerther, da Posch keinen Kreuzer in der Tasche hatte, und mehrere Tage auf der Reise schon von Almosen leben mußte.

Weil nun Posch den Thaler durchaus nicht annehmen wollte, so nöthigte der Jude ihn, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, wo er ihn bewirthen wollte. Dort erzählte er dem Wirthe, was sich zwischen ihm und Posch auf der Reise nach Köln und in Köln zugetragen, und gab ihm den Auftrag, seinen Wohlthäter gut und so lange auf seine Kosten zu verpflegen, bis er sich von seiner Reise ganz erholt und Arbeit gefunden haben würde. Der Jude verweilte noch längere Zeit bei Posch im Wirthshause, ließ sich Vieles von seiner Wanderschaft erzählen, und entfernte sich erst gegen Abend.

Der Wirth hatte indessen den Handwerksburschen recht lieb gewonnen, und wenn ihn schon die Wohlthat gegen den Juden für denselben eingenommen hatte, so empfahl ihn noch mehr sein gerader und rechtlicher Sinn und die Einfalt des Herzens, die aus allen seinen Reden und Erzählungen hervorleuchtete.

Als Posch am andern Morgen seinen Reisebündel untersuchte, fand er in demselben den Thaler. Der Jude hatte denselben unvermerkt in den Bündel gesteckt, bevor er sich am vorigen Abende entfernte.

Posch zeigte den Thaler dem Wirthe, und bat ihn, von demselben seine Zeche zu bezahlen, den Rest aber dem Juden zurückzustellen, weil er nicht ein Geschenk annehmen, noch auf Kosten des Juden leben wollte.

Da sagte der Wirth: »Die Zeche ist schon bezahlt, wenn er auch länger bei mir bleiben will. Es gereicht mir zum Vergnügen, einen so braven und wohlthätigen Burschen in meinem Hause zu bewirthen. Der Jude hat dafür nichts zu bezahlen. Er mag aus der freundlichen Aufnahme und Pflege, die er in meinem Hause gefunden, abnehmen, daß alle rechtlichen Leute eine gute Handlung zu schätzen wissen. So er nach Triest kommt, so spreche er bei mir ein, immer werde ich ihn freundlich aufnehmen und an meinen Tisch ziehen, damit er nicht die geringste Auslage hat. Den Thaler hat ihm der Jude aus Dankbarkeit zugedacht, und er muß ihn annehmen und ihn ganz behalten, denn es würde den Juden tief kränken, wenn er ihn zurückwiese. Auch die Zeche darf er von dem Thaler nicht bezahlen, weil ich sonst das Vergnügen entbehren müßte, einem braven jungen Mann eine schöne Handlung durch meine Achtung und Liebe belohnt zu haben.«

Posch mochte einwenden, was er wollte, da half kein Sträuben; er mußte den Thaler behalten und noch zwei Tage bei dem Wirthe bleiben, wo er wie der Sohn des Hauses behandelt wurde.

Posch war bis zu Thränen gerührt, als er sich von dem braven Wirthe trennte, und dieser Vorfall machte einen so tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Herz, daß er bei aller seiner Armuth jede Gelegenheit benutzte, wohlthätig an Andern zu werden.

Auf der Wanderschaft kam Posch nach Preußisch-Schlesien in ein Dorf, wo die Einwohner theils katholisch, theils protestantisch waren.

Der arme Strickergeselle hatte schon lange keine Arbeit auf seiner weiten Wanderung gefunden; er lebte blos von dem Almosen, das er sich vor den Thüren erbettelte; seine Kleider waren verrissen, und die Schuhe hielten kaum mehr an den Füßen. Dabei war regnigtes, kaltes Wetter, und die Wege waren so verdorben, daß der arme Handwerksgeselle oft im Koth und Sumpf stecken blieb.

In dem Wirthshause, in welchem er des Abends um eine Nachtherberge bat, erfuhr er von den anwesenden Bauern, daß ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer Pastor im Dorfe wären.

Er hoffte bei dem religionsverwandten, katholischen Seelensorger Mitleid und Hülfe zu finden, obwohl ihm die anwesenden Bauern in der Gaststube riethen, zu dem Pastor zu gehen, der als ein wohlthätiger Mann bekannt war und auch bessere Einkünfte hatte.

Posch wollte sein Glück nur bei dem katholischen Pfarrer versuchen; er begab sich noch am Abende zu demselben, stellte ihm seine Noth vor, und bat um ein

Hano's gräßliches Ende.

Hano, welcher bei Alfreds schlechten Thaten immer kräftig mitgewirkt hatte, war ihm jetzt ein Gegenstand der Sorge und Angst, er befürchtete von ihm verrathen zu werden.

Anfangs sucht er ihn durch reichliche Geschenke zur strengen Bewahrung des Geheimnisses zu vermögen; aber sein böses Gewissen ließ ihn befürchten, daß es zuletzt doch verrathen würde; er getraute sich nicht, den Hano, der sich jetzt Alles erlaubte, zur Rede zu stellen, und mußte ihn handeln lassen, wie der Bösewicht wollte. Alfred war gleichsam in seiner Gewalt, und konnte derselben nicht los werden, wenn das Geheimniß nicht sollte verrathen werden.

Nachdem Hano einige Zeit ein zügelloses Leben geführt hatte, erreichte ihn endlich die strafende Hand des gerechten Gottes. Er jagte einst allein im Walde. Es war an einem schönen Wintertage. Da er einen Eber verfolgte, den er angeschossen hatte, kamen zwei Wölfe auf ihn zu.

Er schoß einen Pfeil auf dieselben ab, welcher aber nicht traf. Vielmehr kamen die Bestien, vom wüthenden Hunger getrieben, gerade auf ihn zu. Er hatte nur noch Zeit den Wurfspieß ihnen entgegen zu werfen, und schnell auf einen alten Baum zu klettern.

Die Wölfe sprangen vergebens hinan, um ihn zu erreichen, was ihnen aber nicht gelang. Hano stieg von Ast zu Ast immer höher, gleitete aber von der mit Glatteis überzogenen Rinde eines Astes ab, stürzte rücklings vom Baume, doch so, daß er zwischen einem Gabelaste mit dem Fuße unter dem Schienbeine am Knöchel eingeklemmt wurde. So hing nun Hano, mit dem Kopfe gegen die Erde, und ganz gestürzt, an

einem Fusse frei in der Luft, und konnte den Fuß von dem Gabelaste, zwischen welchen er eingezwängt war, nicht los machen.

Hier endete er auf eine gräßliche Weise sein Leben. Wie lange er hier gehangen, bis er seine schwarze Seele ausgehaucht hatte, kann man nicht bestimmen. Daß er aber den Raubvögeln zur Speise wurde, ist gewiß; denn man fand nach einigen Wochen einen Theil seines Gerippes mit dem eingeklemmten Fusse an dem Baume hängend. An seinen Kleidern konnte man abnehmen, daß es Hano war, der so gräßlich hier geendet hatte. So straft Gott den verruchten Sünder.

Hugo's Ende.

Alfred war nun des Zeugen und Mitwissers seines Verbrechens entlediget, und hätte sich darüber freuen sollen; aber Hano's Tod vermehrte nur Alfreds Gewissensangst, die ihn jetzt so folterte, daß sie auf seinem Gesichte zu lesen war.

Gottes strafende Gerechtigkeit stand ihm, wenn er an Hano's gräßliches Lebensende dachte, lebhaft vor Augen, und er war in Angst, daß sie ihn jeden Augenblick erreichen könne.

Um diese Zeit unterlag auch der Ritter Hugo, der unglückliche Vater eines entarteten Sohnes, seinen Leiden. Er starb mit Gott versöhnt, nachdem er lange und schwer für seine Vergehungen gebüßt hatte.

Alfred, als er um Mitternacht wieder in den Kerker hinabstieg, um dem Vater Nahrung und Wasser zu bringen, fand ihn entseelt auf dem Strohlager. Schauder und Entsetzen befiel den Sohn, als er die Leiche seines langsam gemordeten Vaters anstarrte. Er

scharrte im Kerker ein Loch in die Erde, und vergrub dieselbe.

In Todesangst begab er sich in seine Gemächer zurück, und warf sich auf das Bett hin. Kein Schlaf kam in seine Augen; immer schwebte ihm der gemordete Vater vor Augen, der zum Himmel um Rache über den verruchten Sohn rief.

Reue und Besserung.

Von nun an hatte Alfred keine Ruhe und Rast mehr. Tag und Nacht quälte ihn die peinlichste Gewissensangst. Blaß wie eine Leiche mit tief liegenden Augen und eingeschrumpftem Gesichte schlich er herum, und konnte keinen ruhigen Gedanken mehr fassen. Vergebens suchte er auf der Jagd und in Trinkgelagen Zerstreuung und Erheiterung. Allenthalben verfolgte ihn die Leichengestalt seines Vaters, wie er ihn in dem Kerker verscharrt hatte.

Von der Gewissensangst bis zur Verzweiflung getrieben, wollte er schon seinem schuldbelasteten Leben ein gewaltsames Ende geben, als er von einem frommen Priester daran verhindert wurde, der ihm zusprach, daß er an Gottes unendlicher Barmherzigkeit nicht verzweifeln sollte. Er ging in sich, ward von bitterer Reue erfüllt, und gelobte, von nun an als strenger Büsser zu leben. Er bot das Schloß Drachenburg und alle seine Güter feil, um aus dem gelöseten Gelde eine der heiligen Jungfrau Maria geheiligte Kirche und neben derselben eine Einsiedelei zu erbauen, in welcher er als reuiger Büsser in Abtödtung des Leibes und Uebung der Andacht sein Leben beschließen wollte.

Busse.

Alfred wählte zu diesem Baue den Platz, wo er seinen Vater bei dessen Rückkehr von dem Kreuzzu-

ge verrätherisch gefangen genommen, und auf die Drachenburg in's Gefängniß geschleppt hatte. Der Bau fing an; und ging rasch vorwärts. Alfred arbeitete als ein gemeiner Taglöhner bei demselben.

Die Sage erzählt: »Als die Kirche schon zur Hälfte vollendet war, habe bei der Nacht die Erde zu erbeben angefangen. Sie öffnete sich an der Stelle, wo die halb ausgebaute Kirche stund, und verschlang Alles, was Alfred mit großen Kosten schon erbauet hatte.«

Alfred sah diese schreckliche Naturerscheinung für ein Zeichen des Himmels an, daß er sich noch eine schwerere Buße auferlegen müsse.

Es wurde damals ein neuer Kreuzzug vorbereitet. Nach den Begriffen der damaligen Zeit glaubte man, daß der Kreuzzug von allen, auch den schwersten Sünden reinige. Der schuldbelastete Alfred ergriff dies Gelegenheit, um Buße für seine Sünden zu thun, und er verwendete das Geld, welches ihm von dem Baue der Kirche noch übrig geblieben war, um sich zu dem Kreuzzuge zu rüsten.

Er schloß sich an das Heer an, welches nach Palästina zog. Er legte sich auf der Reise die schwersten Entbehrungen auf, ertrug alle Ungemächlichkeiten mit Geduld, theilte gern das, was er besaß, ärmeren Kreuzfahrern mit, und betrug sich immer, wie ein gemeiner Soldat.

Beschluß.

Als das Kreuzheer in Palästina angekommen war, stellte sich bald der Feind entgegen. Alfred scheuete keine Gefahr, und wo das Gefecht am hitzigsten war, stürzte er sich mit Löwenmuthe hinein. Er glaubte sein

schweres Verbrechen zu sühnen, wenn er den Tod unter den Schwertern der Saracenen fände. Außer einigen leichten Wunden entging er jeder Gefahr glücklich.

Als aber der Heereszug durch die großen Sandwüsten ging, wurde eine Rotte Kreuzfahrer, welche getrennt von dem Hauptheere zog, von den Saracenen überfallen, und mehrentheils niedergesäbelt. Alfred entrann jetzt dem Tode durch die Schnelligkeit seines Pferdes; aber er verirrte sich in der Wüste, und konnte das Heer der Kreuzfahrer nicht mehr einholen. Er verschmachtete vor Hunger und Durst in der Sandwüste, nachdem er vergebens das Blut aus den Adern seines Pferdes gesäugt hatte.

Später fanden die Kreuzfahrer seinen Leichnam, den sie an der Rüstung erkannten, neben dem Gerippe des todten Pferdes. Ein Geier hatte ihm das Herz aus dem Leibe gehackt, und die Ameisen hatten seinen Leib bis auf das Skelett zernaget.

So endete der Vatermörder. Seine Reue war aufrichtig, seine Buße streng: aber sie kamen der Größe seines Verbrechens nicht gleich.

Doch der Allerbarmer wird sein zerknirschtes Herz nicht verachtet, und ihn nicht nach der Größe seiner Vergehungen gerichtet haben.

Manuscript von Leopold Chimani.

9.

Der arme Handwerksgeselle.

„Gieb gern,
So wird auch dir gegeben werden.“

Ein armer Handwerksgeselle, ein Strumpfstricker, mit Namen Posch, machte von Manheim nach Köln die

Wanderung auf dem Rhein in einem großen Schiffe, in welchem sich unter der großen Zahl der Reisenden auch ein armer Jude befand, der seine ganze Habe verloren hatte, und ohne Geld war.

Bald war die große Noth des Juden der Schiffsgesellschaft bekannt, jedoch anstatt, ihm zu helfen, machten sich Mehrere das boshafte Vergnügen, ihn muthwillig zu necken. Sie bemerkten, daß der Jude, wenn sie ihren mitgebrachten Mundvorrath verzehrten, traurig nach den Eßwaaren hinblickte, weil er drückenden Hunger litt. Sie boten ihm Schinken und Knackwürste mit höhnischem Lächeln an, welche er aber nicht annahm; weil es ihm, dem Diener des mosaischen Gesetzes, verboten war, Schweinefleisch zu essen. Sie wollten ihm dann anderen Braten geben, den er wieder nicht essen durfte; weil er, wie die Juden zu sagen pflegen nicht »koscher« war. Es fiel ihnen nicht ein, ihm ein Stück Brod zu reichen, welches zu genießen ihm nicht verboten gewesen wäre. Die Gefühllosen wollten den armen Juden nur muthwillig necken, und ein schallendes Gelächter folgte immer, wenn Einer oder der Andere unter der Maske der Treuherzigkeit mit ihm angebunden hatte.

Posch, der wenig, aber ein gefühlvolles Herz hatte, sah lange dem Treiben dieser Muthwilligen mit Unmuth und Widerwillen zu; er hätte sich gern des armen Juden angenommen, aber er hatte zu viele gegen sich; und wer hätte auch auf einen armen Handwerksgesellen geachtet, der vielleicht in der nächsten Stunde mitleidige Menschen um einen Zehrpfennig ansprechen mußte? Posch warf einen mitleidigen Blick auf den armen Hebräer, der sich tief gekränkt in seiner Armuth, in einen Winkel des Schiffes zurückgezo-

gen hatte, und faßte den Entschluß, ihm zu helfen, so viel es in seiner Macht stand.

Das Schiff landete bei Köln, und die Reisenden stiegen an's Land. Posch folgte dem Juden auf dem Fuße nach. Als sie von der übrigen Gesellschaft getrennt und allein waren, fragte Posch gutherzig und theilnehmend den Juden, ob er wohl Brod, von den Christen gebacken, essen dürfe. Der Jude bejahte es, und war schon erfreuet, daß ein Christ treuherzig sich ihm nähere. Posch führte ihn bei der Hand zu dem nächsten Bäckerladen, zog seine letzten sechs Kreuzer aus der Tasche, kaufte einen Laib Brod, und gab ihn dem Juden. Als dieser, durch die Gabe überrascht, danken wollte, hatte sich der Geber schon weit entfernt. Er suchte einen Meister in der Stadt auf, um sich das gewöhnliche Handgeschenk abzuholen, und denselben um Arbeit, oder wenigstens um eine Nachtherberge zu bitten. Den Juden sah er nicht mehr.

Nach mehreren Jahren kam Posch auf seiner Wanderung nach Triest. Als er in seiner abgenutzten Kleidung, aber mit einem noch ziemlich schweren Bündel durch die Strassen der Stadt zog, wurde er von mehreren Juden angerufen, ob er nichts zu verhandeln habe, und da bei seiner anscheinenden Armuth ein guter Kauf bei ihm zu hoffen war, so wies Einer von den Juden auf die Uhrkette hin, und bot sich an, ihm die Taschenuhr abzukaufen.

Der Jude wurde immer zudringlicher, und bald kamen mehrere herbei.

Einer derselben faßte den fremden Handwerksgesellen fest in's Auge, seine Miene erheiterte sich, und er fragte ihn mit sichtbarer Neugierde, ob er nicht einst in Köln gewesen, und von Manheim dahin zu

Wasser gereiset sey. Posch bejahte es. Der Jude fragte weiter, ob er nicht in Köln einem armen, ausgehungerten Reisegefährten einen Laib Brod gekauft habe. Da Posch auch auf diese Frage mit dem Kopfe nickte, sprach der Jude voll Freuden: »Sehet hier, der ist der brave Handwerksbursche, von dem ich euch schon öfters erzählt habe, der mir in der größten Noth mit dem Wenigen, was er hatte, geholfen hat, nachdem ich früher von der Reisegesellschaft die kränkendsten Mißhandlungen hatte erdulden müssen.« Er schüttelte dem Biedern treuherzig die Hand, gab ihm einen blanken Thaler, und äußerte unverholen seine Freude, daß er sich dankbar an seinem Wohlthäter bezeugen konnte.

Posch nahm das Geschenk nicht an, indem er sagte, daß er sich das Bewußtseyn, seinem Nächsten in der Noth geholfen zu haben, nicht mit Geld bezahlen lasse; und diese Uneigennützigkeit war um so lobenswerther, da Posch keinen Kreuzer in der Tasche hatte, und mehrere Tage auf der Reise schon von Almosen leben mußte.

Weil nun Posch den Thaler durchaus nicht annehmen wollte, so nöthigte der Jude ihn, mit ihm in ein Gasthaus zu gehen, wo er ihn bewirthen wollte. Dort erzählte er dem Wirthe, was sich zwischen ihm und Posch auf der Reise nach Köln und in Köln zugetragen, und gab ihm den Auftrag, seinen Wohlthäter gut und so lange auf seine Kosten zu verpflegen, bis er sich von seiner Reise ganz erholt und Arbeit gefunden haben würde. Der Jude verweilte noch längere Zeit bei Posch im Wirthshause, ließ sich Vieles von seiner Wanderschaft erzählen, und entfernte sich erst gegen Abend.

Der Wirth hatte indessen den Handwerksburschen recht lieb gewonnen, und wenn ihn schon die Wohlthat gegen den Juden für denselben eingenommen hatte, so empfahl ihn noch mehr sein gerader und rechtlicher Sinn und die Einfalt des Herzens, die aus allen seinen Reden und Erzählungen hervorleuchtete.

Als Posch am andern Morgen seinen Reisebündel untersuchte, fand er in demselben den Thaler. Der Jude hatte denselben unvermerkt in den Bündel gesteckt, bevor er sich am vorigen Abende entfernte.

Posch zeigte den Thaler dem Wirthe, und bat ihn, von demselben seine Zeche zu bezahlen, den Rest aber dem Juden zurückzustellen, weil er nicht ein Geschenk annehmen, noch auf Kosten des Juden leben wollte.

Da sagte der Wirth: »Die Zeche ist schon bezahlt, wenn er auch länger bei mir bleiben will. Es gereicht mir zum Vergnügen, einen so braven und wohlthätigen Burschen in meinem Hause zu bewirthen. Der Jude hat dafür nichts zu bezahlen. Er mag aus der freundlichen Aufnahme und Pflege, die er in meinem Hause gefunden, abnehmen, daß alle rechtlichen Leute eine gute Handlung zu schätzen wissen. So er nach Triest kommt, so spreche er bei mir ein, immer werde ich ihn freundlich aufnehmen und an meinen Tisch ziehen, damit er nicht die geringste Auslage hat. Den Thaler hat ihm der Jude aus Dankbarkeit zugedacht, und er muß ihn annehmen und ihn ganz behalten, denn es würde den Juden tief kränken, wenn er ihn zurückwiese. Auch die Zeche darf er von dem Thaler nicht bezahlen, weil ich sonst das Vergnügen entbehren müßte, einem braven jungen Mann eine schöne Handlung durch meine Achtung und Liebe belohnt zu haben.«

Posch mochte einwenden, was er wollte, da half kein Sträuben; er mußte den Thaler behalten und noch zwei Tage bei dem Wirthe bleiben, wo er wie der Sohn des Hauses behandelt wurde.

Posch war bis zu Thränen gerührt, als er sich von dem braven Wirthe trennte, und dieser Vorfall machte einen so tiefen Eindruck auf sein gefühlvolles Herz, daß er bei aller seiner Armuth jede Gelegenheit benutzte, wohlthätig an Andern zu werden.

Auf der Wanderschaft kam Posch nach Preußisch-Schlesien in ein Dorf, wo die Einwohner theils katholisch, theils protestantisch waren.

Der arme Strickergeselle hatte schon lange keine Arbeit auf seiner weiten Wanderung gefunden; er lebte blos von dem Almosen, das er sich vor den Thüren erbettelte; seine Kleider waren verrissen, und die Schuhe hielten kaum mehr an den Füßen. Dabei war regnigtes, kaltes Wetter, und die Wege waren so verdorben, daß der arme Handwerksgeselle oft im Koth und Sumpf stecken blieb.

In dem Wirthshause, in welchem er des Abends um eine Nachtherberge bat, erfuhr er von den anwesenden Bauern, daß ein katholischer Pfarrer und ein protestantischer Pastor im Dorfe wären.

Er hoffte bei dem religionsverwandten, katholischen Seelensorger Mitleid und Hülfe zu finden, obwohl ihm die anwesenden Bauern in der Gaststube riethen, zu dem Pastor zu gehen, der als ein wohlthätiger Mann bekannt war und auch bessere Einkünfte hatte.

Posch wollte sein Glück nur bei dem katholischen Pfarrer versuchen; er begab sich noch am Abende zu demselben, stellte ihm seine Noth vor, und bat um ein

Paar alte Schuhe, die er sehr nöthig hätte. Der Pfarrer gab ihm ein Stück Brod und einen Silbergroschen. Das war aber nicht, um was Posch gebeten hatte, er wollte nur Schuhe, die er am nöthigsten hatte.

Traurig kehrte Posch in die Wirthsstube zurück, wo die Anwesenden neugierig ihn fragten, ob seine Bitte guten Eingang gefunden habe. Er sagte, was er bekommen, ohne sich zu beklagen, daß er das nicht erhalten, um was er gebeten hatte.

Die Bauern, welche alle, bis auf Einen, zur protestantischen Gemeinde gehörten, neckten nun den Strickergesellen, daß er nur von einem Katholiken Hülfe suche, und bedienten sich mancher derber Ausdrücke gegen den katholischen Pfarrer, der seinen Religionsverwandten so schlecht unterstützt, und ihm sogar alte Schuhe versagt hätte.

Posch nahm ihn in Schutz und sagte, daß der Pfarrer ihm keine Schuhe gegeben, weil er vermuthlich keine abgetragenen habe; daß das Geschenk, welches er erhalten, nicht so geringfügig sey, als sie es ansehen, indem der Pfarrer, wenn er jedem reisenden Handwerksgesellen ein Stück Brod und einen Groschen gäbe, bei der großen Zahl, die täglich vor seine Thüre kämen, leicht einen beträchtlichen Theil seiner geringen Einkünfte für diese allein verwenden müßte, da er doch die Armen im Dorfe auch zu unterstützen hätte. Die Bauern mochten gegen den Pfarrer vorbringen, was sie wollten, Posch vertheidigte ihn immer standhaft, und er war im Herzen dankbar für die kleine Gabe, die er ihm zugewendet hatte.

Am Morgen des andern Tages kam einer von den Bauern, welche bei dem Wortwechsel in der Gaststube gegenwärtig gewesen waren, in dieselbe zurück, fragte

nach dem Strickergesellen, und beschied ihn zu dem katholischen Pfarrer, der ihn zu sprechen wünschte.

Posch nahm Anstand, sich dahin zu begeben, weil er befürchtete, daß Einer von den Bauern ihn bei dem Pfarrer verläumdet, und ihm vielleicht falsche Worte in den Mund gelegt habe, die er gegen den Priester gesprochen. Der Bauer aber versicherte, daß er nichts zu befürchten habe, daß er dem Pfarrer die gestrige Unterredung hinterbracht, und als Katholik sich erfreuet habe, daß Posch jenen gegen alle Ausfälle der gegenwärtigen protestantischen Bauern zu vertheidigen gesucht habe. Er sagte, daß der Pfarrer ihn näher kennen lernen, und ihm seinen Dank dafür abstatten wolle.

Posch begab sich mit dem Bauer zum Pfarrer, der ihn sehr gütig aufnahm, und sich über seine Umstände genau erkundigte. Er lobte seinen rechtlichen Sinn und seinen Eifer, Religionsverwandte vor Verunglimpfungen zu schützen, gab ihm ein Paar gute Schuhe, die einzigen, welche er neben seinen Stiefeln hatte, und entließ ihn mit einem bedeutenden Geschenke.

Manuscript von Leopold Chimani.

10.

Wenn die Noth am größten, ist uns Gott am nächsten.

Und zweifelst du an dieser Lehr'?
Sagt' sie nicht Christus selbst, der Herr?

Das Handlungshaus Gruit van Stern war im Beginn des siebzehnten Jahrhunderts eines der angesehensten, reichsten und festbegründetsten in Hamburg.

Chef des Hauses war damals Herrmann Gruit, der nach dem Tode des ehrwürdigen Vaters, mit der Handlung und dem Hause auch den alten Jansen als Erbstück mit überkommen hatte, einen goldgetreuen Diener des Hauses, mit Leib und Seele, wie sonst dem alten, nun dem jungen Herrn zugethan, welchen er schon als Kind auf den Knieen geschaukelt hatte. Wenige verstanden das Handelswesen damaliger Zeit, bis in seine äussersten Verzweigungen, so von Grund aus, wie der alte Jansen, daher galt auch sein Wort in der Schreibstube, wie das des Herrn selbst.

Der dreißigjährige Krieg verheerte schon seit zwanzig Jahren unser armes Vaterland durch Raub, Mord und Brand von einem Ende zum andern; Städte und Dörfer waren zu hunderten verheert und verlassen von den Bewohnern, die mit dem Vieh in die Wälder geflohen waren, um sich vor den räuberischen, blutigen Händen der gottlosen Lanzknechte zu retten. Bei diesem Allem, und bei der Unsicherheit der Strassen in allen Landen war es kein Wunder, daß der Handel stockte, und vorzüglich der Vertrieb in's Innere von Deutschland gelähmt war. Das fühlte man auch im Comptoir des Herrn Herrmann Gruit, da schon seit längerer Zeit viel seltener und weniger bepackt die Saumrosse und Frachtwagen vor dem Hause hielten, und drinnen war es oft wochenlang so still, wie in einer Kirche, da es sonst manchen Tag in und vor dem Hause fast so lebhaft herging, als auf dem großen Markte.

Da geschah es eines Morgens, daß, nachdem Herr Jansen im Comptoir lange den Kopf geschüttelt, und dann noch länger gedankenvoll von seinen Briefen weg hinauf an die braungetäfelte Zimmerdecke so starr ge-

schaut hatte, als wolle er die Fliegen oben zählen, er sechsmal nacheinander mit seinem Schwanenkiel in das große silberne Tintenfaß tunkte, die übervolle Feder gewaltig auf den Tisch stampfte, und dadurch den vor ihm liegenden angefangenen Brief von oben bis unten mit Dintenflecken marmorirt, auf einmal fertig machte. Herr Herrmann, ihm gegenübersitzend, fuhr fast erschrocken vom Sitze auf, und sagte: »Ei, Jansen, haben wir denn heute St. Veits-Tag, oder seyd Ihr vielleicht zum Erstenmal in Eurem Leben so früh schon in den Rathskeller gerathen, und habt von einem spanischen Fäßlein gekostet? »Nein, Herr,« antwortete Jansen mürrisch, »aber so gehts nimmer, bei uns in Deutschland ist's aus mit dem Gewinn auf gewöhnlichem Weg bei dem verwetterten Krieg. Potz Blitz und Gustav! was hilft uns unser großes Schiff, das immer an der Küste wie eine Schnecke sich hinwendet, um uns die sündtheuern Waaren, von den geizigen Myn Herren aus Holland beizuholen? Wir müssen zwanzigfach bezahlen, was wir einfach aus der ersten Hand haben könnten von ihren Nachbarn, den Engländern, und in Amerika selbst; gebt mir auf ein Jahr das Schiff und so viel Geld und Nürnberger-Waaren, als möglich, und laßt mich nach der neuen Welt fahren; Ihr wißt, der alte Jansen war schon zweimal dort und versteht den Kram. Zwar der alte Herr war auch immer ängstlich und meinte, es lasse sich ja ohne große Wagniß schon bei uns was gewinnen, aber das ist nun anders geworden, d'rum muß man's anders treiben.«

Da standen die beiden Herren auf, gingen lange im Zimmer auf und ab, und berathschlagten. Nachdem nun jedes Für und Wider hinreichend erwogen

worden, wie es verständigen Männern ziemt, wurde beschlossen, daß Jansen reisen sollte. Vier Wochen später schritt Herr van Stern in seinem Rathsherrngewande mit Jansen neben, und zwei schwerbepackten Dienern hinter sich, dem Hafen zu. Die den ganzen Hafendamm bedeckende Menge Volks, die unter Musik und Jauchzen der Zurüstung und Abfahrt des großen Handelsschiffes harrte, machte, als Herr Gruit mit Jansen ankam, ehrerbietig Platz, denn der wackere Mann war geliebt und geachtet von Alt und Jung, Vornehm und Gering. Einige Rathsherren, Freunde der Beiden, traten freundlich grüßend hinzu, und der Aeltere, ein Mann mit greisem Haar und Bart sprach: »Freund Herrmann, Euer Schiff ist schier zu schwer bepackt und geladen; Ihr habt doch nicht zu viel gewagt? denn weit ist der Weg und gefährlich die Fahrt, und unser Jansen ist eben auch keiner der Jüngsten mehr.« Herr Herrmann zuckte die Achseln und sprach: »Der Jansen hat's auf sich; ihm, seiner Treue, Kenntniß und Geschicklichkeit hab' ich vertraut und Alles überlassen.« Aber Jansen antwortete munter: »Laßt's Euch nicht anfechten, Ihr Herren, es ist das Drittemal, daß ich die Fahrt mache, und alle gute Dinge sind ja drei; d'rum hoffe ich fest, wir sehen uns gesund und freudig wieder; wir haben ja das Sprichwort: »»Gott verläßt keinen Deutschen«« und den alten Jansen nun schon einmal gar nicht; d'rum lebt wohl!« — Da donnerte der erste Signalschuß zur Abfahrt, und das Boot, das ihn einnehmen sollte zur Ueberfahrt nach dem Schiff, hatte eben gelandet. Der ehrliche Jansen drückte seinem Herrn noch einmal kräftig beide Hände, ein Paar Thränen träufelten jedoch dem alten Knaben in den

grauen Bart und er stieg ein. Die Musik ertönte lebhafter; leicht hintanzend über die spiegelglatte Fläche langte schnell das Boot am Schiffe an. Die Leiter ward herabgelassen, hinauf stieg Jansen, schnell ward die Leiter zurückgezogen, eben so schnell ward der große Anker aufgewunden, und das Boot befestigt, und nun donnerte der letzte Kanonenschuß zur Abfahrt, alle Wimpel schlappten, und stolz flog das Schiff dahin, alle Segel gebläht vom günstigen Winde; vom Verdecke winkte noch einmal Jansen mit dem Tuche das letzte Lebewohl, und bald war das Schiff dem Auge kaum mehr sichtbar. Die Menge verlief sich, und die Herren schritten unter freundlichen Gesprächen ihren Wohnungen zu.

Dreivierteljahre waren seitdem verflossen, und kein Jansen kam zurück, noch irgend eine Nachricht von ihm, wohl aber hatten sich dunkle Gerüchte von deutschen Handelsschiffen, welche in der Gegend von Neu-Amsterdam gescheitert seyen, verbreitet. Immer bedenklicher ward die Miene des Herrn Herrmann, und immer sorgenvoller seine Stirne. Einen großen Verlust nach dem Andern hatte er erlitten durch den Fall mehrerer Handelshäuser zu Braunschweig, Nürnberg, Augsburg und Ulm, und täglich noch trafen Unglücksbriefe ein. Herr Gruit war eben daran, die Bilanz zu ziehen, d'rum war's still wie im Grab im Comptoir, kaum hörte man athmen, und das leise Schnarrchen der Feder der emsig schreibenden Commis, die nur manchmal ängstlich die Augenlieder hoben, ohne ihre Körperstellung zu verändern, wenn ein schwerer Seufzer des Herrn Gruit wie ein klagender Geist durchs Zimmer drang, oder ein großer Schweißtropfen von der gefalteten Stirn auf das Papier niederfiel.

Endlich schlug der Herr die Augen auf, sah starr nach dem ihm gegenüberhängenden Bilde seines Vaters, und eine große schwere Thräne rann ihm herab auf das Hauptbuch. Da erschrack er plötzlich, fuhr mit der Hand über Stirne und Augen, wie aus schwerem Traume erwachend, legte langsam die Feder nieder, klappte leise das Buch zu, und ging gedankenschwer hinauf in das Familienzimmer. Dort kleidete er sich in seine volle Amtstracht als Rathsherr, küßte seine drei muntern Kinder, und ging mit der Aeusserung, daß heute Sitzung sey, sie sollen mit dem Essen nicht warten, hinunter. Die grüne Gasse entlang, schritt er dem Rathhause zu; ein Diener trug ihm das schwere Hauptbuch nach. Im Rathssaal legte er vor den erstaunenden Collegen die Ehrenzeichen seiner Würde ab und gab sich als insolvent an. Die Herren erschracken, sahen seine Bücher ein, erkannten daraus seine Schuldlosigkeit, und beschlossen einstimmig, daß ihm noch eine halbjährige Frist gestattet seyn solle, als die äußerste Zeit, in welcher man Jansen noch zurück erwarten könne, wenn das Schiff nicht verunglückt sey.

Das halbe Jahr und zwei Monate darüber waren abermals verstrichen, Jansen war noch nicht gekommen. Herrn Herrmanns Umstände hatten, statt sich zu heben, sich nur verschlimmert, da drangen die schon durch die Fristvergünstigung erbitterten Gläubiger so ungestüm auf den Verkauf seiner Habseligkeiten, daß der Magistrat, nothgedrungen, dem Rechte in voller Ausdehnung seinen Gang lassen mußte. Sein Haus war versiegelt worden, und dem armen Gruit nebst Familie nur das kleine Stübchen, wo sonst der Hausknecht schlief, links am Haupteingang des Hauses geblieben. Eben hatte die Versteigerung der fahrenden

Habe im geräumigen Comptoir, jenem Stübchen gegenüber, begonnen; gedrängt voll Menschen war das Zimmer, laut tönte die Stimme des Ausrufers. Schrecklich klang dieser Ruf Herrn Herrmann drüben im Stübchen, und mit jedem Niederfallen des Hammers fuhr es ihm wie ein Schwert durchs Herz; er saß, den Kopf in die Hand gestützt, tiefsinnig am Fenster, und starrte das Schild seines Nachbars, des Wirths zum Westindienfahrer an, als wolle er es mit den Augen festnageln. Die gute Frau Elisabeth aber saß am Ofen, die rothgeweinten Augen zur Erde gewendet, die Hände gefaltet und fest zusammengepreßt, während die beiden jungen Knaben, unbekümmert um Alles, mit der großen Angorakatze spielten, Fritz, der Aelteste, aber hielt den quer vor der Thür liegenden zottigen Boll, den Haushund, bei beiden Ohren fest, als ob er auf ein Anklopfen an die Thür knurrend aufspringen wollte, und sagte begütigend: »Sey nur still, Boll, ich leid's nicht, daß sie dich verkaufen.« Vorsichtig über den Hund wegschreitend, trat Stephan, der Rathsdiener herein, ein gutmüthiger Alter, der früher oft mit freundlichem Bückling Herrn Herrmann in bessern Zeiten die Thüre des Rathssaales geöffnet hatte, und sagte mit vor Mitleid zitternder Stimme: »Herr Senator, den Lehnsessel soll ich holen.« Da wandte Herr Herrmann den Blick und sprach seufzend: »Ach, das ist das härteste; doch Dein Wille, o Gott, geschehe!« Es war der mit grünem Sammt beschlagene Lehnsessel des seligen alten Herrn, worin er sanft verschieden war, nachdem er noch den väterlichen Segen ertheilt hatte, bis dahin als unberührbares Heiligthum im Hause gehalten. Hinaus ward der Sessel getragen, und ihm folgte mechanisch

die ganze Familie nach, als könne sie sich nicht davon trennen; Fritz mit dem Boll voraus. Der Auctionator rief: »Nro. 120, ein noch wohlconditionirter Lehnsessel mit Sammt beschlagen!« und eine lange Pause folgte, da sich alle Blicke nach der jammernden Familie gewendet hatten. Endlich, rief die schnarrende Stimme eines dicken Fleischers: »Vier Mark!« »Also vier Mark zum Ersten,« — rief der Auctionator mißmuthig, — in diesem Augenblicke riß sich der schon seit einigen Minuten unruhig schnuffelnde Boll von Fritz los und sprang wie besessen, freudig bellend, vor das Haus, und zum offenstehenden Fenster herein rief eine starke Baßstimme: vierzig Mark zum Ersten!« Augenblicks darauf trat hastig in's Zimmer ein vor Eile glühender Mann mit sonneverbranntem Gesicht in Schiffertracht, begleitet vom wedelnden Boll, und wiederholte mit Donnerstimme: »400 Mark zum Andern=, zum Dritten= und Letztenmal!« und schlug mit seinem spanischen Rohr dergestalt auf den Tisch, daß des Auctionators Papiere umherflogen, und dieser wie die ganze Menge zusammenschrack. »Herr Gott! unser Jansen,« rief Herr Herrmann, und fiel ihm um den Hals; der aber fuhr fort: »Ja, ich bin's, und unser Schiff liegt voll Goldbarren und Waaren im Hafen; aus ist die Auction; nun fort, ihr Alle.« Dabei schwenkte er das Rohr über den Köpfen hin; — »Morgen kommt auf's Rathhaus, da soll Alles sammt Interessen bezahlt werden; denn wissen sollt ihr: Unser alte Herr Gott lebt, unser gutes Haus lebt noch, und die Firma: Herrmann Gruit van Stern florirt noch,« und nun seyd erst freudig gegrüßt in der Heimath, mein Herr Herrmann und Frau Elisabeth, von Eurem alten Jansen.« —

11.
Die Christnacht.

(Eine Erzählung aus dem dreißigjährigen Kriege.)

„Mein ist die Rache“ — spricht der Herr.

I.

In der Christnacht des Jahres 1644 ritten durch die düstern Forsten des Spessarts zwei Männer, der Kleidung und Rüstung nach, österreichische Krieger. Ein umheimliches Dunkel hatte sich über die Erde gebreitet und alle Wege und Pfade unkennbar gemacht. Der Sturm brauste wild über die hohen Eichen und Föhren hin und beugte sie mit donnerndem Krachen zur Erde. Grimmige Kälte hatte Alles in starres Eis gehüllt; der Schnee fiel in dichten Flocken, die der Wind mit heftigen Schlägen den Reitern ins Angesicht trieb. Die Beiden ritten behutsam und stille fort; doch konnte man von Zeit zu Zeit ein leises Schelten und Murren aus dem Munde des Einen hören, der voran ritt, wenn sein Roß strauchelte, oder der Sturm mit erneuerter Heftigkeit tobte. »Das ist eine Walburgisnacht und keine Christnacht, fing er endlich an und schüttelte unmuthig die eisigen Flocken von dem weißen Mantel;« »ist es doch gerade als ob der Satan all seine Wuth und Bosheit an uns Christenkindern in der Nacht auslassen wollte, die seinem schändlichen Unwesen nach Verdienst ein Ende gemacht hat.« »Gedulde dich, Philipp,« tröstete der Andere der Reiter, ein hoher, doch dem Anschein nach tief bejahrter Mann, »gedulde dich, wir werden bald am Ziele seyn.« — »Bald, bald, Herr Oberst,« erwiederte dieser, »ich will nicht Euer Diener heißen, wenn wir mehr als höchstens die Hälf-

te des Weges zurückgelegt haben; da ist noch lange hin, ich wollte, ich wäre, wie das Christkindlein mit meinem Gaul in einem trocknen Stall; gerne wollte ich mich von Ochsen und Eseln anhauchen lassen.« — »Stille, du leichtfertiges Menschenkind,« verwies ihm der Oberst unwillig; »zähme deine vorlaute Zunge, bete, singe, denn in dieser Nacht ist uns Allen Heil widerfahren.« — »Beten, singen?« wiederholte der Gewarnte mürrisch; »klappern mir doch die Zähne, und es geht mir die Kälte bis in den Magen, wenn ich den Mund aufmache. Hätten die Engelein in einer solchen Nacht singen müssen, fürwahr, so wäre es kein Wunder, wenn ihnen die Zunge am Gaumen gefroren und die Zähne alle herausgefallen wären vor Frost, wie der Tannzapfen, der mir gerade auf die Nase gestürzt ist.« — »Schweige, schweige,« Philipp, befahl jetzt mit Ernst der Alte. »Kennst du denn den wunderschönen Gesang der Engel: »»Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!«« — Der Soldat braucht sein Schwert, und nicht seine Zunge für Gottes Ehre und der Menschen Frieden,« erwiederte kurz und verdrießlich Philipp. — »O daß es doch so wäre, rief tief betrübt sein Begleiter, daß doch jeder sein Schwert nur erhebe für Gottes Ehre, für der Menschheit Frieden! Wie ganz anders würde dieser Krieg, dieser grauenvolle, geführt werden. Er würde statt eines höllischen Drachens ein ernster Engel der Strafe und Sühnung seyn. Nicht dann würde Deutschland eine große mit Blut gedüngte Brandstätte seyn. Nicht dann würde der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder, der Landsmann den Landsmann zu würgen suchen, als ob Gottes Ehre nur durch Blut gefördert werden könne, als ob die Kirche den Frieden

haßte, sie, die eine Mutter des Friedens ist und der Welt den Frieden geben soll.« — »Ja, hob jetzt Philipp an, löst mir doch meinen Zweifel; sagt es doch der Franzose, der Schwede und der Lutheraner: Wir kämpfen zur Ehre Gottes; auf der andern Seite sagt dasselbe der Oesterreicher, der Bayer und der Spanier: wer hat nun Recht, wem soll man glauben?« — »O Thor, du, rief eifrig der Oberst; als ob es in diesem Kriege noch Gottes Ehre gelte! Ich hörte es bis zum Eckel oft. Als die aufrühreriſchen Böhmen den Statthalter und die Rathsherren in den Graben hinabwarfen, sagten sie auch: Es gilt Gottes Ehre, und sie riefen den Ragotzy und den Erbfeind ins Land. Als Magdeburg brannte und ich mit den meinen retten wollte, da schrie das raublustige Gesindel auch: »»Laßt es brennen, es brennt zur Ehre Gottes.«« Als der Schwedenkönig über das Meer daherkam, sagte er auch, er komme zur Ehre Gottes, aber kein Wörtlein davon, daß er sich die Kaiserkrone aufsetzen wollte. Wie der Friedländer seinen Herrn und Kaiser verrieth, schrieb er auch umher, er thue es zur Ehre des Höchsten. Der falsche Minister zu Paris verfolgt in Frankreich die Calvinisten, in Deutschland hilft er den Protestanten gegen seine Glaubensbrüder, vermuthlich auch zur Ehre Gottes und zum Frieden der bedrängten Menschheit. O himmlischer Vater, fügte er schmerzlich nach einer trüben Pause hinzu, welch ein schändliches Spiel treibt doch die Welt mit Deinem allerheiligsten Namen! Wie mißbrauchen sie ihn zum Deckmantel ihres Hasses, ihrer Bosheit, ihrer Leidenschaften! O daß es doch anders würde!« — »Wäre mir gar nicht zuwider, meinte Philipp; ich habe des Hungerleidens, der Beulen und der Strapatzen

mehr als genug genossen; wer wird aber der Gescheidere seyn und zuerst nachgeben; ich will nicht sagen zur Ehre Gottes; denn unser Herrgott kann wohl noch immer Seine Ehre selber vertheidigen, aber doch zum Frieden und Heile der bedrängten Völker? Das mag Gott allein wissen.« — »O Philipp, betheuerte ernst der Oberst, wären es Deutsche, die in Deutschland mit einander Krieg führten — das Aechzen und Wimmern, das von einem Ende bis zum andern im Vaterland ertönt, hätte gewiß die Herzen der Deutschen erweicht; das Blut, das wie ein Strom von Stadt zu Stadt fließt, hätte die glühende Flamme des Hasses gelöscht. Aber weh uns, daß wir nimmer sind die Herren im eigenen Land! Weh uns, daß wir Fremde herrschen lassen und von ihnen Befehle annehmen! Was vermag Ferdinands Heldenmuth, was Maximilians Klugheit und die Tapferkeit ihrer Völker gegen Frankreichs, Schwedens und der lutherischen deutschen Uebermacht? Weh uns, wenn wir aus ihren Händen den Frieden empfangen sollten!« — »Davor behüte uns der Herr in Gnaden, rief Philipp; möge Er unser armes Deutschland beschützen! Doch läßt diese Gedanken, die einem nur das Herz schwer machen; seht es wird lichter; der Hauptforst ist zu Ende und wir sind jetzt im Freien.« —

Eine lange Fläche, mit Büschen und kleinen Hügeln besetzt, lag jetzt vor ihnen; das heftige Schneien begann sich jetzt zu legen. Die düstern Wolken wurden allgemach lichter. »Seht Ihr nichts«? fing Philipp plötzlich an, hielt sein Roß an und schaute scharf über das Buschwerk hinweg; »seht Ihr nicht den rothen Schein, der dort herauf leuchtet und immer größer wird? Das kann kein Freudenfeuer seyn zur

Ehre der Christnacht; dieß muß eine Feuersbrunst seyn, und zwar keine kleine.« — »Ja, es ist so, rief schmerzlich der Oberst; sollte auch in dieser heiligen Nacht der Mensch mit Brand und Mord wüthen!« — »Es müssen versprengte Franzosen von Türennes Heere seyn oder plündernde Hessen. Auf jeden Fall laßt uns eilen, auf daß wir den Mordbrennern nicht in die Hände fallen,« mahnte der Diener. Rasch spornten die Reiter ihre Rosse; sie flogen durch die Ebene dahin, bis aufs Neue ein dunkler Wald sich ihnen öffnete, und ihre Eile hemmte. Langsam und vorsichtig ritten sie durch die engen Wege dahin; die Brunst war bald ihren Augen entschwunden. Der Oberst betete stille und labte sein bedrängtes Gemüth an dem Gesange der Engel, dessen Töne in einzelnen Worten aus dem vollen Herzen über seine Lippen drangen. »Ja, begann jetzt Philipp leise vor sich hin, zu murmeln, ja, meinem Herrn kennt man es von weitem an, daß ihn die Jesuiten erzogen haben; sie haben mich auch gehabt am Gymnasium zu Breslau und an Ermahnungen und an Schlägen haben sie es wahrlich nicht fehlen lassen; allein sie gefielen mir nicht, und ich ihnen nicht; sie jagten mich fort, und ich mußte froh seyn, daß mich die Kapuziner zu Brün aufnahmen.« Unmuthig riß er bei diesen Worten sein strauchelndes Roß auf, und hüllte sich fester in den wärmenden Mantel. »Philipp,« begann jetzt der Oberst, und brach sein langes sinnendes Schweigen, »Philipp, wie denk ich es noch so gut, als ich vor mehr als fünfzig Jahren zu Ingolstadt studierte und ich mit allen meinen Kameraden an der Christnacht die Mette mitbetete. Da waren gar viele hohe gräfliche und fürstliche Personen gegenwärtig, wie des Kaisers Ferdi-

nands II. höchst selige Majestät, der Churfürst von Bayern, der noch lebt. Dieß waren ein Paar fleißige, fromme Herren, und gaben uns in allen Tugenden, zumal in der Andacht, ein gar rührendes Beispiel. Sie gingen bei der Prozession in glänzender Kleidung an unserer Spitze mit brennenden Kerzen, und beteten mit der Geistlichkeit vor und wir ihnen nach.« — »Ja, das that ich auch und noch mehr, versetzte Philipp, ob ich gleich weder Fürst noch Graf war. Wir Novizen im Kapuziner-Kloster zu Brün hielten auch da immer einen feierlichen Aufzug, der die Erlösung vorstellte. Voran zogen Maria und Joseph mit dem Christkindlein, begleitet von allen Engeln und Erzengeln des Himmels, dann kamen die erlöseten Seelen im Fegfeuer, Adam und Eva, Abraham und Isack, Jakob und Joseph und die Patriarchen alle; den Beschluß aber machten die Teufeln in Ketten und Banden. Hört, da machte ich einen Engel.« — »Wie, du einen Engel, Philipp?« fragte lächelnd sein Herr. »Ja, ich versichere, betheuerte dieser, ich hatte damals ein Gesichtlein, weiß wie Milch, und Backen, roth wie Röslein. Freilich jetzt sieht man es meinem gelben ledernen Gesichte nimmer an, wo sich jetzt zu meinem Leidwesen, Runzeln und Furchen und Beulen und Schrammen um die Herrschaft streiten. Kurz um, Ihr mögt es glauben oder nicht, es war so; man frisirte meine Locken und streute Goldstaub darauf; dann schob man mich in eine silberne Albe, pappte mir auf den Rücken goldene Flügel und an die Füße Stiefeln von Goldpapier, und der Engel war fertig.« — »Du mußt ein schönes Aussehen gehabt haben,« meinte der Oberst. »Ich versichere Euch, bekräftigte Philipp, ich gefiel Allen; manche zeigten sogar mit dem Finger

auf mich und konnten sich an dem schmucken Engel gar nicht satt schauen. Allein hört nur, wie mir es ging; meine Engelschaft nahm ein trauriges Ende. War ein Catarrh oder das vorher verstohlens getrunkene Bier schuld, kurz, ich konnte, als ich das Gloria anstimmen wollte, nicht in die Höhe, sondern blieb halbwegs mit der Stimme stecken, und das zum Ersten,= zum Zweiten= und zum Drittenmal. Darüber wurde der Pater Chorregent unwillig und wollte mir auf eine etwas handgreifliche Art nachhelfen. So fein sein Gehör war, so grob war seine Hand. Er nahm den Engel bei den Ohren und schüttelte in so wacker, daß ihm ein großer Theil der Frisur und ein Flügel in den Händen blieb. Denkt Euch, Herr Oberst, dieß geschah vor allen Leuten. Alles lachte bei dem Anblick des jämmerlich zerzauseten, halbgeflügelten Engels, es lachten die Erzengel und selber Maria und Joseph konnten es nicht verbeissen. Ich war vor Angst und Scham halbtodt, und wollte mich eiligst auf die Flucht begeben; glücklich kam ich vor den armen Seelen vorbei; allein denkt Euch mein Mißgeschick; ich fiel den Teufeln in die Hände, die gefesselt in Ketten und Banden den Triumphzug schlossen, und mit Freudengelächter den erbärmlich zugerichteten, entlaufenen Engel in die Mitte nahmen und nimmer losließen. Ich bat und jammerte, ich schwitzte Höllenängsten und rief in meiner Noth alle Heiligen an, allein es hieß: ex inferno nulla redemptio; und so mußte ich demnach bei den höllischen Schelmen zur großen Belustigung aller Leute aushalten, bis die Prozession zu Ende war.« — »O du armer Narr, erwiederte lächelnd der Oberst, da ist es dir freilich schlimm gegangen.« — »Ja, versetzte Philipp, ich merkte es mir auch; seitdem ha=

be ich es verschworen, weder einen Engel, noch einen Teufel mehr zu machen, sondern in Zukunft eine arme Seele zu werden. Denn diese hatten es am besten bei der Prozession. Die Engel gingen gewöhnlich leer aus; die Teufel mußten froh seyn, wenn sie ungehudelt davon kamen, allein die armen Seelen bekamen von allen Seiten Kuchen, Wein und Zuckerwerk; denn mit ihnen hatte Alles Mitleiden. Doch die nächste Prozession machte ich nimmer mit. Das Frühjahr darauf sandten sie mich mit dem Brodsack und dem Schmalzhäfelein auf den Bettel. Es ging mir da nicht schlecht; allein ich konnte das Gute nimmer erleiden; ich ließ Kloster und Kapuze in Stich und ging unter die Reiter des Pappenheim.« — »Die haben dich wohl auch nicht in das Himmelreich gebracht,« meinte der Oberst. »Nein, leider nein, betheuerte Philipp betrübt, und eine Reihe von traurigen Erinnerungen schien in seiner Seele aufzusteigen. Als ich den Harnisch statt der Kutte anzog, und statt des Steckens das Schwert in die Hand nahm, meinte ich freilich, es müsse ein Leben werden, wie im Paradiese, aber in dem wüsten lüderlichen Leben, dem ich mich nach dem Beispiel der Meisten hingab, wäre meine arme Seele bald zum Teufel gefahren, hättet Ihr Euch nicht meiner erbarmt und durch Rath und That, durch Güte und Strafe mich aus meinem Sündenschlund gerissen.« »Ja, Philipp, erwiederte ernst der Oberst, der Krieg verdirbt die Besten, und es gehört eine große Gnade dazu, bei dem steten Morden und Würgen, bei dem ewigen Anblick von Blut und Raub, von allem Gräuel und Elend, sein Herz rein und das Menschengefühl frisch und warm zu erhalten.« — »Wohl mir, begann jetzt gerührt der Diener, wohl mir, edler

Herr, daß Euer Herz mild und barmherzig war; einsam, verlassen, verhöhnt und verzweifelnd stand ich unter dem Galgen, den ich zehnmal für meine schlechten Streiche verdient hatte. Da erbarmte sich Euer Herz über mein Elend; Ihr erflehtet von Tilly meine Begnadigung! Wie ward mir, als ich sie aus Euerm Munde vernahm! Ihr machtet das Maß der Gnade voll; Ihr nahmt mich zu Euch, hattet Geduld mit meinem Leichtsinn, und habt mich zum andern, bessern Menschen gemacht. Das lohne Euch Gott in Zeit und Ewigkeit, mein Wohlthäter, mein edler Herr!« Und leise drückte er im überwallenden Gefühle seines Dankes den Mantel des Obersten an seine Lippen. — »Philipp, sprach der Oberst bewegt, danke nicht mir, danke Gott, der durch meine Siegesbotschaft Tilly's Herz zur Gnade lenkte. Du hast gehalten, was du versprochen hast; du bist mir stets ein treuer Diener gewesen.

Jetzt neigte sich der Weg abwärts durch steile, enge Gründe. Glockentöne erschollen aus der Ferne und ihre weichen, milden Klänge machten einen tiefen Eindruck auf das Gemüth der Krieger. »Wir müssen in der Nähe eines Dorfes seyn,« begann jetzt Philipp. »Das sind wir auch, erwiederte sein Herr; wie rühren mich diese Töne, die mein Ohr so lange entbehren mußte!« — »Sie machen Einem ganz warm um das Herz; seht, sogar mein Gaul spitzt fröhlich seine Ohren, fuhr Philipp fort; in unserm Vaterland sind jetzt die Glocken rar geworden; die meisten mußten Kanonen werden, und singen jetzt ein ganz anders Lied.« — »Leider, leider, klagte der Oberst; es ist weit mit uns gekommen!« — »Mich wunderts nur, meinte Philipp, wie das französische und schwedische

Raubgesindel in dieser Gegend noch ein Häuslein hat stehen lassen. Die dürfen wohl das Christfest recht andächtig feiern. Möge der Herr allen ehrlichen Deutschen ein schönes freudenreiches Christbäumlein zum Geschenke machen und uns auch gnädig bedenken.« — »Mein Bäumlein, erwiederte in tiefer Wehmuth der Oberst, ist verdorrt; die Frucht, die es trug, ist abgefallen, einsam, verlassen steh ich da, der Letzte meines Stammes; keines Kindes liebende Hand wird mir die brechenden Augen zudrücken.« — »Herr, tröstete Philipp, Ihr seyd so fromm, und wollt doch verzagen? Soll dieß tapfere Herz denn vom Wurm des Kummers zerfressen werden? Giebt es ja Oel für jede Wunde! Steht Ihr denn nicht da, als ein berühmter Feldherr, geehrt von Kaiser und Reich, von Allen geliebt, von den Feinden gefürchtet? Warum wünscht Ihr denn immer nur das Eine, und nicht etwas anders?« — »Ach, mein Herz kann nichts Anders wünschen! Sieh, Philipp, erwiederte der Oberst, als der Krieg ausbrach, hatte ich, was mein Herz verlangte, eine liebende Gattinn, und zwei theuere holde Kinder. Da riefen mich des Kaisers Wort und meine Pflicht in diesen unseligen Kampf. Ich folgte seinem Gebot und verließ Weib und Kind, um Gottes und der Ehre willen. Doch der Gedanke an sie, und Liebe und Sehnsucht nach ihnen begleitete mich überall hin, durch den Lärmen des Lagers, durch das Mordgewühl der Schlacht, wie in jene stillen Augenblicke der Ruhe und Erquickung, die der Krieg nur selten giebt. Doch schwach machte mich diese Sehnsucht nicht. Ich beschloß, als Mann für Gott und Vaterland zu kämpfen, bis der Sieg und Frieden errungen wäre. Ich hoffte, daß Gottes Barmherzigkeit mir meine Lieben

und mich ihnen erhalten würde. Denn dieß war der Trost und die Freude meines Herzens, von liebenden Kindern und Enkeln umgeben, in ihren Armen zu leben und zu sterben. Als wir zu Prag das Siegesfest über den Friederich von der Pfalz feierten, da kam zu mir die Botschaft, daß mein Sohn ertrunken sey. Philipp, es war mein einziger Sohn, der Erbe meines Namens, die Hoffnung meines Alters. Ich klagte nicht, ich beugte mich vor Gott, und bat Ihn nur desto heißer, mir die Gattinn und die Tochter zu erhalten. Bald darauf starb auch die Gattinn; der Jammer und die Trauer um unsern Sohn, dessen Tod sie ihrer geringen Sorgfalt zuschrieb, hatte sie getödtet. Philipp, dieß war ein harter Schlag; ich jammerte, doch verzweifelte ich nicht; ich hatte noch meine Tochter, meine Mathilde. Meine Schwester Theresia übernahm ihre Erziehung und sie wuchs heran, blühend an Geist und Körper. Sie war jetzt die Stütze und die Hoffnung, die einzige Freude meines Herzens; doch auch sie sollte ich verlieren! Und wie hab' ich sie verloren! Heilige Jungfrau, steh ihr und mir bei, fuhr er nach einer langen, schmerzlichen Pause fort. So stehe ich denn einsam da, verlassen, ohne den Trost, den selber der ärmste Bauersmann in seiner Sterbstunde noch sein nennt; und je näher die Zeit rückt, wo mir Alter und Schwachheit einen liebenden, treuen Helfer nöthig machen, desto mehr empfindet mein Herz den Verlust seiner Kinder, seiner Stützen,« und bekümmert wandte er, von seinem Leiden fast überwältigt, sein Auge zum Himmel. Philipp, der treue Diener, suchte ihn zu trösten. »Und meint Ihr denn, begann er, der Himmel könne es nicht anders wenden, und Euch den Wunsch des Herzens ge-

währen?« — »Nimmermehr, sprach düster der Oberst, die Todten stehen nimmer auf.« »So zweifelt Ihr an der Allmacht Gottes?« war Philipp's Antwort. »Da sey Gott vor, erwiederte ernst und demüthig der Oberst, mein Vertrauen auf den Herrn ist fest gegründet; doch nimmer will ich meinen Herrn versuchen, und dieß Zeichen von ihm fordern. Ihm habe ich mein Herz und meine Wünsche übergeben; Er hat sie gehört; Er kann sie erfüllen, doch nicht mein, sondern Sein Wille geschehe.« — »Ihr könnt ja noch heirathen, meinte Philipp; Ihr seyd noch immer rüstig, und dürft wohl noch auf einen Leibeserben hoffen.« — »Schweig, du Versucher, befahl der Oberst ernst; ist es Gottes Wille, so kann noch diese Nacht, noch diese Stunde der in meinen Armen liegen, der mein Alter leicht und mein Geschlecht auf das neue blühend machen kann.« »Amen, erwiederte Philipp; möge Gott Euch einen Erben Euerer Tugend und Frömmigkeit geben. Darum sey Er gebeten in dieser heiligen Nacht.« — Der Oberst neigte schweigend sein weißes Haupt.

Der Mond ging auf; und in seinem Silberlichte spiegelte sich eine Thräne, die dem Auge des Obersten entflossen war. Das rührte den treuen Philipp mächtig. Achtzehn Jahre lang hatte er dem Obersten gedient, und nie hatte er den starkmüthigen Mann weinen gesehen. »Herr, begann er in tiefster Rührung; das Auge des treuen Dieners sieht schärfer, als Ihr glaubt. Diese Thräne hat Euch nicht der Tod Euerer Kinder ausgepreßt. Ihr seyd Mann und Christ, und hättet ihn als solcher ertragen. Euer Leiden hat einen andern Grund. Es muß groß seyn; denn ich sah Euch nicht fröhlich, so lange ich bei Euch bin; der aber, welcher es über Euch gebracht hat, muß ein böser,

grundschlechter Mensch seyn. O so bitte ich denn den Herrn, den Rächer aller Bosheit, mir diesen Schurken zur Züchtigung und verdienten Strafe zu überlassen:« und hoch auf hatte er sich bei diesen Worten im Sattel gerichtet, seine Augen leuchteten, die Hand hatte unbewußt des Schwertes Griff erfaßt. — »Philipp, rief tief erschüttert der Oberst, warum Rache in der Nacht der Barmherzigkeit? Nimm deine Bitte zurück! ich beschwöre dich darum!« — »Nimmermehr, sprach dieser entschlossen; schon hat sie der Herr gehört; der, welcher ein so sanftes, geduldiges und starkmüthiges Herz in solchem Grade betrüben konnte, der muß wohl der größte Bösewicht der Erde seyn und schwere Strafe verdienen. Laßt Euern Diener doch wenigstens den Trost, Euch zu rächen, da er Euch nicht helfen kann!« — »Was forderst du Rache und Strafe an Sündern, da du selber Sünder bist? Warum bittest du nicht, daß mein Beleidiger zur Erkenntniß und zur Reue komme? Dem Herrn laß die Rache« — sprach der Oberst im ernsten, verweisenden Tone. »Ja, Herr, erwiederte Philipp bewegt, Ihr seyd gut, Ihr seyd weit besser als ich; allein Euere Güte geht zu weit. Laßt den Herrn immer strafen; führt ja Seine Strafe immer zum Guten; das Eisen brennt, allein es heilt die Wunde.« —

Sie waren jetzt im Dorfe angelangt. Lichter brannten in allen Häusern und warfen einen hellen, freudigen Schein durch das trübe Dunkel der Nacht. Betende Stimmen, mit dem Jubelgeschrei beschenkter Kinder vermischt, konnte man fast aus jedem Hause hören. Noch läuteten die Glocken, noch brannten die Lichter in dem Kirchlein, obwohl der Gottesdienst zu Ende war. Der Oberst hieß Philipp mit den Ros=

sen in's Wirthshaus gehen; er selbst ging zur Kirche; es drängte ihn, in dieser heiligen Nacht den Mensch gewordenen Gott anzubeten.

Das Kirchlein war leer. Still knieete sich der Oberst nieder, und sein Auge wandte sich auf den einzigen Altar, dessen Bild von vielen Lampen beleuchtet, die Geburt des Herrn darstellte. Er betete eifrig; das Beten wurde ihm an dieser Stätte so leicht und süß; all sein Wünschen, die Sehnsucht seines Herzens legte er nieder zu den Füssen des göttlichen Kindes; nur jenen Wunsch, den er schon lange im Herzen getragen, um dessen Erhörung er schon so lange gefleht, wagte er nicht, dem Herrn zu vertrauen; in der Demuth seines Herzens fürchtete er, der Herr habe Mißfallen an seiner Bitte, sonst hätte Er sie ja gewiß erfüllt; dennoch erhob sich in seinem Herzen das alte Verlangen; er suchte es zu bekämpfen und zu unterdrücken. Vergebens mächtiger als je regte sich die Sehnsucht in seiner Seele; hingerissen von dem mächtigen Drange wider Willen, widerstrebend fast, glitt in brünstigem Gebete die Bitte um einen liebenden Pfleger seines Alters, um einen Erben seines Namens, über seine Lippen. —

Da fühlte er sich leise an seinem Mantel gezupft; er wandte sich um, und erblickte ein kleines Mädchen, das ihn bittend anschaute. »Zürnt mir nicht, o Herr, daß ich Euch störe in Euerer Andacht; Ihr könnt ein Werk der Barmherzigkeit verrichten. Wollt Ihr nicht ein Knäblein — ein Soldatenkind — aus der Taufe heben? Ueberrascht nickte der Oberst bejahend und folgte der Kleinen zum Altare, wo das Knäblein engelschön vom Glanze der Lichter umflossen dalag. Der Priester nahte sich mit ehrfurchtsvollem Gruße dem

fremden Krieger, und fragte ihn, welchen Namen er dem Knäblein geben wolle. Des Kindes Mutter, fiel jetzt das Mädchen ein, läßt Euch bitten, es Christian zu taufen. Der Oberst neigte bejahend, doch überrascht, sein Haupt: es war sein Name. Die heilige Handlung ging vor sich; leise küßte der Oberst das Christenkind. »O wenn es doch mein Enkel wäre!« dachte er in seinem Herzen wehmuthsvoll. »Ehre Vater und Mutter, fuhr er nach einer kleinen Pause fort; so wirst du Segen haben. Halte deinen Glauben für dein größtes Gut; sey an Treue und Tapferkeit ein Deutscher. Grüßt mir seine Mutter,« sagte er und gab der Kleinen das Knäblein zurück. Er fragte jetzt nach dem Namen und Stand der Mutter: das Mädchen antwortete, sie sey eine schwedische Offiziersfrau, aber von deutscher Abkunft; doch den Namen wisse es selber nicht. Bringt ihr dieß als Pathengeschenk, sprach der Oberst und drückte dem Mädchen eine schwere Börse in die Hand; dankend und freudig entfernte sich dieses. —

II.

Zu Hause aber harrte die Mutter ängstlich ihres Kindes. Bleich, von edlen Zügen, in feinen doch schon abgenutzten Kleidern lag sie auf einem Strohlager, erschöpft von den Schmerzen einer schweren Niederkunft. »Wie wird sich Richard freuen, sprach sie leise vor sich, wenn ich ihm ein Söhnlein bringe. Heute soll er kommen!« Da trat das Mädchen ein und reichte das Kind der Mutter, die es heftig an ihr Herz drückte. »Hast du es Christian taufen lassen?« fragte sie. »Ja, edle Frau, erwiederte die Kleine, und denkt nur, auch einen Pathen, und zwar einen vornehmen dazu, fand ich für das Kind.« Sie erzählte

jetzt der verwunderten Mutter, wie sie bei dem freundlichen Antlitz des frommen betenden Herrn ein Herz gefaßt und ihn zum Gevatter gebeten hätte. Das hätte der Mann auch gethan, und dem Knäblein ein schönes Geschenk gemacht. »Seht nur,« schloß sie ihre Erzählung und leerte den Geldbeutel aus, daß die Thaler und Goldstücke in Menge auf dem Bette der erstaunten Mutter herum rollten. »Weißt du seinen Namen?« fragte diese erstaunt. »Nein, edle Frau, doch muß ihn der Pfarrer wissen.« Die Mutter betrachtete jetzt aufmerksam den Beutel. Er war kunstvoll von rother Seide gearbeitet und mit einem goldenen Ringe geschmückt, der auf dem breiten Rande ein Wappen trug. »Heilige Jungfrau!« rief sie jetzt, und ihre Brust hob sich unter mächtigen Schlägen, ihre matten Augen leuchteten auf und die bleichen Wangen röthete der hellste Purpur, »heilige Jungfrau! das ist das Wappen meines Geschlechtes; das ist der Siegelring meines Vaters! O Agathe, Agathe, das muß mein Vater, mein lieber Vater gewesen seyn!« Sie versuchte sich mit äußerster Anstrengung von ihrem Lager zu erheben, doch kraftlos sank sie zurück. »Agathe, Agathe, rief sie und faltete bittend ihre Hände, Agathe eile zu meinem Vater, bitte ihn er solle sich erbarmen über sein elendes Kind und kommen zu der Tochter, die Kummer und Krankheit ans Krankenbett gefesselt hält. Nein, Agathe, rief sie wieder, ich will selber gehen, will mich hinwerfen zu seinen Füssen, und dort um Gnade flehen.« Und mit äußerster Anstrengung suchte sie sich auf das Neue zu erheben, doch sie sank zusammen und nur mit aller Mühe vermochte Agathe sie aufzurichten. »Eile, eile, Agathe, begann die Arme auf das Neue im rührendsten

Tone des Schmerzens und der Sehnsucht, eile, sonst entflieht der Vater und seine Tochter stirbt, fluchbeladen ohne Hoffnung. Bitte ihn bei dem Andenken meiner Mutter, er möge Verzeihung und Gnade an der Schuldigen üben. Eile, eile, Agathe!« und winkte bittend mit der Hand, bis Agathe sich entfernte. Die Frau aber weinte bitterlich. »Ach, wird er kommen? rief sie. Wie werde ich ihm ins Angesicht schauen können? Ich habe so viel Jammer, so viel Unglück über sein graues Haupt gebracht. Ich habe die Heimath und den Vater in meiner sündigen Leidenschaft verlassen! Weh mir! O Jesu, Du Gott der Barmherzigkeit, Der Du in dieser Nacht Mensch geworden bist, lenke Du sein Herz, daß er mir und Richard verzeihe! O heilige Mutter, bitte du für uns!« Und ihre Thränen flossen über die bleichen Wangen, flossen herab auf das liebliche Antlitz des Kindleins, das schreiend die Aermlein nach der unglücklichen Mutter ausstreckte.

III.

Während der Oberst in dem Kirchlein sein Herz vor Gott ausschüttete, hatte Philipp in dem benachbarten Hause eine gastliche Aufnahme gesucht und gefunden. Ein Glas Wein, das seine Erwartung übertraf, hatte den sonst Schweigsamen und Uebellaunigen munter und gesprächig gemacht, und es war ihm gar nicht lieb, als der Oberst erschien und Aufbruch gebot. Mit freundlichem Danke schieden sie von den freundlichen Wirthen und ritten langsam durch die engen, schlechten Wege des Dorfes. Sie waren nicht weit geritten, als sie hinter sich ein Laufen und Rufen vernahmen. »Herr, rief jetzt eine zarte Mädchenstimme,

haltet um Gotteswillen.« Sie hielten. Agathe eilte herbei. »Herr, flehte sie, die Mutter des Kindes, dem Ihr Pathe geworden seyd, läßt Euch bitten und beschwören, sie zu besuchen; sie sagte, sie sey Eure Tochter.« »Heilige Jungfrau, meine Tochter Mathilde? Stehen die Todten wieder auf, rief in tiefster Erschütterung der Oberst! Unmöglich! Mathilde du solltest leben? die Nachricht und die Zeugnisse deines Todes erdichtet?« — »Ja, erwiederte das Mädchen, sie heißt Mathilde, ist sehr gut, aber sehr traurig, sie sagte, sie hätte Euch erkannt an Euerm Ringe, den Ihr sammt dem Geldbeutel dem Knäblein zum Pathengeschenk gemacht!« »Mathilde, meine Tochter, mein Enkel Christian!« rief er in höchster Bewegung. »So wäre der Wunsch dieses Herzens in der Nacht erfüllt worden? Domine non sum dignus,« sprach er demüthig und wandte sein Roß, und folgte still und ernst, bald zweifelnd, bald hoffend, um Fassung ringend, der Kleinen. Er war jetzt vor der Thüre ihres Gemaches, da stand er nochmals stille. Er suchte den Sturm seiner Gefühle in seinem pochenden Herzen zu besänftigen, um mit Ernst und Fassung der Tochter entgegen treten zu können. Freude und Schmerz kämpfte in seinem Gemüthe. So hatte Gott seinen Wunsch erhört; doch wie eine trübe Ahnung durchzuckte sein Gemüth die Erinnerung an Philipps Rachewunsch. Heilige Jungfrau, rief er, steh ihr und mir bei — und entschlossen trat er ein. — Sein Auge haftete forschend auf der bleichen Frau. Es war Mathilde, die sich jetzt, mit ihrem Söhnlein auf dem Arme, dem Vater sich zu Füssen warf. Sprechen konnte sie nicht; aber ihr Auge schaute den Vater mit den Blicken der innigsten Liebe, des Schmerzens und der heißesten Reue an. Ernst, und schweigend betrachtete der Va-

ter sein verlornes Kind; in seinen Augen glänzten Thränen und seine Brust hob sich unter der Last seiner Gefühle. Vater, Vater, schluchzte jetzt Mathilde, Vater, Verzeihung! Und könnt Ihr der schuldigen, reuigen Tochter nicht verzeihen, so verzeihet doch dem Würmlein da,« und flehend reichte sie ihm ihr Söhnlein in die Arme. Der Oberst nahm es und küßte es sanft, da weinte Mathilde laut und heftig; sie schlang ihre Arme um des Vaters Füße und netzte sie mit ihren Thränen. »Mathilde! rief jetzt der Vater gerührt durch ihren Jammer, Mathilde, so müssen wir uns wieder finden: Warum hast du mir das gethan? Warum hast du Jammer und Elend über den gebracht, der dich als Vater liebte, und nur auf dein Glück und auf deine Freude bedacht war? Kannst du eilf Jahre des Kummers und Schmerzens auslöschen mit deinen Thränen?« Und in ernsten ergreifenden Reden stellte er ihr die Sünde vor, die sie auf sich geladen hatte. Seine Worte drangen wie Schwerter in das Herz der schuldigen Frau. Sie rang im tiefsten Schmerz die Hände; bleich, stumm, auf das tiefste erschüttert, hob sie ihre Augen und Hände jetzt zum Bilde des Gekreuzigten, als wollte sie den ewigen Mittler als Fürsprecher anflehen. Steh auf, Mathilde, sprach jetzt der Vater, legte das Knäblein auf das Bett und hob das gebeugte Weib von der Erde. Mathilde küßte heftig des Vaters Hand, und mit den rührendsten Worten und Blicken der Reue flehte sie um Verzeihung. »Mathilde, begann jetzt der Vater abermals mit Wehmuth, erzähle mir treu und aufrichtig, wie du es hast über dein Herz bringen können, deinen Vater zu verlassen.« Mathilde athmete jetzt tief auf, trocknete sich die Augen und fing mit lei-

ser, oft durch Thränen und stilles Schluchzen unterbrochener Stimme zu erzählen an:

»Lieber Vater, ihr wißt, daß ich und Richard von Jugend auf Gespielen waren. Ihr seyd sein größter Wohlthäter gewesen. Er wuchs heran; unter Euern Augen bildete er sich zum tapfern Krieger. Seine Unerschrockenheit und sein verwegener Muth erwarben ihm die Huld des Herzogs von Friedland, und bald wurde er einer seiner eifrigsten Anhänger. Ihr wißt, liebster Vater, mit welchem Zauber dieser Mann die Seinen zu umgarnen wußte. Unsere Zuneigung wuchs mit den Jahren — sie hatte das Glück von Euch gebilligt zu werden. Bald aber entspann sich jene unselige Verschwörung, die mit dem Tode des Herzogs endigte.« —

Der Oberst seufzte; jene unglückliche Zeit, die so viel edles Blut gekostet hatte, schien vor seiner Seele zu schweben. Er gab Mathilden ein Zeichen, fortzufahren.

»Richard war in hohem Grade bei dieser Verschwörung betheiligt. In jener Schreckensnacht, wo der Herzog ermordet wurde, hatte ihn eines Freundes Warnung gerettet. Ihr wißt wohl noch, liebster Vater, daß Ihr im Auftrag des Herzogs nach der Obern Pfalz gesendet waret, und mich bei der Tante Theresia — Gott tröste sie — gelassen hattet. In jener Nacht nun eilte Richard zu mir, die er längst als seine Verlobte betrachtete, und stellte mit glühenden Farben mir das Schreckliche seiner Lage vor. Tod und Schande erwarteten ihn überall, und nur in der Flucht konnte er Rettung finden. Allein er wollte nicht fliehen ohne mich. Denkt euch meinen Schmerz. Ich widerstand anfangs, allein seine Bitten, seine Be-

schwörungen, sein Unglück machten mich wankend, und als er mir vorlog, daß auch Ihr, mein Vater, in der Verschwörung verwickelt seyd, da ergab ich mich, ich floh mit ihm über die Gränze nach Sachsen, wo bald ein Geistlicher unsere Hände zusammen gab.« — »Schändlich, zürnte der Oberst, der Undankbare, der Lügner!« Mathilde schaute ihn ängstlich und flehend an. Sie fuhr fort:

»Ich mußte es erfahren, daß nur der Segen der Eltern die Ehen beglücke. Wir schrieben an Euch, und baten um Verzeihung. Eure Antwort forderte mich auf, den Mann zu verlassen, der Euch ein Verräther und Meineidiger war. Ach, ich konnte es nicht! Richard trat jetzt, trotz meines Bittens, in schwedische Dienste und verließ sogar seinen Glauben. Er drang in mich, dasselbe zu thun; allein das konnte ich nicht; ich wollte nicht noch elender werden, als ich schon war. Ihr suchtet noch immer in Eurer väterlichen Liebe die verlorne Tochter wieder zu gewinnen. Um von solchen Versuchen Ruhe zu haben, gab Euch mein Gatte ohne mein Wissen — ich erfuhr es zu meinem Jammer zu spät — die falsche Nachricht von meinem Tode und bestätigte sie durch erdichtete Zeugnisse. Vater! wir lebten in einer Ehe voll Elend und Unglück. Ich gebar zehn Kinder; sie starben Alle; freilich, es hatte ja ihre Mutter den Segen des Vaters nicht! Das that uns weh! Von körperlichen Leiden, die Krankheit und Beschwerniß des Krieges über uns brachten, will ich schweigen; doch das Leiden der Seele, der Gram und Kummer zehrten an mir. Das Schicksal des Krieges führte uns in diese Gegend, und in diesem Dörflein wollte ich mit Richards Wissen und Willen meine Entbindung abwarten. Da nahm Gott die Reuige zu

Gnaden auf; in der Nacht der Barmherzigkeit sandte er Euch zu mir, und glücklich bin ich, wenn Ihr mir verzeiht; doppelt unglücklich aber, wenn Ihr nicht barmherzig seyd. Denn in meinem Elende lebte ich des tröstlichen Glaubens: Ihr würdet gewiß verzeihen, wenn ihr meine Reue und mein Unglück wüßtet. O seyd barmherzig, verzeiht uns, mir und Richhard, um des Heilandes willen, der in dieser Nacht geboren wurde! »Und weinend und flehend umschlang sie neuerdings die Kniee des Vaters. Mit tiefster Rührung schaute dieser hernieder auf die arme Tochter. Da schrie das Knäblein. »Vater, rief sie jetzt, das schuldlose Würmlein bittet für seine Mutter.« Der Oberst hob Mathilden auf. »Sey ruhig, sprach er, ich habe dich stets geliebt; gerne will ich dir verzeihen, wenn du wahre Reue und Buße im Herzen hast. Mathilde, willst du den Willen deines Vaters erfüllen? willst du auf das neue werden die Freude und der Trost meines Alters?« — »O fragt nicht so, flehte sie, befehlt, gebietet.« Nun, Mathilde, wenn es dir mit deiner Reue, deiner Liebe ernst ist, so verlasse Richard, verlasse den, der meineidig an seinem Glauben, an seinem Kaiser gehandelt hat, verlasse den, der gegen sein Vaterland, gegen deinen Vater selbst das Schwert gezogen hat; nimm dein Kind, folge deinem Vater, lebe für mich und für dein Kind!« — »Heilige Jungfrau, rief in tiefster Erschütterung die Unglückliche, was verlangt Ihr von mir? Sein Weib bin ich, und dieß da ist sein Söhnlein. Das Weib soll Vater und Mutter verlassen, und dem Manne anhangen. O habt mit ihm und mir Erbarmen, dieß wäre sein Tod!« — »Armes Kind, tröstete gerührt der Vater, du willst genesen und verschmähst die Arznei? Kann dich das

Herz des Vaters lassen bei einem meineidigen Verräther, dessen Namen am Galgen gehangen, der sein Schwert mit dem Blute seiner Brüder gefärbt hat? Kann ich dich bei dem lassen, der dich nach deinem eigenen Geständnisse unglücklich gemacht hat und mich dazu? Dich und mich wird der Jammer aufreiben vor der Zeit, und was soll aus diesem Würmlein werden? Kannst du den lieben, den du selber verachten mußt. Ist das deine Liebe zu mir?« – Mathilde kämpfte fürchterlich. »Vater, erwiederte sie in tiefstem Schmerz, ich will thun, was Ihr begehrt; ich will Richard verlassen und bei Euch bleiben, wenn ihr ihm das Böse verzeiht, das er über Euch in so großem Maße gebracht. »Mathilde, meine liebe Tochter, mein einziges Kind, rief der Oberst tief gerührt; tröste dich, Gott ist mein Zeuge, daß kein Haß gegen Richard in meinem Herzen ist; allein nur dem Reuigen, nur dem Bußfertigen wird vergeben werden. Richard ist ein großer Sünder. O daß er es einsähe und sich bekehrte! Gerne will ich den Bußfertigen zum Sohne aufnehmen, wie dich zur Tochter. Laß uns hoffen auf die Barmherzigkeit Christi.« Mit aller Liebe seines väterlichen Herzens suchte er sie zu trösten. Sie aber weinte und ihre Thränen netzten das Antlitz ihres Söhnleins. Da fielen auf einmal Schüsse, Schwerter klirrten, Philipps Stimme, der draußen mit den Pferden wartete, rief: »Feinde!« Mathilde schrie angstvoll auf, umfaßte mit der einen Hand ihr Söhnlein, mit der andern umschlang sie ihren Vater, als wollte sie ihn nimmer lassen. Der Oberst zog gefaßt sein Schwert. Fremde Stimmen erschollen; dröhnende Mannstritte näherten sich dem Zimmer. »Das ist Richards Stimme, rief jetzt Mathilde in Leid und Freu-

de. O Vater, seyd barmherzig um Christi willen.« Der Oberst trat in höchster Ueberraschung in eine Ecke zurück. Richard trat ein, und begrüßte in heftiger Freude sein Weib und Söhnlein, das er heute zum Erstenmal sah. »O mein Sohn, rief er, möchtest du glücklicher werden, als deine Eltern und sie trösten!« Mathilde weinte laut. »Mathilde, begann jetzt Richard, ich muß jetzt eilends fort; wir sind einem hohen feindlichen Offizier auf der Spur; er muß in diesem Dorfe seyn.« — »Hier ist er, rief der Oberst und trat vor Richard.« — »Ergebt Euch!« befahl dieser. »Richard, kennst du mich?« fragte jetzt der Oberst. »Großer Gott, rief dieser in tiefster Erschütterung, seyd Ihr es, Vater?« »Nenne mich nimmer Vater, begann der Oberst mit ernstem, schmerzlichem Vorwurf. Ja, es war eine Zeit, wo ich dich Sohn hieß, wo ich von dir und dieser da hoffte, daß Ihr die Stützen und die Freude meines Alters werden würdet! Ach, wie hab' ich mich getäuscht, wie habt ihr mich betrogen!« und mit schmerzlichen Blicken, in dem sich das ganze Leiden seiner Seele spiegelte, betrachtete er die Schuldigen. Stumm und starr stand Richard da, den Blick auf die Erde geheftet; das Schwert war seiner Faust entfallen; seine Brust athmete heftig unter der Last seiner Schuld. Mathilde kniete mit ihrem Söhnlein vor dem Vater und küßte und netzte seine Hände bittend mit ihren Thränen. Richard, fuhr jetzt der Oberst fort, du hattest Vater und Mutter verloren und hattest kein Obdach; da nahm ich dich in mein Haus, nahm dich in mein Herz auf, und gab dir Alles, was ich dir geben konnte. Dich bestimmte ich zum Gatten meiner einzigen Tochter, zum Erben meiner Güter. Meiner Fürsprache bei dem Kaiser ver-

dankteſt du, daß du in jenem Alter ſchon Hauptmann wareſt, wo Andere erſt zu dienen anfangen. Und wie haſt du gedankt? Du ließeſt dich von jenem Friedländer umgarnen, der Kaiſer und Reich verrieth, und verachteteſt meine Bitten und Warnungen. Du wurdeſt der treueſte Gehülfe in ſeinem ſchlechten Werk, du wurdeſt ein Verräther, ein meineidiger, treuloſer Verräther.« Bittend hob Mathilde die Hände zum Vater empor. Dieſer aber fuhr im ernſten, erſchütternden Tone fort:

»Du ſtahlſt dem Vater die Tochter, deinem Wohlthäter ſein Liebſtes, ſeine einzige Freude, verläumdeteſt ſeine Ehre und verführteſt die Unſchuld.«

»Erbarmen, Erbarmen, Vater, flehte Mathilde im rührendſten Tone.« — »Stille,« gebot der Vater und fuhr in ſteigender Wärme fort: »Das war dir noch nicht genug; du tödteteſt im Herzen des Vaters die letzte Hoffnung, ſein Kind zu ſehen, und logſt ihm mit falſchen Zeugniſſen ſeinen Tod vor; du gingſt zu dem Feinde über, und färbteſt mit dem Blute deiner Brüder das Schwert, das dir zur Vertheidigung des Heiligſten übergeben worden war. Um das Maß des Böſen und der Treuloſigkeit voll zu machen, verläugneteſt du auch, um irdiſchen Gewinnes willen, unſern heiligen Glauben, in dem ich dich mit aller Sorgfalt habe erziehen laſſen. Richard, du biſt ein großer Sünder, biſt ein dreifacher Verräther, denke an dein Ende; wie kannſt du es verantworten? wie kannſt du es gut machen?« — »Erbarmen, Erbarmen, um des Blutes Chriſti willen!« ſchrie Mathilde; Richard fuhr entſetzt zuſammen. »Ich habe keines mehr auf Erden zu hoffen,« rief er im tiefſten Schmerz der Seele, und preßte die Hand gegen die wogende Bruſt;

»da brennt es wie Höllenfeuer; mein Herz ist wie ein glühender Stein, der mich zermalmt mit furchtbaren Qualen!«

»Sind euere Sünden roth wie Blut, so will ich sie waschen weiß wie Schnee, spricht der Herr« — rief tröstend Mathilde, und faßte Richards Hand. Er zog sie zurück. »Rühre mich nicht an, Mathilde, ich bin dein Unglück, dein Elend. Weh mir!« — In seinem von der Sünde und Leidenschaft verfinsterten Gemüthe schien es Tag zu werden; seine Schuld und sein Elend stand urplötzlich in seiner ganzen Größe vor ihm, und der Schmerz der Verzweiflung prägte sich aus in den bleichen Zügen. »Richard, sprach jetzt der Oberst mit ernster, sanfter Stimme, hast du Reue, so kann ja noch Alles gut werden!« — »Nimmermehr, rief dieser mit der ganzen Bitterkeit eines hoffnungslosen Herzens; Ihr könnt mir nicht verzeihen; denn ich habe zu schändlich an Euch und Mathilden gehandelt! Alles, Alles habe ich verloren; zu Wien steht mein Name am Galgen, und im Buche der Gerechtigkeit unter den Verdammten der Hölle. Nein, mir kann nimmer geholfen werden.« Und furchtbar drohend fielen, wie zur Bekräftigung seiner Worte, Flintenschüsse, Schwerter klirrten, Rosse stampften. »Heil mir, rief Richard, und seine Augen rollten, Heil mir, jetzt nahen die Helfer, lebt wohl!« — Und er eilte hinaus zu den Seinen in den Kampf. »Richard, Richard!« schrie Mathilde in höchster Angst, und sank ohnmächtig zusammen. »Maria hilf!« rief erschüttert der Oberst, hob sie auf und legte sie auf das Ruhebett. Das Geschrei der Kämpfenden übertönte das stille, aber herzzerreissende Jammern des unglücklichen Weibes. Der Oberst kniete neben der ar-

men Tochter und flehte für sie und Richard die Barmherzigkeit des Heilands an, unfähig, sein Kind zu verlassen und an dem Kampfe gegen den Gatten seiner Tochter Antheil nehmen zu können. Philipp war den Schweden entronnen, er hatte Hülfe gesucht und gefunden, und eilte herbei, seinen Herrn, den er gefangen glaubte, wo möglich, noch zu retten.

Der Kampf endigte bald mit der Niederlage der Schweden. Richard stritt an ihrer Spitze mit Verzweiflung und verschmähte den angebotenen Pardon. Philipps Hand war es, die ihm die tödtliche Wunde schlug. Da trug man ihn auf sein Bitten in das Zimmer seines Weibes. Im tiefsten Schmerz knieete Mathilde an Richards Seite, und suchte das strömende Blut mit ihren Händen zu stillen. Erschüttert beugte sich der Oberst über den Todeswunden, und suchte ihn zu trösten. Richard sah ihn mit brechenden Augen an. »Vater,« stammelte er, darf ich Verzeihung hoffen?« — »Du hast sie,« rief tief gerührt der Oberst und reichte ihm die Hand. Richard zog sie an die bleichen Lippen. »Mathilde, meine Mathilde, flehte er und wandte seine Auge voll Liebe auf sie, wirst du dem verzeihen, der dich so elend gemacht hat? »Richard, Richard!« rief die unglückliche Frau, barg ihr weinendes Antlitz in die Kissen des Bettes und gab ihm das Söhnlein dar. Er küßte und segnete es, und gab es dem Obersten in die Arme. »Lieber Vater, bat er, sorgt für das arme Würmlein.« Weinend drückte es dieser an's Herz. »Richard, fuhr er fort, willst du nicht sorgen für das Heil deiner Seele?« Der Todeswunde nickte bejahend mit dem Haupte. Der Pfarrer des Ortes kam. Mit demüthiger Reue begehrte Richard die Wiederaufnah-

me in die Kirche des Herrn, die er so leichtsinnig verlassen hatte. Der Pfarrer hörte seine Beichte, gab ihm die heilige Absolution und tröstete und stärkte ihn mit seinem Zuspruch. »Vater, rief jetzt Richard erleichtert, Gott und du haben mir verziehen; o daß doch auch des Kaisers schwer beleidigte Majestät mir verzeihen wollte!« — »Er hat es,« tröstete der Oberst; da leuchteten Richards Augen in heller Freude auf. »Ist es möglich? Vater!« stammelte er. »Ja, mein Sohn, auch da ist dir verziehen,« antwortete dieser. »Als ich dem Kaiser die Botschaft von unserm Siege bei Duttlingen brachte, da wandte er sich voll Huld und Gnade zu mir und tröstete mich, von meinem Unglück unterrichtet; er sicherte mir deine Begnadigung zu, wenn du reumüthig deine Schuld erkennen würdest, und stellte sie mir, mit Höchsteigenen Händen geschrieben, huldvollst zu. Im Namen und der Vollmacht der kaiserlichen Majestät ertheile ich dir hiemit Pardon.« — Da überflog eine freudige Röthe das bleiche Antlitz des Sterbenden; mit der letzten Kraft riß er die schwedische Binde von seinem Arme und schleuderte sie weit weg. »Vater, flehte er, des Kaisers Binde!« In hoher Rührung gab ihm der Oberst die gelb und schwarze Binde Oesterreichs. Richard preßte sie mit Heftigkeit an die bleichen Lippen. »Es lebe Ferdinand!« — rief er mit der letzten Kraft, und sank zurück. Seine erlöschenden Augen wandten sich noch einmal voll Liebe und Reue tröstend und flehend auf den Vater, auf sein Weib und Söhnlein. Mit dem Ausrufe »Jesus« — »Gnade« — hauchte er den Geist aus. »Herr, sey seiner Seele gnädig!« rief Mathilde, und neigte sich in unnennbaren Schmerzen auf das bleiche Antlitz. »Mathilde, sey Christinn,

„y Mutter!« ermahnte der tief erschütterte Oberst, gab ihr das Kind in den Arm, und bezeichnete die Stirne des Todten mit dem heiligen Kreuze.

Dann wandte er sich zu seinen Kriegern. »Wessen Hand hat ihn getödtet,« fragte er mit banger Stimme. »Die meine,« erwiederte schwer und düster Philipp. »Heilige Jungfrau, so ist auch dein Wunsch, der Wunsch der Rache, erfüllt worden!« rief schmerzlich der Oberst, und wandte sein Auge nach Oben. »Hat der Todte dieß Herzenleid über Euch gebracht?« fragte jetzt ängstlich Philipp, und eine schreckliche Ahnung durchzuckte sein Herz.

Der Oberst neigte mit trübem Ernste bejahend sein Haupt.

»Jesus, sey ihm und mir gnädig,« rief auf das tiefste erschüttert Philipp; »das habe ich nicht gewußt; weh' mir, daß ich erhört wurde; ich wollte Euch rächen; doch den schuldigen Sohn nicht verderben.«

»Die Rache gehört dem Herrn,« erwiederte ernst und mit vorwurfsvollem Blick der Oberst und wandte sich zu dem Todten. Der Pfarrer betete mit dem Oberst das De profundis. Draussen aber sangen jubelnd die Landleute: »Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind.« — Philipp stand wie vernichtet. Mathilde lag im heftigsten Fieber und redete irre. —

Nach drei Jahren finden wir den Oberst auf seinen Gütern; umgeben von Tochter und Enkel. Mathildens Gram hatte die Alles lindernde Zeit und die Liebe des Vaters gemildert; mit der ganzen Fülle

ihrer Zärtlichkeit suchte sie die letzten Tage des Vaters zu erheitern und süß zu machen.

Dieser sah den Wunsch seines Herzens erfüllt und in Christian sein Geschlecht hoch und edel auf das neue aufblühen. Philipp hatte sich von ihnen getrennt; er glaubte durch seinen frevelhaften Wunsch nach Rache auf Richards Haupt vor der Zeit die Strafe herabgerufen zu haben und grämte sich darüber bis in das Grab. —

Manuscript von D. L.

12.

Hülfe durch Hülfe.

„Was du dem Armen spendest gern,
Leihst du auf Zinsen selbst dem Herrn.“

Laviolette, ein französischer Soldat, begegnete auf der Reise, die er zur Urlaubszeit nach seinem Heimathsorte machte, einem Geistlichen, der Pfarrer des nahe liegenden Dorfes war. Das Gesicht des Geistlichen hatte einen Ausdruck von Redlichkeit und Wohlwollen, der ein vortreffliches Herz verrieth; so wie das freie, offene Wesen unsers braven Soldaten auch gleich für ihn einnahm.

Das Gespräch fiel zuerst auf den Kriegsstand, und der gute Pfarrer freute sich über den Diensteifer, der sich in jedem Worte des wackern Vetranen offenbarte.

Da sie endlich von einander zu scheiden im Begriffe waren, sagte der Soldat: »Wie glücklich sind Sie doch, mein hochwürdiger Herr! Sie scheinen nicht durstig zu seyn; da ich bei dem vielen Staube, den ich

heute schon einnehmen mußte, beinahe erstickte und vor Durst schmachte«. Komm er nur mit mir, Freund, ich habe ziemlich guten Wein. Wir sind nicht weit von meinem Dorfe, und da, linker Hand, hinter jenen Bäumen, liegt mein kleines Pfarrhaus.« —

»Dank Ihnen, Herr, für Ihre Güte; aber ich muß einen ganz entgegensetzten Weg nehmen, und darf mich nicht aufhalten; mir liegt sehr daran, sobald als möglich zu Hause zu seyn.«

»Indeß ich will es Ihnen nicht verhehlen, ein Glas guten Weines würde mein Herz sehr erfreuen.«

»Und warum sollt' ich mich schämen, es herauszusagen.«

»Sie scheinen ein sehr gutmüthiger Geistlicher zu seyn; unser Sold ist geringe! Ach, hochwürdiger Herr, ein Livrestück würde mich ganz reich machen.«

Der Pfarrer lächelte, und drückte ihm ein Livrestück in die Hand. »Da, mein braver Freund! ich gebe es mit Vergnügen; trinke er auf meine Gesundheit dafür.« —

»Gott segne Sie dafür, hochwürdiger Herr! Bei meiner Ehre, Sie sind sehr gütig. Adieu, Herr, gute Nacht und tausend Dank!«

Nun schieden sie von einander, und der dankbare Soldat rief einmal über das andere aus: »O welch ein braver Mann! welch' ein guter Pfarrer! Gott segne ihn!«

Der Pfarrer empfand nicht minder das lebhafteste Vergnügen über diesen Vorfall. Er bewunderte die gerade Freimüthigkeit und edle Empfindsamkeit des Soldaten; und plötzlich faßte er den Entschluß, ihn wieder einzuholen. »Gieb mir,« — sagte er, als er ihm nahe war, — »das Geldstück wieder zurück.« —

»Wie, hochwürdiger Herr! reuet es Sie, einen ar-

men Menschen glücklich gemacht zu haben? Aber hier ist es. Ich habe Ihnen dasselbe nicht abgedrungen.« —

Der Pfarrer nahm es, gab ihm aber dafür einen Laubthaler *), und sagte, »daß seine Zurückforderung nicht so böse gemeint wäre, er vielmehr sich eines Bessern besonnen habe.«

Als der Soldat erwiederte, daß er schon mit der ersten Gabe wohl zufrieden gewesen, ließ der Pfarrer nicht nach, bis derselbe den Thaler annahm.

Dieser, höchst vergnügt, verabschiedete sich dankbar von seinem Wohlthäter, und rief, als er allein war, aus: »O der herrliche, der vortreffliche Mann! nachdem er mich schon nach meinem Wunsche beschenkt hatte, drängte es ihn dennoch unaufhörlich, mir nocheinmal nachzueilen, und mich noch mehr zu beschenken! Der gute Pfarrer! Gütiger Vater im Himmel, erhalte und segne ihn!«

Der Soldat hatte schon eine ziemliche Strecke seines Weges zurückgelegt, als er sah, daß das Dorf, in welchem er zu übernachten gedacht hatte, noch so weit entfernt war, daß er es am Ende für besser hielt, nach dem Dorfe, wohin ihn der Pfarrer eingeladen hatte, zurückzukehren, und da die Nacht zu bleiben.

Wie durch einen Schutzengel geleitet, nahm also der Soldat seinen Weg gegen das Dorf seines Wohlthäters.

Um mit seinem kleinen Schatze gut Haus zu halten, ging er in ein unansehnliches Weinhaus. Dort verlangte er einen Schoppen Wein, und zwar vom besten.

---

*) Sieh das Titelkupfer.

Der Wirth wies ihn an einen Tisch, wo drei ehrliche Bauern sich mit vieler Geschwätzigkeit unterhielten.

»Setzt Euch hieher,« — sagte einer von den Bauern — »Ihr werdet uns nicht lästig seyn; Leute in Eurem Rocke sind uns immer willkommen und lieb, sie dienen dem Könige und fechten für uns.«

Darauf wandte er sich zu seinem Nachbar: »Ich sage dir's, Klaus, er ist die Krone von den Menschen! Gevatter Matthieu und Heinz hätten sich wohl um ihr Bischen Hab und Gut prozessirt, wenn er sie nicht durch seine liebreichen Vorstellungen verglichen und zu Freunden gemacht hätte.« — »Ja, und erinnerst du dich noch, wie herzlich er sich der Frau und Kinder des guten armen Robert (Gott hab' ihn selig) annahm, und wie er weinte, als er den Jammer sah?«

»Ach!« — sagte Christoph, — »'s ist ein Mann, der thut, wie er spricht; und darum behalte ich auch alle seine Predigten fast auswendig.« —

»Freunde,« — unterbrach sie der Soldat, indem er sein ausgeleertes Glas auf den Tisch setzte, — »Ihr sprecht da, hör' ich, von irgend einem braven Mann, darf ich fragen, wer er ist?« —

»Warum nicht, Kamerad, unser Pfarrer ist's!« —

»Euer Pfarrer? Und ist denn auch Alles wahr, was Ihr von ihm sagt?« —

»Wahr? Ha, wir haben noch nicht die Hälfte gesagt! Er hat seines Gleichen nicht auf Erden. Ihr glaubt's wohl nicht, aber noch keinen einzigen Prozeß haben wir im Dorfe gehabt, seitdem er in der Pfarrei ist. Er ist ein Engel unter den Menschen.« —

»Meine guten Freunde,« — fiel der Soldat wieder ein, — »gebt mir Eure Hand! Wißt Ihr, welch ein Vergnügen Ihr mir gemacht habt? Ihr rühmt einen Mann,

der mich eben wie ein Prinz beschenkt hat. Auch ich — wahrhaftig, umbringen wollt' ich den, der ihm nur im Gedanken etwas zu Leide thäte.« — Nun erzählte er, wobei er sich kaum der Thränen enthalten konnte, seine ganze Begebenheit mit dem Pfarrer. »Hättet Ihr ihn nur gesehen,« — sagte er — »wie er mir nachlief, um mir den Thaler zu geben! Hier ist er, ich will ihn nicht mit aus dem Dorfe nehmen. Kameraden, wir wollen zusammen essen, mit der Bedingung, daß wir Alle auf seine Gesundheit trinken.«

Alsobald befahl er dem Wirthe, das Abendessen aufzutragen, und das Gespräch ging fort.

»Hört, Freunde, ich hab' es eben bedacht; ich kann diesen Ort nicht verlassen, ohne meinen guten Pfarrer besucht zu haben. Ich bin unzufrieden mit mir selbst; ich habe ihm nicht genug gedankt; aber jetzt ist's spät; ich will diese Nacht hier schlafen.« —

»Und warum nicht diesen Abend noch? Der Besuch von einem so braven Kerl, als Ihr seyd, ist ihm immer angenehm; ich stehe dafür, er giebt Euch Abendessen und Nachtquartier mit Freuden. Der arme Mann! er hat ein Paar höchst bösartige Neffen, die ihn quälen und nie genug von ihm kriegen können.« —

»Was, sie quälen ihn? Ha, sie sollten mir einmal in den Wurf kommen, ich wollte sie. — »Nun will ich den Augenblick zu ihm gehen, aber wer weis't mich zurecht?« Die Bauern erboten sich, ihn hinzubringen.

Als sie an die Thüre des Pfarrhauses kamen, klopften sie an, aber Niemand antwortete ihnen; sie klopften noch einmal, aber umsonst.

»Wie?« — sagte einer der Bauern, — »was mag dieß bedeuten? Ich muß gestehen, das Ding kommt mir fast verdächtig vor.« —

Sie klopften nun mit größerer Gewalt, aber Alles blieb stille; selbst den großen Hund hörte man nicht bellen. Ihre Besorgnisse vermehrten sich. — »Wirklich dieß ist sehr sonderbar! Er ist um diese Zeit immer zu Hause, wir müssen nothwendig wissen, wie das ist.« — »Nun, wenn uns Keiner aufmachen will, meine Freunde, so weiß ich keinen andern Rath, als daß wir die Thür aufbrechen,« — und damit rannte der Soldat ohne viele Umstände die Thüre ein. Er ging zuerst hinein in's Haus. Gott! welch' ein Anblick! Ein Mann an einem Balken aufgehenkt. Er läuft zu ihm hin, und erkennet den guten Pfarrer.

Unbeschreiblich ist seine Bestürzung; er bemerkt noch einige Zeichen von Leben, schneidet schnell den Strick ab, nimmt ihn in seine Arme, und wendet Alles an, ihn wieder in's Leben zurückzubringen. »Ich höre ein Geräusch,« — sagt er — »verschließt die Thüre, und sorget für diesen guten Mann; ich will unterdessen die Bösewichter züchtigen, die ihn so gemißhandelt haben.« Er sieht den Hund todtgeschlagen, geht die Treppe hinauf, in des Pfarrers Zimmer, und findet hier drei Bösewichter, die sich zu verstecken suchen. Da sie sich entdeckt sehen, fassen sie den Entschluß, mit ihren Dolchen über den Soldaten herzufallen.

»Ihr Bösewichter!« — rief er, ohne sich durch ihre Zahl schrecken zu lassen, — »was that euch der rechtschaffene Mann, daß ihr so mit ihm umginget?« — und damit stieß er sogleich den einen Mörder nieder, bemächtigte sich darauf der beiden andern, und nachdem er den einen derselben schwer verwundet hatte, schleppte er sie hinunter.

Der arme Pfarrer war unterdessen wieder zu sich

gekommen. »Meine Neffen,« — rief er, — »und, o mein edler Retter!« — »Ihre Neffen? die Ungeheuer! den Augenblick will ich sie der Ortspolizei in die Hände liefern.« Vergebens bat ihn der edle gütige Onkel um Mitleiden gegen seine strafbaren Neffen. Das ganze Dorf hatte sich jetzt um das Haus versammelt. Die Mörder wurden den Händen der Gerechtigkeit überliefert, und litten die Strafe, die ihr schwarzes Verbrechen verdiente.

Der Pfarrer wollte seinen Retter nicht von sich lassen. »Meine Dankbarkeit,« — sagte er — ist unaussprechlich. Ihr seyd mein Freund, mein Herzensverwandter, Retter. Ihr habt mich, durch Gottes Beistand, vom Tode errettet, und nie wollen wir uns trennen.« Der gute Mann eilte, den würdigen Soldaten loszukaufen und von der Zeit an blieben sie immer zusammen.

Der Pfarrer erinnerte sich nie seiner ersten glücklichen Zusammenkunft mit ihm, ohne die Alles lenkende Vorsehung Gottes anzubeten; und der Soldat, von dem Ungemache und den Beschwerden des Kriegslebens befreit, hatte das Vergnügen, ein Zeuge und Theilnehmer guter Handlungen zu seyn, die ihm seinen neuen Freund und Wohlthäter immer theurer und ehrwürdiger machten. —

So belohnte die Vorsehung eine Wohlthat, die einem Dürftigen erzeigt wurde, durch eine weit größere von diesem. Sie wollte einen Mann erhalten, der in Gefahr stand, in wenigen Stunden sein Leben zu verlieren; zugleich aber auch dadurch einen andern in solche Verhältnisse bringen, die seinen gegenwärtigen Zustand verbessern konnten.

13. Rosalie, oder die Kraft des kindlichen Gebetes.

„Das Gebet hat Wunderkraft,
Bändigt selbst die Leidenschaft.“

I.

In einem armen Fischerdorfe, auf der Insel Sizilien, unweit von dem im Alterthume so hoch berühmten Syrakus, lebte Geromino. Seine Nachbarn liebten ihn nicht; es war auch schwer, ihn zu lieben; denn sein Gemüth war trotzig und feindselig; Gutes konnte man von ihm nicht hören, wohl aber viel Böses; er war öfters des Raubes, ja sogar des Mordes verdächtig geworden; allein seiner Schlauheit war es immer gelungen, sich vor dem Gerichte, das ihn öfters eingezogen, wenigstens nothdürftig zu rechtfertigen. Er trieb das Gewerbe eines Fischers; es hätte ihn nähren können, wenn er nicht in Spiel und Trunk das vergeudet haben würde, was er mühsam aus dem Verkaufe seiner Fische erlöset hatte. Darum war auch immer Noth und Armuth in seiner Hütte. —

So sehr die Nachbarn Geromino scheuten und fürchteten, so sehr liebten und bemitleideten sie Veronika, sein Eheweib. Veronika war in allen Stücken das Widerspiel ihres Gatten. Liebreich und freundlich war sie gegen Alle und stets bereit, dem zu helfen, der ihrer Hülfe bedurfte. Mit dem größten Fleiße und der äußersten Anstrengung suchte sie die Verschwendung des Mannes gut zu machen und sich und ihr Kind ehrlich zu ernähren, und niemanden durch ihre Armuth zur Last zu fallen. In stiller treuer Frömmigkeit gab sie Allen ein Muster; das Leiden

und das Unglück ihres Ehestandes trug sie mit der rührendsten Geduld und der beharrlichsten Standhaftigkeit. Man wußte im Dorfe wohl, wie sie von ihrem Manne behandelt wurde; aber von ihr hörte niemand eine Klage, nie ein Murren. Fragte sie dann zuweilen eine mitleidige Nachbarinn verwundert: »Veronika, wo nimmst du die Kraft her, dieß alles zu ertragen?« so antwortete sie demüthig: Wenn mir die Last des Leidens zu groß werden will, so bete ich zu Jesu, dem Gekreuzigten, und er stärkt mich; weiß ich doch, wo ich mir Freude und Trost holen kann, und lächelnd in ihrem Schmerzen drückte sie dann ihr Töchterlein Rosalie ans Herz. Das war ihr Trost. Rosalie, einer Lilie gleich, wuchs an dem Herzen der Mutter auf, voll Unschuld und stiller Liebenswürdigkeit. Mit der reinsten Liebe hing Veronika an ihrem Töchterlein und freute sich der schönen, lieblichen Blüthe, der hohen Frömmigkeit und der stillen Ergebung, die sich in ihren kindlichen Worten und Werken oft auf das rührendste aussprachen; dagegen schloß sich auch Rosalie mit gleicher Zärtlichkeit an ihre gute Mutter; mit scheuer, furchtsamer Liebe nahte sie sich aber ihrem Vater, der in seiner düstern Gemüthsart, gleichgiltig und kalt Rosaliens kindliche Liebkosungen aufnahm oder sie gar rauh und unfreundlich zurück wies. »Ach, klagte dann oft die Kleine mit Thränen in den Aeuglein, ach Mutter! der Vater liebt mich nicht; er liebt mich nicht, wie du mich liebst!« Er liebt dich gewiß, tröstete dann die Mutter, aber mit bekümmertem Herzen; er liebt dich so sehr, als ich: er kann es nur nicht so zeigen, höre nie auf, ihn zu lieben, ihm dankbar und gehorsam zu seyn und für ihn zu beten. Rosalie schloß

sich desto inniger an ihre Mutter an, und es schien, als wachse mit dieser Liebe in ihrem Herzen zugleich die Liebe gegen den Vater, obgleich sich dieser in seinem mürrischen, kalten Betragen gegen Weib und Kind sich gleich blieb. Das Kind konnte ja nicht anders; es sah die stille, aufopfernde Liebe der Mutter zum Vater, die nichts unterließ, die kindliche Liebe zu ihm zu nähren und zu stärken. Rosalie hatte Geromino geliebt, wäre er auch nicht ihr Vater gewesen; sie hätte ihn geliebt, weil ja die Mutter so sehr ihn liebte. So lebten die Beiden still und ruhig: Veronika fand in den Sorgen der Wirthschaft und in der Erziehung der Tochter Zerstreuung und Linderung ihres Kummers. Abends saß sie vor der Hütte auf der Bank, die von üppigem Weinlaube umrankt war. In diesen Stunden — es waren ihre liebsten — redete sie mit Rosalien von dem dreinigen Gotte und seiner Liebe; sie wiederholte dem Töchterlein, was letzthin der Mund des Priesters von der göttlichen Lehre verkündet hatte. Sie suchte in das junge, weiche Herz des Kindes, die Blume der Liebe und des Vertrauens zu pflanzen. Sie freute sich des hellen Verstandes der Kleinen, ihres frommen, dankbaren Sinnes, womit sie gelobte, ihren Herrn und Heiland, Vater und Mutter zu lieben bis zum letzten Schlage ihres Herzens. Voll der süßesten Hoffnung drückte dann die Mutter das geliebte Töchterlein an sich und freute sich des Trostes, den ihr der Himmel gegeben; doch mitten in der stillen, mütterlichen Lust tauchte dann der Schmerz auf und ihr Auge schweifte sorgenvoll über die See hin, wo Geromino schiffte. Seine Rauheit und Wildheit schien ihr doppelt schmerzlich, doppelt gefährlich, wenn sie das reine, liebende Ge=

müth Rosaliens betrachtete. Der Gedanke, was wird aus ihm, was aus Rosalien werden, wenn sie, die Mutter, sterben sollte, erfüllte ihr Herz mit tiefem Kummer. Und dennoch — so ist die treue Liebe der Gattinn — sah sie ihn stets mit Freude kommen, und ging ihm freundlich entgegen, wenn er von dem Meere mit dem vollen Netze heimkehrte. Rosalie küßte dann des Vaters Hand, während ihm Veronika mit freundlichem Gruße die Bürde abnahm und die Fische zum Abendbrod zurichtete. Geromino nahm nur mit kaltem, rauhem Danke der Gattinn und des Kindes Liebkosungen an; er eilte zu essen, um schnell wieder zu seinen rohen Gesellen zu kommen, mit denen er die Nacht in Spiel und Schwelgerei zubrachte. Ach, mit welchen Sorgen schaute ihn dann Veronika nach.

So hatte das treue Weib zwölf Jahre lang die Last einer harten Ehe geduldig und mit Gottes Gnade ertragen; ihr Geist blieb stark, allein ihr Körper wurde schwächer, wurde siech. Als sie eines Tages Holz aus dem benachbarten Walde zu ihrer Hütte tragen wollte, fiel sie in der Dämmerung über einen Feldstein, sank zusammen, und verwundete sich bedeutend. Ohnmächtig wurde die Arme in ihre Hütte von den Nachbarn getragen. Sie litt große Schmerzen und wurde von Stunde zu Stunde immer schwächer; sie verlangte mit den heiligen Sakramenten versehen zu werden; es geschah und sie empfing den Herrn mit der Inbrunst und der Hoffnung eines liebenden Christenherzens.

Abends kam Geromino von der See nach Hause; bei dem Anblick seines leidenden, fast schon sterbenden Weibes, zeigte sich seit Jahren zum Erstenmal

der Gram auf Geromino's Gesichte, das sonst nur düsterer Trotz oder die wilde Freude der Lust belebt hatte. Mit Gram und Schrecken trat er zu ihrem Lager; tröstend stammelte sie ihm einige Worte zu; mühsam suchte sie ihre Kräfte zu sammeln, und winkte den Umstehenden sie zu verlassen.

Geromino, sprach sie sanft: Geromino, der Herr will mich abrufen aus diesem Leben; es ist ein hartes Leben gewesen, du weißt warum; ich mache dir keine Vorwürfe, fuhr sie rührend fort; ich danke dir herzlich für das Gute, das du mir gegeben; das Böse habe ich dir immer gerne, gerne verziehen; für deine Fehler hatte ich nur Thränen und Gebete. Geromino, mit schwerem Herzen lasse ich dich allein; dich und unsere Rosalie, die mein Trost war in den Leiden meines Lebens; o Geromino, erbarme dich meiner und ihrer; sey ihr ein liebevoller Vater; sey ihr Vater und Mutter zugleich; schütze sie vor Sünde und Laster; halte sie lieb, wie das Licht deines Auges; laß sie niemals von dir. O Geromino, habe mit uns Beiden Erbarmen, und versprich es mir, deinem sterbenden Weib. Geromino gelobte es bewegt; Veronika athmete tief auf; Geromino, begann sie wieder mit großer Anstrengung: du wirst dein Weib auf ihrem Todbette gewiß nicht belogen haben; aber es liegt mir noch etwas auf dem Herzen, und hat mich geängstigt mein Lebenlang, und mehrt meine Angst und meine Schmerzen in der Stunde des Sterbens. Es ist dein Seelenheil, o Geromino, dein Seelenheil! das Leben, das du jetzt führst, führt dich nicht zum Himmel; du betest nicht, du gehst nur dann in die Kirche, wenn es seyn muß; du spielst und trinkst, und gehst Dingen und Gesellschaften nach, die dich um Hab und Gut, um deine

Ehre und dein Lebensglück, ach, auch um die Gnade des Herrn gebracht haben. Mit Schrecken und Bekümmerniß sah ich dich in den Beichtstuhl treten, denn ohne Reue und Buße gingst du heraus. Angst und Zittern fühlte ich allemal, wenn du zum Tisch des Herrn tratest, denn ach, wie oft wirst du Ihn zu deinem Tod genossen haben. O Geromino, laß ab, laß ab, da es noch Zeit ist; laß ab von deiner Gesellschaft und den bösen Dingen, die du im Verborgenen treibst; o Geromino, wende dein Herz zum Gebet und zum Leiden des Erlösers; versprich es mir, deinem sterbenden Weibe, das dich gewiß geliebt hat; sieh, wie mich die Angst quält; mache mir das Sterben leichter als das Leben; o Geromino, um Gottes willen, versprich es mir, gieb mir deine Hand. Geromino reichte ihr widerstrebend die Hand. Da zuckte Veronika zusammen. Wehe, rief sie, es ist nur zu wahr, an deiner Hand klebt Blut. Geromino fuhr erschrocken zusammen; sein bleiches Gesicht verzerrte sich fürchterlich; sein Auge rollte: »Weib, schrie er, noch sterbend quälst du dich und mich.« — Veronika aber hielt seine Hand umschlossen und mit dem Ausdruck der innigsten Wehmuth und des tiefsten Schmerzens schaute sie ihn mit den schönen zum Letztenmal in Schmerzensgluth aufleuchtenden Augen an. Geromino, Geromino, flehte sie, kehr um! Aber Geromino der Sünder, konnte nicht den Blick, nicht das Wort der Sterbenden ertragen; entsetzt riß er sich los und stürzte heulend in nie gefühlter Angst und Qual zur Thüre hinaus. Das treue Weib aber breitete die Arme nach ihm aus, mit verhallender Stimme rief sie dem geliebten Gatten. Voll unendlichen Schmerzens sank sie zurück auf ihr Lager. O Jesu,

flehte sie, Du mein Alles, sey ihm gnädig und errette ihn; laß Du mich leiden für ihn, wenn es seyn darf.

Da trat durch des Vaters Geschrei erschreckt, Rosalie ein. Sie schluchzte laut. Rosalie, begann jetzt die Mutter, weine nicht, weine nicht, mein Töchterlein, mit Schmerzen scheide ich von dir, die du die Freude und der Trost meines Lebens warst: doch nicht ohne Hoffnung, denn ich vertraue fest dem Herrn, daß er Sich in Seiner Erbarmniß deiner annehmen werde; sey eifrig und unermüdet Ihm zu dienen; sey Ihm treu in Leiden und Freuden; sey vor Allem eifrig im Gebete; o Rosalie, du mußt viel beten; du mußt beten für deine Mutter, vor Allem für deinen Vater; wenn du Morgens erwachst, so sey dein Erstes, für das Heil deines Vaters zu beten; schließe nie dein Auge zum Schlummer, ohne dein letztes Gebet für Segen um deinen Vater zum Himmel gesandt zu haben; liebe deinen Vater, wie du mich geliebt hast; verlasse ihn nie; hast du ihn verloren, so suche ihn, suche ihn, bis du ihn gefunden; theile Alles mit ihm, nur die Sünde nicht; harre aus bei ihm, bis an sein Ende als ein treues, gottliebendes Kind. Ich werde vor Gott beten, beten für euch Beide, und ich vertraue, daß ich erhört werde. Sie wurde schwächer; noch einmal verlangte sie zu trinken, sie seufzte auf, und die erlöschenden Blicke von dem Bild des Gekreuzigten auf Rosalien wendend, schlief sie ein in dem Herrn.

Laut jammernd warf sich Rosalie über die geliebte Mutter, und drückte die gebrochnen Augen ihr zu; im stummen Schmerzen gleitete sie die Mutter zum Grabe; Geromino wurde nicht gesehen.

Nach drei Tagen kehrte Geromino zurück, düsterer als je; Rosalie eilte ihm entgegen mit Thrä-

nen und hoffte von ihm Trost; er empfing sie mit gewohnter Kälte. Die natürliche Rohheit seines Wesens schien nach Veronikas Tode noch härter hervorzutreten. Sichtbar war es, daß in seinem Innern ein gewaltiger Kampf tobte; ganze Nächte blieb er aus und streifte umher; die innere mahnende Stimme suchte er durch unmäßiges Trinken und Spielen zu betäuben; seine Fischerei vernachlässigte er ganz; um Rosalien schien er sich nicht zu kümmern; das Kind litt und weinte der Thränen viel; die guten Nachbarn trösteten sie, so gut sie konnten, und nahmen sich ihrer an; sie speis'ten und tränkten die Arme, die sonst hätte erhungern müssen. — Mit Geromino kam es immer weiter; sein kleines Vermögen, das Veronikas Fleiß und Häuslichkeit mühsam zusammen gehalten hatte, schwand mehr und mehr; die Schuldner drängten so, daß sein Gütlein verkauft wurde. Geromino schien dieß mit Gleichgiltigkeit zu sehen; sein Entschluß war gefaßt; er, begabt mit einer schönen Stimme und des Citherspielens kundig, wollte als Musikant im Lande herumziehen, und durch Singen sein Brod verdienen; er kaufte sich mit dem Reste seines Geldes einen Maulesel und machte sich mit Rosalien auf den Weg. Eine Nachbarinn hatte sich erboten, Rosalien als Tochter anzunehmen; doch wider Vermuthen und zur Verwunderung Aller schlug es Geromino aus; mit Schmerzen und Thränen schied Rosalie von der Heimath; mit Zorn und Ingrimm schaute Geromino hin, wo sein Häuslein, wo Veronika lag, das treue Weib. —

So zog er jetzt im Lande herum von Dorf zu Dorf, von Markt zu Markt; er verdiente sich viel durch sein gutes Citherspiel, das Rosalie mit ihrer zar-

ten, reinen Stimme begleiten mußte; aber es reichte nicht hin, seine unmäßige Trinklust und Spielsucht zu befriedigen; daher stieg seine Uebellaune und die Düsterheit seiner Seele, während er im Singen und Spielen sein gramvolles Herz zur Fröhlichkeit zwingen mußte. Das mußte Rosalie gar oft entgelten; das arme Kind litt schwer; sie dachte an die Liebe der Mutter, und wenn ihr dann die Rohheit und Kälte des Vaters doppelt schwer fiel, so war es dann auch eben diese Liebe zur Mutter, die ihr Alles leicht machte. Nie vergaß sie, was sie der sterbenden Mutter gelobt hatte; sie betete eifrig für des Vaters Heil, sie duldete, schwieg und bot Alles auf, seinen Trübsinn durch ihre kindlichen Liebkosungen zu mindern; doch Geromino blieb sich immer gleich kalt, ernst, tadelsüchtig, wie er war, schien er sie als eine Last zu betrachten, die ihn hinderte, mit voller Zügellosigkeit sich seinem wilden Leben hinzugeben. —

So saßen einst die Beiden in dem Garten eines unweit von Catania gelegenen Dorfwirthshauses; es war Jahrmarkt gewesen, und Geromino hatte gute Erndte gehabt. An ihrer Seite hatte sich mit seinem Weibe Nikolo gelagert, ein Gauner, der mit seinen Gaukeleien und Kunststücken, wie Geromino, den Jahrmarkt besucht hatte. Nikolo und Geromino begannen zu spielen. Eine interessante Gruppe. Rosalie und Giacomo, des Wirthes Söhnlein, saßen im Schatten von blühenden Orangen; Giacomo war eifrig bemüht, im Garten und auf der Wiese Blumen zu sammeln und Rosalien zu bringen, die sie dann in Sträußlein band. Aber, fing jetzt der Kleine an, Rosalie, wie viel Sträuße bindest du denn? Eins, zwei, drei, vier, fünf! Warum so viele? Ich brauche

sie alle, versetzte Rosalie: der mit Lilien und Rosen gehört der heiligen Mutter Maria; der mit den Nelken und Narzissen gehört meiner Schutzpatroninn, der heiligen Rosalie zu Palermo; der mit den Vergißmeinnicht und den weißen Röslein meiner Mutter seliger; den mit den Sonnenblumen und den Levkoien gebe ich dem Vater, und den mit dem Jasmin und den Gänseblümlein, den sollst du haben. Schönen Dank, rief Giacomo fröhlich; ich will ihn gleich der Mutter zeigen, und eilte ins Haus. Rosalie aber stand auf und nahte sich mit dem Strauße dem Vater.

Ein schroffes Gegenbild zur kindlichen Unschuld Rosaliens und Giacomos saßen an einem mit Weinflaschen bedeckten Tisch Geromino und Nikolo, und würfelten. Ihre Augen funkelten, ihre Wangen glühten; aus ihrem Munde kam beim Glücke bald der wilde Ruf der Freude, bald ein böses Fluchwort, wenn die Würfel nicht nach Wunsche fielen. An Nikolos Seite saß sein Weib Perpetua, füllte die Gläser, und beobachtete mit spähenden Augen den Gang des Spieles. — Geromino verlor mehr und mehr; seine Leidenschaft nahm ihm alle Besinnung, er spielte fort und verlor Alles; sein Geld, sein Maulthier. So eben hatte er seine Cither, das Letzte auf das Spiel gesetzt und eingebüßt, als sich Rosalie nahte, und mit schüchterner Freude ihm das Sträußlein anbot; unmuthig stieß sie der Vater zurück; trauernd wollte sich Rosalien entfernen. Halt, rief der Vater, riß ihr das silberne Kettlein vom Halse und warf es auf den Tisch. »Was soll es gelten Nikolo?« Einen halben Skudi, rief der, und nach zwei Würfen schob er die gewonnene Kette seinem Weibe zu. »Sieh da, ein Andenken von Geromino, spöttelte

diese, ich will es werth halten.« Mit Thränen in den Augen sah es Rosalie, die Kette hatte ihre Mutter getragen. Geromino aber kam in Wuth, sein Auge rollte; er bemerkte ein Ringlein an Rosaliens Finger; mit Hast riß er es herab und warf es vor Nikolo; Rosalie schluchzte laut und bat kniefällig, ihr das letzte Andenken der Mutter zu lassen. Aber Geromino's Ohren waren solchem Bitten taub. Du sollst ihr das Ringlein lassen, rief der kleine Giacomo und stellte sich trotzig an Rosaliens Seite; aber ein Stoß des würfelnden Geromino warf ihn ins Gras; und in selbem Augenblicke schob Nikolo das Ringlein an Perpetuas Finger. Mit einem fürchterlichen Fluchworte fuhr jetzt Geromino auf, und rannte wie wüthend im Garten herum. Mit Hohn schaute ihm Nikolo nach. Perpetua suchte Rosalien zu trösten, die weinend mit Angst und Scheu mit starren Blicken ihren Vater beobachtete. — Höre, Nikolo, begann jetzt leise Perpetua, wie wär' es, wenn wir ihm das Kind abschwätzten? Das Mädchen hat eine helle Stimme, ist schön — du verstehst mich! Beifällig nickte dieser mit dem Kopfe und suchte Geromino auf, der sich voll Mißmuth und Zorn in den Schatten eines Baumes geworfen hatte. »Geromino, begann jetzt Nikolo, der Tag war heute dir nicht günstig; doch kann er dir noch viel Glück bringen. Höre mich; du hast kein Weib mehr; dein Kind kann dir wenig helfen, im Gegentheil, es muß dir eine große Last seyn auf deinen Wanderungen. Gieb mir deine Rosalie; meine Perpetua wird mütterlich für sie sorgen.« »Nein, rief Geromino wild: du sollst sie nicht haben. — Doch — fuhr er nach einer Pause fort — womit soll ich sie jetzt nähren? Bin ja

jetzt ein Bettler. Was giebst du mir dagegen?« »Eine Zechine; gewiß genug für die Last, die ich mir dadurch auflege! Ich will drei Zechinen, meine Cither und meinen Esel!« »Das ist viel, doch du sollst es haben.« — Rosalie hatte voll Schrecken und Angst dem abscheulichen Handel zugehört; kniefällig flehte sie ihren Vater, er möchte der Mutter eingedenk seyn, und sie doch nicht verstossen. Umsonst! In der Trunkenheit, den Thieren gleich, hatte sich Geromino alles Menschengefühles entkleidet. Geh, geh, rief er ihr zu, dort hast du es besser, als bei mir. Perpetua und Nikolo suchten Rosalien zu trösten, und trafen eilends Anstalten abzureisen; sie mochten vielleicht fürchten, Geromino könnte durch das Weinen und Bitten seines Töchterleins erweicht werden. Jammernd streckte Rosalie vom Wagen herab noch einmal die Hände gegen den Vater aus, der mit gläsernen Augen ihr nachstarrte, gleich, als wüßte er nicht wie ihm geschehen sey, und fortsoff, bis er alles Bewußtseyns ledig ins Gras sank.

Rosalie führte bei den Beiden ein trauriges Leben. Perpetua und Nikolo hatten anfangs Alles aufgeboten, um sie zu trösten und aufzuheitern, sie hatten ihr das Ringlein und Kettlein und viele Schmeichelworte dazu gegeben; allein es kam bald anders. Nikolo und Perpetua führten ein Gaunerleben; sie stahlen und betrogen, wo sie nur konnten; sie suchten Rosalien dazu abzurichten und zu gebrauchen. Doch mit größtem Eifer widersetzte sich das Mädchen und erklärte, lieber zu sterben, als sich zu solchen Dingen hergeben zu wollen. Da kamen Schläge. Rosalie litt viel; aber sie zeigte so viele Standhaftigkeit und einen für ihr Alter ungewöhnlichen Muth, daß Nikolo

und sein Weib nachgeben mußten; sie begnügten sich mit dem Gewinne den ihnen Rosaliens schöne Stimme gewährte, und hofften, die Zeit und ihr Unterricht werde das eigensinnige Köpflein schon zum Bessern bekehren. Rosaliens Gesundheit aber litt sehr unter den Anstrengungen des fast immerwährenden Herumstreifens und durch den Kummer ihres Herzens; mehrmals hatte sie versucht zu entfliehen; allein die Wachsamkeit der beiden Gauner war zu groß, und solche Versuche wurden von ihnen auf das schmerzlichste und strengste geahndet. Rosalie aber hoffte von Gott Erlösung und betete eifriger als je um Rettung aus den Händen dieser Bösen. Mit Schmerzen gedachte sie dabei ihres Vaters, mit Wehmuth und Sehnsucht ihrer Mutter. Die Lehren und Ermahnungen, die sie auf dem Sterbebette von ihr empfangen, trugen nicht wenig bei, ihren Muth aufrecht zu halten.

Eines Abends kamen sie auf ihren Streifereien in die Nähe eines Schlosses; Nikolo trennte sich von ihnen, und ließ Perpetua und Rosalie mit dem Bedeuten zurück, auf ihn zu warten. Gegen Mitternacht kam er schwer beladen zurück; Perpetua und Rosalie mußten ihm einen großen Theil der Last abnehmen. Sie eilten weiter; der Weg führte sie durch enge Pfade und Abgründe, aber sie hatten noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als Hundegebell und Flintenschüsse drohend hinter ihnen erschollen. Wir sind entdeckt, schrie Nikolo, eilt, eilt. Rosalie, das schwache, kränkliche Mädchen vermochte nicht, mit ihnen gleichen Schritt zu halten. Nikolo trieb sie drohend und scheltend, ja mit Schlägen zur Eile an. Rosalie that ihr Aeußerstes; allein ihre Schwäche war zu groß; sie sank erschöpft zusammen; zürnend

riß sie Nikolo auf; umsonst — nichts halfen Bitten, nichts Schläge. Nikolo versuchte, sie auf seinen Schultern fortzuschleppen. Die Verfolger kamen immer näher, man hörte ihr Geschrei; Schüsse fielen auf Schüsse; Nikolo keuchte unter der doppelten Last; da schlug eine Flintenkugel dicht neben seiner in das Gebüsch; Nikolo stand, wider Willen, entsetzt still. Rette dich, rette dich, schrie Perpetua, laß das Mädchen! »Sie wird uns verrathen, rief Nikolo fast zur Verzweiflung durch Angst und Zorn gebracht; dicht neben seiner war ein Abgrund, auf seiner Ferse die Verfolger, er selber fast erschöpft an Geist und Körper. Ein fürchterlicher Gedanke durchzuckte sein Herz. Besser, es stirbt Eines, als zwei, murmelte er düster vor sich, packte die zitternde Rosalie mit gewaltiger Kraft, warf sie in den Abgrund und eilte, wie von Teufeln gejagt, mit Windesschnelle in den Wald, Perpetuen nach.

II.

Des Morgens nach diesem schrecklichen Ereignisse zog ein Franziskaner, zur Sammlung freiwilliger Gaben ausgesendet, denselben Weg; die Hitze des Tages hatte ihn durstig gemacht; er suchte sich mit Erdbeeren zu laben, die hie und da purpurroth unter dem dunkelgrünen Laube hervorglänzten. Im Suchen eifrig, doch im Finden weniger glücklich, entfernte er sich mehr und mehr von der Strasse und stieg tief und tiefer hinab in den Grund, wo er, wie er glaubte, wenn nicht Erdbeeren, doch gewiß eine Quelle zu treffen seyn mußte. Wie wurde es ihm aber, als er ein zartes kaum eilfjähriges Mädchen in dem Buschwerke liegen sah! Ihre Kleider waren zerrissen, doch

ihre Züge zart und schön; ihre Augen hatten sich geschlossen und Leichenblässe deckte das liebliche Gesicht. Erstaunt und bestürzt blieb der Mönch einen Augenblick stehen; doch voll Mitleiden untersuchte er alsobald, ob noch in ihr ein Leben zu treffen sey; mit Freuden entdeckte er noch schwache Spuren. Er wusch ihre Stirne mit Balsam, den er, den gutmüthigen Landleuten zum Geschenk, immer mit sich führte, und bald färbte ein schwaches Roth die bleichen Wangen; sie schlug die Augen auf und starrte verwundert den fremden Mönch an. — Es war Rosalie. — Der gute Mönch sah wohl, daß hier nicht Zeit zu neugierigen Fragen sey, sondern nahm Rosalien auf seine Schultern, tröstete und versprach ihr, sie in ein benachbartes Kloster zu bringen, wo ihr gewiß alle Hülfe zu Theil werden würde. Das stärkte Rosalien ungemein; mit größter Aufmerksamkeit horchte sie den Tröstungen des guten Paters zu, der über ihr trauriges Geschick das größte Mitleid kund gab; nicht ohne Mühe erreichten sie das Kloster. Dort fand sie wie der Mönch gesagt hatte, die liebreichste Aufnahme bei den Frauen des Klosters. Sie bedurfte derselben; denn gleich darauf befiel sie in Folge ihrer Leiden ein heftiges Fieber, dessen Gefahr nur ihre Jugend und die sorgsame Pflege der Frauen abwandten.

Rosalie war genesen und wunderbar fühlte sie sich erleichtert in dem Kreise der guten frommen Frauen. Mit kindlicher Herzlichkeit dankte sie auf das innigste und bat nur, sie nicht aus dem Kloster zu entlassen, sie könne singen und arbeiten: gerne wolle sie Alles, Alles thun, was nur in ihren Kräften stünde, um kein unnützer Gast dem Kloster zu seyn. Ihre Bitte wurde leicht erhört. Den Frauen gefiel das

stille, demüthige Betragen des Mädchens; die Geduld, mit der sie die großen Schmerzen der Krankheit ertragen, hatte ihre Bewunderung erregt; ihre traurigen Schicksale, der Tod der Mutter, des Vaters Verkauf, Nikolos versuchter Mord — alles dieß hatte ihre Herzen zum Mitleiden und zum Glauben gebracht, daß Gottes Auge mit besonderer Liebe über die Kleine wache.

Die Tage der Trauer schienen jetzt für Rosalien vorüber zu seyn; in der Mitte ihrer Wohlthäterinnen lebte sie auf das Neue auf. Die Frauen des Klosters unterrichteten sie mit Eifer, und hatten alle Ursache mit Rosaliens Fleiße und Fortschritten zufrieden zu seyn. Vor allen nahm sich die Abtissinn des Klosters mit mütterlicher Liebe der Verlassenen an; sie freute sich der Blüthe der Tugend, die sich so herrlich in ihr entfaltete, und des demüthigen, frommen Sinnes, der sich in Wort und That bei ihr äußerte; klar und offen lag auf den sanften, lieblichen Zügen ihres Antlitzes die Unschuld und die Duldsamkeit eines in frühester Jugend schwer geprüften Herzens. Bald wurde sie der Liebling der Abtissinn und nimmer ließ sie diese von ihrer Seite. »Ich will dem Himmel, sagte die Abtissinn öfters, in Rosalien eine Lilie erziehen und dem Kloster eine Rose.«

Unter den Augen der edlen Frauen nahm Rosalie zu an jeder Tugend ihres Geschlechts. Wie oft dankte sie dem Himmel, daß er ihr solche liebende, treue Wohlthäter gesendet habe. Das Bild der sterbenden Mutter trug sie immer in ihrem Herzen, und ihre Lehren und Ermahnungen befolgte sie mit heiliger Ehrfurcht. Eifrig war sie im Gebete und brünstiger als je, flehte sie zu Gott um das Heil ihres Va-

ters. Eine seltsame Sehnsucht ergriff dann ihr Herz. Die Worte der sterbenden Mutter: »Weiche nie von deinem Vater, suche ihn, wenn du ihn verloren hast,« klangen dann, wie von Engelslippen mit sanftem Vorwurf gesprochen, in ihrer Seele. Oft fühlte sie sich, wie von einer geheimnißvollen Macht angetrieben, das Kloster zu verlassen, und hinaus zu gehen in alle Welt, den Vater zu suchen. Sie verhehlte ihrer mütterlichen Freundinn, der Abtissinn, den Zustand ihres Herzens nicht; diese suchte sie liebreich zu trösten, und stellte ihr mit Ernst und Würde die Gefahren vor, denen sie sich, eine kaum fünfzehnjährige Jungfrau, auf solche Weise preisgeben würde, und versprach ihr, so viel es in ihren Kräften stünde, um Geromino Nachforschungen anstellen zu lassen. Rosalie konnte ihr nicht Unrecht geben, allein die Unruhe ihres Herzens wurde nicht gestillt. —

Früher aber als die Abtissinn, als selbst Rosalien gehofft haben mochte, trat die Zeit ein, wo Rosalie das Kloster verlassen und in das Weltleben zurückkehren sollte. — Die Abtissinn wurde unvermuthet von ihrem einzigen Bruder besucht. Marchese Antonio — so hieß er — war ein glücklicher Gatte und Vater. Anna, seine Gemahlinn, und Vittoria, seine einzige Tochter, hatten ihn begleitet und wurden von der frommen Frau mit höchster Liebe und Freude aufgenommen. Im Kloster wurde Alles aufgeboten, um solchen hohen Gästen die gebührende Ehre zu erweisen und ihnen jene Freuden und Vergnügungen zu verschaffen, die nur immer ein Frauenkloster darbieten konnte. Den Verwandten der Abtissinn konnte Rosalie nicht unbekannt bleiben. Voll Mitleiden vernahmen sie das unglückliche Geschick der Armen, und bezeigten ihr die lebhafteste

Theilnahme. Besonders war es Vittoria, die vor allen andern Rosalie liebgewann. Sie waren in einem Alter; aber von verschiedener Gemüthsart. Vittoria lebhaft, munter und immer in Bewegung und Thätigkeit; Rosalie aber sanft, stille und die Einsamkeit und das Nachdenken liebend. Dennoch hatten sie sich in kurzer Zeit so liebgewonnen, als wären sie Schwestern. Sie sangen und spielten mit einander; sie besuchten mit einander die Spaziergänge des Klosters und theilten alle Freuden mit größter Herzlichkeit. Mit Freuden sahen dieß die Eltern und nicht ohne Absicht; sie wünschten der lebhaften, unruhigen Vittoria in Rosalien eine sanfte, stille Freundinn zu geben; Rosaliens frommer, demüthiger Sinn konnte nur günstig auf Vittorias lebhafte Gemüthsart einwirken, und ihr jene Milde und Ruhe geben, welche eine Jungfrau so sehr auszeichnet. Marchese Antonio entdeckte seinen Wunsch der Schwester; nur ungern und widerstrebend willigte die Abtissinn ein: doch sie sah darin einen Fingerzeig des Herrn, der vielleicht auf diese Weise Vater und Tochter wieder zusammenführen wollte. Mit Trauer trennte sie sich von Rosalie; sie mußte ihr versprechen, sie jährlich zu besuchen. Mit Thränen in den Augen schied Rosalie von ihren Wohlthäterinnen und dankte ihnen noch einmal voll Innigkeit die Hände küssend, die ihr des Guten so viel gethan hatten. —

Es verflossen einige Tage, ehe Rosalie die Schmerzen des Abschiedes überwinden konnte; Vittoria tröstete und suchte sie aufzuheitern, wie sie konnte. Bald fand sich Rosalie in die neue Lage, die ihr des Guten und Angenehmen so viel bot. Marchese Antonio und seine Gemahlinn behandelten sie mit

der zartesten Güte, und liebten sie bald, als wäre sie ihr eigenes Kind. Vittoria hing mit unzertrennlicher Zärtlichkeit an ihr; Alles, was älterliche Liebe und die Freundschaft junger, unschuldiger Herzen Süßes und Liebliches hat, genoß Rosalie in reichem Maße, sie fühlte sich glücklicher als je; allein mitten unter diesen Freuden trat das Bild des Vaters vor ihren Augen; aufs neue hörte sie dann in ihrem Herzen die Bitten der Mutter rührender und dringender als je ertönen. Sie hatte gleich anfangs den Marchese gebeten, Nachforschungen über ihren Vater anstellen zu lassen; der Marchese hatte Alles gethan, doch nur ungewisse Nachrichten und leere Vermuthungen hatte man erhalten. Rosaliens stille, trübe Sehnsucht blieb sich immer gleich; aber ihr Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit und in ihm die Hoffnung wurde lebendiger als je. —

Der Marchese pflegte den Sommer auf seinen großen Gütern zuzubringen. Jetzt aber traf er Anstalt, nach Palermo zu gehen und dort dem Feste der heiligen Rosalie, der Schutzheiligen Siziliens, beizuwohnen. Dieß Fest wird zu Palermo mit der größten Pracht begangen. Vittoria hatte Rosalien so viel Herrliches und Schönes erzählt, daß diese mit größter Erwartung diesem Feste entgegen sah. War es ja das Fest der Heiligen, von welcher sie den Namen trug.

Als sie in Palermo anlangten, war die ganze große herrliche Stadt, über die sich ein ewig reiner blauer Himmel wölbt, mit Zurüstungen beschäftigt, den Triumph der heiligen Rosalie zu feiern. Die Strassen waren mit Bogen und Pyramiden geziert. Vittoria und Rosalie konnten kaum den Anbruch des Tages erwarten.

Nachmittags um fünf Uhr begann der große herrliche Zug. Er ging durch die Mitte der Stadt von dem Marino bis Porto Nuovo. Vor dem Triumphwagen zog eine Reiterschaar mit Trompeten und Pauken; dann kamen alle Beamte der Stadt und des Staates. Der Triumphwagen selber war groß, herrlich und amphitheatralisch gebaut. Er war siebenzig Fuß lang, dreißig breit und achtzig hoch; so daß er die höchsten Häuser überragte. Unten waren Gallerien, amphitheatralisch (eine hob sich über die andere) angebracht und mit einem Sänger- und Musikkorps besetzt. Ober den Gallerien erhob sich eine herrliche auf korinthische Säulen gestützte Kirche, die mit den Figuren der Heiligen und Engeln geschmückt war, auf der Spitze der Kirche selber stand die herrliche silberne Bildsäule der heiligen Rosalie. Der ganze Wagen war mit Orangenbäumen, mit Blumenkränzen und künstlichen Korallen geziert. Ihn zogen 56 Maulthiere in zwei Reihen, herrlich aufgezäumt und von 28 Postillionen geführt, die alle in Gold und Silber gekleidet waren und die Hüte mit Straußfedern geschmückt hatten. — Mit Mühe nur wandte sich der Wagen durch die Strassen; eine ungeheure Menge folgte ihm. Die Feier des Tages sollte eine allgemeine Beleuchtung der Stadt und ein herrliches Feuerwerk beschließen. —

Der Zug war jetzt geendet; die Menge des Volkes zerstreuete sich und suchte in den zahlreichen Wirthshäusern Labung. Sänger mit Cithern und Guitarren zogen herum und ließen ihre Lieder hören. Ueberall war Jubel und Freude. Nur Ein Mann schien diese nicht zu theilen; er war ärmlich gekleidet; von düstern Zügen des Gesichtes; seine Augen rollten glühend und

forschend unter den langen Braunen hervor. Er trat in ein Spielhaus. Lange hatte er hier schweigend zugesehen, als sein Auge auf einen der Spieler traf, der gerade aus dem Nebenzimmer eingetreten war. Wie der Löwe auf seine Beute losspringt, so stürzte jetzt der Fremde auf den Spieler los. »Habe ich dich, kennst du mich,« Nikolo, rief er, und packte mit aller Kraft ihn bei der Kehle. »Laß aus, Geromino, keuchte dieser, laß aus.« »Nicht eher, als bis du mir meine Rosalie giebst; ich habe dich und sie Jahre lang gesucht; gieb mir mein Kind.« »Dein Kind, rief hohnlächelnd Nikolo, und schob Geròminos Faust von seiner Kehle. Dein Kind? Du vergißt, daß ich Rosalien theuer genug gekauft habe.« »Verruchter Schurke, schrie Geromino wüthend, warum erinnerst du mich an meine Schande. Du warst boshaft und schlecht genug, mir in meiner Trunkenheit und Verzweiflung mein einziges Kind abzuschwätzen. Mein Kind, zum Letztenmal!« »Ich will zuvor mein Geld.« — »Da hast du es, rief Geromino, und riß einen alten Beutel heraus, und warf ihn auf den Tisch, daß die Münzen heraussprangen. Da hast du dein Geld nicht ein-, sondern zwei- und dreifach. Ich habe gehungert und gedurstet, gebettelt und gearbeitet, bis ich das Lösegeld zusammen brachte. Jetzt mein Kind, zum Letztenmal, meine Rosalie.« »Sie ist todt,« entgegnete Nikolo düster. »Todt, todt, schrie Geromino entsetzt; er wankte und seine Arme sanken herab; meine Rosalie todt!« »Schurke, Elender, so hast du sie gemordet! So stirb auch du, Vermaledeiter, fahr zur Hölle,« und mit Blitzesschnelle stieß er sein scharfes Messer in Nikolos Leib, daß dieser röchelnd zusammenstürzte. Gottes Strafe, seufzte er, und verschied.

Den Mörder aber packten die Sbirren und führten ihn fort.

Das Schicksal wollte es, daß gerade in diesem Augenblicke Marchese Antonio mit den Seinigen in diese Strasse fuhr. Das Volk hatte sich sogleich in Menge um das Haus der Mordthat versammelt. Seht den Mörder, hier kommt er, rief Alles, und dicht an dem Wagen des Marchese wurde der Mörder geführt. Wider Willen, mit Scheu und Angst schaute flüchtig Rosalie hinaus, entsetzt aber, lautschreiend, sank die Arme zurück, als sie in dem Mörder den längst ersehnten Vater erkannte. Der Marchese eilte, um das Aufsehen zu vermeiden nach Hause; dort entdeckte ihm Rosalie jammernd und schluchzend, daß ihr Vater, den sie schon lange gesucht, der Mörder sey. Vittoria weinte laut; der Marchese und seine Gemahlinn boten Alles auf, sie zu trösten. Sie meinten, Rosalie könne sich durch Aehnlichkeit haben täuschen lassen; allein sie wußte es nur zu gewiß. Mein Vater ein Mörder, ein Mörder, klagte sie; zum Theil durch meine Schuld; ich hätte ihn aufsuchen, und mich nicht zurück halten lassen sollen; wäre ich bei ihm gewesen, er wäre gewiß kein Mörder geworden.

Der Marchese eilte, sich des andern Tages zuverlässige Nachrichten von dem Mörder zu verschaffen. Es war nur zu wahr; es war Geromino. Er war im Gefängniß und harrte seines Urtheils, das nicht im geringsten zweifelhaft seyn konnte. Die Richter verurtheilten ihn zum Tode. Mit Schonung und dem innigsten Mitleiden theilte der Marchese der armen Rosalie die Trauerbotschaft mit. Mit Entsetzen hörte sie Rosalie; in unendlicher Seelenangst, im tiefsten Schmerzen umschlang Rosalie des Marcheses Kniee

und bat ihn, den Vater durch seine Fürsprache vom Tode zu retten. Vittoria, die treue Freundinn bestürmte den Vater mit Bitten und Thränen. Es gelang dem Marchese durch seine Verwendung beim Vicekönig Geróminos Leben zu retten; allein lebenslängliche Galeerenstrafe sollte ihn jetzt treffen. Mit Entzücken hörte Rosalie diese Botschaft; sie wollte sogleich zum Vater, und sie ihm mittheilen; jetzt, nach gefälltem Urtheil, gestattete man ihr, den Vater zu besuchen. Man hatte Geróminon verhehlet, daß seine Rosalie noch lebe, um mit desto größerer Klarheit und Sicherheit in die Absichten und Beweggründe seines Mordes einzudringen. Man fand es jetzt für nöthig, ihn durch einen Geistlichen auf den Besuch seiner Tochter vorzubereiten.

Gerómino wollte es nicht glauben, daß Rosalie lebe. Erst, als sie an der Hand des Geistlichen hereintrat, und mit ihren Thränen die gefesselten Hände des Vaters befeuchtete — erst da schwanden seine Zweifel. »Rosalie, du bist groß geworden, fing Gerómino mit Rührung an, Nikolo hat mich belogen;« Rosalie mußte ihm erzählen, wie es ihr ergangen. Sie that es mit aller Aufrichtigkeit. Gerómino äußerte laut seine Freude über ihr Wohlergehen; vor allem aber darüber, daß er Nikolos böse That so fürchterlich gestraft habe; jetzt wolle er gerne sterben. Ihr werdet nicht sterben, tröstete Rosalie; die Todesstrafe ist auf Verwenden meines edlen Wohlthäters in Galeerenstrafe verwandelt worden. Gerómino war damit gar nicht zufrieden. Ein kurzer Schlag, meinte er, und es wäre Alles vorbei gewesen. Rosalie und der Geistliche baten ihn weinend an sein Seelenheil zu denken, und in dieser Strafe die Wohlthat

13 *

Gottes zu erkennen, der ihm Zeit zur Buße lassen wolle. »Ihr könnt leicht reden von Buße und Besserung, erwiederte mürrisch Geromino; Ihr lebt in Ueberfluß und Wohlleben, während ich hungern und dursten, Schläge und alle Härte des Wetters auf der Galeere ertragen soll. Wer ginge wohl von Euch, Ihr barmherzigen Seelen, die Ihr so viel Antheil nehmt an meinem Heile, mit mir auf die Galeere? fragte er mit boshaftem Spotte.« »Ich, ich, Vater, rief Rosalie entschlossen, ich Vater will mit Dir auf die Galeere gehen; ich will Hunger und Durst, Kälte und Hitze, Alles, Alles mit Dir theilen, ich will Dich nimmermehr verlassen.« »Kind, sprach Geromino nicht ohne Rührung, du weißt nicht, was du thust; das ist leichter gesagt, als gethan; sie werden dich nicht lassen, auch wenn du wolltest. Sey klug und bleibe zu Hause.« »Vater, ich gehe mit Dir,« betheuerte Rosalie mit leuchtenden Augen und entfernte sich, die Hand des Vaters küssend, rasch; der Geistliche folgte ihr ernst und nachdenkend. —

Rosalie erklärte dem Marchese und seiner Gemahlinn ihren Wunsch, mit Geromino auf die Galeere zu gehen. Mit Staunen, fast mit Unmuth vernahm es der Marchese, mit Angst und Schrecken Vittoria. Alles, was Verstand und Güte, was Liebe und Freundschaft Mächtiges hat, wurde von ihnen aufgeboten, Rosaliens Entschluß zu erschüttern. Sie blieb fest; sie hatte nur das eine Wort: »Es ist mein Vater!« Als der Marchese alle Bitten und Vorstellungen an ihr erschöpft hatte, so willigte er endlich ein, voll Bewunderung über den Heldenmuth und das Pflichtgefühl der Jungfrau. Er ließ den Capitän der Galeere rufen, auf welcher Geromino seine Strafe

ausstehen sollte, und empfahl ihm auf das Dringendste Rosalien und ihren Vater. Die Erlaubniß, den Vater zu begleiten, war Rosalien sogleich vom Vicekönig gewährt worden. So schied sie mit Thränen und tiefsten Schmerzen von den Edlen, die ihr des Guten und Lieben so viel gethan hatten. Weinend streckte Vittoria die Arme nach der geliebten Freundinn, die sie lange, ach vielleicht nimmer sehen sollte. —

Wer mag die Gefühle schildern, die Rosaliens Herz bestürmten, als sie an der Hand des Capitäns die Galeere bestieg. Ihr Auge blickte auf die Galeerensklaven, die mit Ketten an die Bänke geschmiedet, mit frechen Augen die zarte Jungfrau betrachteten. Unter diesen Auswürflingen der Menschheit, unter diesen Mördern, Räubern, Dieben und Missethätern aller Art, saß ihr Vater. Ein glühendes Schwert durchschnitt ihr Herz bei diesem Gedanken. Sie suchte ihren Vater; er saß unter den Letzten der rechten Reihe im Gespräche mit dem Geistlichen des Schiffes, in welchem sie zu ihrer Ueberraschung und innigsten Freude den Pater Benedetto erkannte.

Sie nahte sich dem Vater, unfähig, im Sturme ihrer Schmerzgefühle zu reden; Thränen rannen aus ihren Augen über die bleichen Wangen und mit zitternder Hand faßte sie seine kettenschwere Rechte. »Rosalie, fragte Geromino, und schaute sie verwundert an, Rosalie, was willst du hier?« »Bei Euch bleiben, liebster Vater, bei Euch bleiben in Euerm Elende, und Euch dienen als eine treue Tochter!« »Kind, sprach dieser mit Rührung, Kind, das hast du nicht klug gemacht; es ist nicht leicht hier zu seyn, sey es nur als Gast; es wird dich reuen, kehre um, noch ist es Zeit!« »Nimmermehr, betheuerte Rosalie, nur mit

Euch will ich die Galeere verlassen.« Staunend sah Geromino in die leuchtenden Augen der Tochter, deren bleichen Wangen Muth und kindliche Liebe ein flüchtiges Roth verliehen. »Rosolie, du bist Geròminos Tochter, sagte er mit Stolz und Rührung; wahrlich, solchen Muth und solche Selbstverläugnung hatte ich in dir nicht gesucht. Du hast Wort gehalten; auch Pater Benedetto will bei mir bleiben.« »Ihr seht, Geromino, wie sehr Ihr uns am Herzen liegt, begann der Pater; möchtet Ihr doch Euer Herz unsern Bitten und Ermahnungen nicht verschließen, sondern der Gnade des Erlösers öffnen!« »Ah, Pater, versetzte verdrüßlich Geromino; es ist jetzt keine Zeit zur Christenlehre; hört Ihr den Capitän? wollt Ihr mir aber von Zeit zu Zeit eine Flasche Branntwein heimlich zustecken, so werde ich Euch sehr verbunden seyn.« Einen trauernden Blick warf der Pater auf ihn, und entfernte sich mit Rosalien, die mit Thränen in den Augen Geromino zuflüsterte: »Auf Wiedersehen, liebster Vater!«

Das Signal zur Abfahrt wurde gegeben: Rosalie schaute mit tiefster Rührung noch einmal zurück nach Palermo, wo ihre Lieben wohnten, nach dem Kloster, wo Monika lebte, ihre zweite Mutter. Lang und ernst betrachtete sie, als ihr die Thürme der herrlichen Stadt entschwunden, das Meer, welches gränzenlos sie umfluthete, und auf dem sie jetzt leben und vielleicht auch sterben sollte. Tiefe Wehmuth befiel ihr Herz, und thränenfeucht blickte sie hin, wo Geromino saß und angestrengt ruderte. Daß er doch gerettet, und mein Leben für das seine angenommen wurde, seufzte sie leise, und das Bild ihrer sterbenden Mutter schwebte tröstend vor ihren Augen. —

Pater Benedetto nahte ihr, und mit freundlicher Güte suchte er sie zu ermuthigen. Er erzählte ihr, daß Geromino's Worte im Kerker tiefen Eindruck auf ihn gemacht hätten. Sie hätten ihn bewogen, das mühselige, gefährliche Amt eines Schiffsgeistlichen der Galeere anzunehmen. Dann überreichte er ihr zwei Briefe. Sie waren von Monika, der frommen Abtissinn und von Vittoria, der treuen Freundinn. Sie enthielten die rührendsten Versicherungen der treuesten Freundschaft und innigsten Liebe, und die letzten Grüße. Tief bewegt las sie die Briefe. »Ihr habt die treuesten Freunde und den Ueberfluß des Lebens verlassen, und seyd Euerm Vater gefolgt in Noth und Elend; ein solches Opfer wird der Himmel gewiß segnen, tröstete Benedetto.« Rosalie trocknete sich die Thränen. »Ach, hochwürdiger Herr, bat sie, habt Mitleiden mit meinem Vater und mit mir; nächst Gott seyd Ihr meine einzige Hoffnung; verlaßt mich nicht!« Gerührt reichte ihr der Pater die Hand. Jetzt nahte sich der Capitän; ein biederer, wohlwollender Mann; er brachte ihr die letzten Grüße von dem Marchese und seiner Familie; er gab ihr Vittorias Bildniß und eine volle Geldbörse. Rosalie küßte mit Wehmuth das Bild der liebenden Freundinn. Der Capitän erklärte ihr seine Bereitwilligkeit, überall und in allen Stücken, wo es nur seine Pflicht erlaube, ihr und dem Vater gefällig zu seyn.

Jetzt begann für Rosalien ein mühsames, einförmiges Leben; die Stunden des Tages waren zwischen Gebet, weiblichen Arbeiten und den Gesprächen, die sie mit Pater Benedetto und dem Vater führte, getheilt. Morgens täglich begrüßte sie ihren Vater, da durfte sie mit ihm reden; allein geengt und

bedrängt durch die Nähe der Züchtlinge, deren rohe Witzworte und Spottreden und freche Blicke die zarte Jungfrau verletzten, erbat sie von dem Capitän die Erlaubniß, mit ihrem Vater allein in ihrem Gemache sprechen zu dürfen. Da kam immer auch Benedetto, und Beide suchten vereint das harte Herz Geromino zur Erkenntniß und Reue zu bringen. Geromino zeigte sich nicht ohne Gefühl für die Bitten der Tochter und den ernsten Ermahnungen des Priesters; allein in die Tiefe seines Herzens zu dringen, und dort den Abscheu über seine Gräuelthaten — gar viele waren durch die Untersuchung aufgekommen — und die Liebe zu Jesu anzufachen — das wollte ihnen nicht gelingen; es schien vielmehr in der Folge, als empfinde er dabei die höchste Langeweile; er genoß die Erfrischungen, welche ihm die Tochter mit Erlaubniß des Capitäns reichte; wollte aber keineswegs von Buße und Bekehrung sprechen und wissen. Da weinte und klagte Rosalie, wie trostlos; nur Benedetto blieb starkmüthig, und suchte die Arme aufzurichten und zu ermuthigen. Seinem scharfen Auge entging das Hinderniß nicht, welches Geromino's bessere Gesinnung so lange verzögerte. Es war die Gesellschaft der Lasterhaften. Neben Geromino auf derselben Galeerenbank saß Ambrosio, ein Auswurf der Menschheit. Er war es, der durch den giftigsten Spott, den er über Alles, was dem Menschen heilig ist, auswarf, Geromino in den alten Kreis des Bösen zurückbannte, und nur zu gerne horchte ihm dieser zu. Bald wurden sie die innigsten Freunde. Benedetto bewirkte zwar, daß sie getrennt wurden, allein noch die Blicke Ambrosios schienen Geromino zu leiten; und der Unglaube und die Verachtung

des Göttlichen in seinem Herzen war fester denn je, gewurzelt.

Da starb Benedetto, dessen schwächliche Gesundheit durch Anstrengungen und Alter erschöpft war. Sein letztes Wort war Ermuthigung und Tröstung für Rosalien. Was empfand Rosalie, als die Leiche ihres treuen Freundes ins Meer gesenkt wurde. Sie stand nun allein; aber sie fühlte sich stärker als je. Während alles äußere Ungemach sich vereinigte, um ihren Muth zu schwächen, tönte in ihrem Herzen stärker als je die süße Stimme der Hoffnung, wie von göttlicher Macht ihr in dieser bittern Zeit der Noth gegeben; sie nahm ihre Zuflucht zum Gebete und fand Trost und Stärkung. Klar wurde ihr bald, daß nur außerordentliche Ereignisse das verhärtete Herz Geronimos rühren konnten. Und sie kamen. —

Besorgter als sonst war eines Abends Rosalie zur Ruhe gegangen; nur spät befiel sie ein unruhiger, ängstlicher Schlummer; es war ihr, als hörte sie während desselben Schüsse und Schwertgeklirr. Des Morgens in aller Frühe ließ sie der Capitän rufen; mit banger Erwartung stieg sie über die Treppe, die zum obern Verdecke führte; sie sah es mit Blut bespritzt, den Capitän und viele seiner Leute mit verbundenen Köpfen und Armen; ihren Vater aber, mit dreifachen Ketten gefesselt, blutend aus mehrern Wunden. »Nehmt Abschied von Euerm Vater, rief der Capitän, auf dessen Gesichte ein furchtbarer Ernst und tiefer Schmerz lag; nur macht es kurz; in einer Viertelstunde wird er hängen.« Entsetzt zuckte Rosalien bei diesen Schreckensworten zusammen. »Um Gotteswillen, rief die Arme, warum sterben, was hat mein Vater verbrochen?« »Er hat sich der Meuterei und des Mordes schuldig ge-

macht,« erwiederte düster der Capitän. »O habt Erbarmen!« schrie Rosalie, und umschlang die Kniee des Capitäns. »Laßt dieß, sprach dieser ernst; macht ihm und mir es nicht schwer; sterben muß er; ist doch in dieser Nacht mancher gestorben, der zehnmal besser war, als er;« bei diesen Worten rann eine Thräne über seine Wange. Rosalie kniete bleich, in höchster Angst der Seele, zu Geromino hin, und suchte das Blut zu stillen, das an den schlecht verbundenen Wunden herabrann. »Mache dir keine Mühe, Rosalie, sprach dieser, mit mir wird es bald gar aus seyn.« »O Vater, rief Rosalie, ihr sterben, sterben jetzt in Euern Sünden!« Auf's Neue wandte sie sich zum Capitän. »Gedenkt des Wortes, flehte sie, das Ihr dem Marchese und mir gegeben.« »Bei Gott, betheuerte der Capitän, ich habe es gehalten, Ihr müßt es selbst gestehen; mit meinem Leben und mit meiner Ehre muß ich dem König haften für die Sicherheit meines Schiffes.« »O seyd barmherzig, bei dem Blute des Erlösers!« »Barmherzig? rief der Capitän, barmherzig? Ich war es mit diesen Schurken nur zu sehr; sieh, du armes Kind, fuhr er in inniger Bewegung fort, und hob mit zitternden Händen den Mantel von einer Leiche, sieh!« Rosalie starrte das bleiche, todtwunde Antlitz Eugenios, des einzigen Sohnes des Capitäns, entgegen; der unglückliche Vater hatte sich abgewandt, um seinen Schmerz zu verbergen. »Er fiel, seufzte er, in meiner Vertheidigung; die Schurken haben ihn erschlagen.« Rosalie rang in stummen Schmerzen die Hände. »Capitän, flehte sie, nur einen Tag.« »Eine Stunde will ich ihm geben — sonst keine Minute länger« — rief dieser in einem Tone, der Rosalien alle Hoffnung nahm, und begab sich fort.

Rosalie aber knieete vor dem Vater in unsäglichen Schmerzen. »Vater, liebster Vater, flehte sie, denkt auf das Heil Euerer Seele! Eine Stunde und Ihr werdet stehen vor dem Gericht des Allgerechten. O Vater, öffnet Euer Herz der Reue, denkt nach über Euere Sünden, kein Priester ist hier Euch zu stärken, doch die Reue und die Liebe ersetzt ja Alles!« Geromino athmete tief. »Was hilft es, hob er an, wenn ich sie auch bereue; Gott wird mir nie verzeihen.« »O Vater! rief Rosalie, o Vater! denkt nicht so; fügt nicht zu Euern Sünden die allergrößte, den Zweifel an Gottes Barmherzigkeit. Hat nicht sein Sohn auch für Dich gelitten? Hat Er nicht gesprochen: Sind euere Sünden roth wie Blut, so wasch ich sie weiß wie den Schnee?« Geromino schüttelte ängstlich und zweifelnd den Kopf; seine Lippen zuckten, seine Brust hob sich, wie im gewaltigen Kampfe; er murmelte düster und undeutlich vor sich hin; es schien, als ob er zähle. »Seht, er zählt seine Sünden,« flüsterte ein Matrose dem andern zu. »Da wird er wohl das große Einmal Eins brauchen,« spöttelte ein roher Geselle. »Was Sünden zählen, fuhr Geromino auf; meine Sünden sind nicht zu zählen; ich will meine Gutthaten zählen, und finde keine, keine einzige in meinem Leben!« »O Vater, nicht von Deinen Gutthaten, nur von Deiner Reue und dem Blute des Herrn hoffe Erlösung!« mahnte die Tochter. »Erlösung! Erlösung!« sprach düster Geromino und fuhr zusammen, als er den Nagel zum Hängen in den Mast geschlagen sah. »O Mutter der Schmerzen, erbarme dich seyn und meiner!« flehte Rosalie. »Eine Viertelstunde noch, länger nimmer,« befahl die Stimme des Capitäns. Rosalie drückte ihr Antlitz an des Vaters Kniee, ihre

Lippen zuckten; ihre Hände hatten den Vater umschlungen, als wollte sie ihn nimmer lassen; Fieberangst durchschüttelte den zarten Körper; sie hob jetzt das Auge flehend zum Himmel, ein Schrei des Schreckens kam über ihre Lippen, als sie an der Spitze des Mastes Ambrosio mit sechs Andern hangen sah. Ambrosios Antlitz zeigte noch im Tode den wilden höhnischen Trotz. Entsetzt fuhr Rosalie zurück; mit beiden Händen verhüllte sie das Gesicht, und fester als je drückte sie den Vater an sich. »Mutter der Schmerzen, Mutter Veronika, bitte für uns, bitte für ihn; o Jesu! erbarme Dich sein. Ist es denn nicht möglich, daß Du ihn rettest?« In das Wimmern und Seufzen der Armen tönte immer lauter das dumpfe Rollen des Donners; dunkelschwarze Wolken umhüllten mit dichter Finsterniß den Himmel; der Wind heulte fürchterlich. »Das ist Reisewetter für Geromino,« spöttelte ein roher Matrose. »An guter Gesellschaft fehlt es ihm auch nicht,« fügte ein Anderer hinzu, und deutete kaltblütig auf Ambrosios und seiner Gesellen Leichen, welche in dem Sturmwind tanzend auf und nieder flogen. »Keine Spässe, ihr Bursche, befahl mit Ernst der Capitän, es wird ernster, als ihr glaubt, fort an die Arbeit.« Mit Trauer und Schmerzen betrachtete er Rosalien, die mit ihren Armen den Vater fest umschlossen hielt, und eifrig, in höchster Seelenangst betete. Geromino starrte kalt und düster hinaus in den Sturm; nur das tiefe, schwere Wogen der Brust verrieth, daß noch Leben in ihm war. Beide schienen nicht zu gewahren, wie fürchterlich um sie der Sturm und die Wogen braus'ten. Da erschütterte ein furchtbarer Stoß die Galeere; sie stand, während alle wankten. »Wir sind verloren! Das

Schiff ist auf eine Klippe gestossen! Das Wasser dringt durch den Leck;« so rief Alles in Schreck und Entsetzen. Das Boot heraus, befahl der Capitän, der sich von der dringenden Gefahr überzeugt hatte. Es geschah. Die Matrosen wollten aber zuvor Geromino's Strafe vollziehen. Sie ergriffen ihn und schleppten ihn zum Maste. Rosalie rang in höchster Seelenangst die Hände; sie umschlang die Kniee des Capitäns. »O, die Ihr jetzt selbst in Todesnoth seyd, erbarmt Euch seiner, damit auch Ihr Barmherzigkeit erlangt! O nehmt ihn auf in Euer Boot; vielleicht entrinnt er dort dennoch dem Tode nicht.« »Das kann nicht geschehen, sprach dieser; das Boot ist zu klein und unser sind zu viel; Euch will ich retten; ihn aber will ich — dankt es meiner Gnade — hier auf der Galeere lassen; dort mag die Barmherzigkeit Gottes ein Wunder wirken, wenn sie einen verstockten Schurken erretten will.« Geromino schaute düster vor sich hin. »Eilt Rosalie, bat der Capitän, eilt, es ist höchste Zeit.« »Nimmermehr, sprach Rosalie; ich werde mit meinem Vater leben und sterben.« »Bei Gott! Ihr treibt es zu weit; seht, schon rufen sie uns;« mit diesen Worten faßte er Rosalien mit den Armen und wollte sie in's Boot tragen. »Um Jesu willen, schrie diese, und riß sich los mit äußerster Anstrengung; um Jesu willen, bringt mich nicht zur Verzweiflung; ich springe Euch aus dem Boote!« »Denkt an Euer junges Leben, an Vittoria. Euern Vater rettet Ihr nicht durch Euern Tod; nicht drei Stunden, und das Schiff sinkt in den Abgrund und Ihr mit ihm,« mahnte ernst der Capitän. »Ich denke nur an meinen Vater und an seine Seligkeit; noch einmal, ich erbitte es von Euch als Gnade, laßt mich hier bei meinem Vater, laßt mich

sterben; vielleicht, daß mein Tod ihm und Euch Nutzen bringt.« Da schaute der Capitän mit höchster Rührung in das bleiche, angstvolle Antlitz der Jungfrau. »O Wunder der kindlichen Liebe! rief er: Dich kann der Himmel nicht zu Grunde gehen lassen; ja, ich will Euch hier lassen, ihr müßt gerettet werden; betet nur, daß auch wir gerettet werden.« Mit diesen Worten die Hand der Jungfrau lebhaft drückend, stieg er in das Boot, und bald war es ihren Augen entschwunden.

Jetzt war Rosalie allein, allein mit Geromino. In welcher Lage! Auf dem Meere, wo Stürme und Winde heulten und die Wogen jeden Augenblick das Schiff zu zertrümmern drohten! Allein, ohne Hülfe, ohne Gefährten! Leidend am Geiste und Körper; mit dem wunden, todtkranken Vater, dessen Glieder Kälte und Fieberangst wechselnd schüttelten; jeden Augenblick des Todes gewärtig! hoffnungslos von Außen; aber in ihrem jungen Herzen lebte der Muth und das Vertrauen auf den Herrn; sie warf sich, als das Boot ihren Blicken entschwunden, auf die Kniee und flehte zu Gott; und durch das Heulen der Winde, durch das Brausen der Wogen, durch das Rollen der Donner drang ihr Rufen zu dem Höchsten. — Sie erhob sich gestärkt. Sie eilte, die Ketten des Vaters zu lösen; sie suchte ihn mit Speise und Trank zu erquicken und ihm eine bessere Liegerstatt zu bereiten; sie that Alles zur Erleichterung ihres Vaters; Geromino aber blieb stumm, bleich, düster; in ihm begann sich eine größere Veränderung vorzubereiten.

Der Himmel heiterte sich auf; der letzte Stoß des Sturmes riß das Schiff von der Klippe los und trieb es hinaus in den offenen Ocean. Die Schrecklichkeit

ihrer Lage; aber auch die Hoffnung mehrte sich; das Wasser stieg im Schiffe; kaum hatte Rosalie für den Vater ein trockenes Plätzlein. Um das Elend zu mehren, fingen jetzt auch die Lebensmittel zu mangeln an. Da hungerte Rosalie, um den Vater zu nähren; Geróminos Krankheit stieg. Rosalie reichte ihm ein Crucifix; er küßte es. Wer mag das Entzücken der edlen Tochter schildern! Sie begann sich und den Vater zum Tode vorzubereiten; über Geróminos Lippen kamen tiefe Seufzer; zum Reden schien er zu schwach; Rosalie betete ihm vor; über seine Wangen rollten häufige Thränen. — Rosalie hoffte nimmer Erlösung; sie fühlte sich todesmatt, und bat den Himmel für sich und den Vater nur um eine selige Sterbstunde. —

Aber am dritten Tage dieser fürchterlichen Fahrt erblickten sie ein Schiff. Welch ein Jubel für die Armen! das Schiff steuerte auf sie zu, und nahm sie auf. Wer mag die Freude der Unglücklichen schildern! Das Schiff war nach Malta bestimmt; dort fanden sie alle Pflege und Wartung, die christliche Liebe zu geben vermag. Gerómino erkrankte mehr und mehr, und kam an den Rand des Grabes; doch er genas; er erstand vom Krankenlager als ein neuer Mensch. Ob die Gnade des Herrn auf den Flügeln des Sturmes oder im Rollen des Donners und im Brausen der Fluth in sein Herz gekehrt sey, oder ob der Herr die Worte des Priesters und die Liebe der Tochter zu seinen Boten gewählt? Geróminos Seele kannte jetzt nur ein Streben, seine Sünden gut machen, und ein treuer Diener des Herrn zu werden. Er wollte sich ganz und gar dem Herrn widmen und in's Kloster der barmherzigen Brüder treten. Er eilte deshalb nach Girgen-

ti. Ihn begleitete Rosalie mit dem seligsten Gefühle im Herzen. Ihr Streben war erreicht, ihre Mühe reichlich belohnt.

Geromino's Liebe und Dankbarkeit gegen Rosalie kannte keine Gränzen. »Nächst Gott, hast du mich gerettet,« rief er oft, und Rosalie weinte dann die Thränen der reinsten Freude! Geromino langte in Girgenti an; aber in's Kloster zu treten hatte ihn der Herr nicht bestimmt. Den Tag nach seiner Ankunft brannte es in der Stadt; ein Haus von Flammen ganz verzehrt, drohte zu sinken; und — in ihm riefen drei Kinder um Hülfe. Keiner wollte es wagen, sie zu retten. Da erhob sich Geromino. Heldenmuth blitzte aus seinen Augen. »Dreien habe ich das Leben genommen, dreien darf ich es geben,« flüsterte er, und stürzte sich, nicht achtend Rosaliens Bitten und Angstgeschrei und das Abmahnen der Umstehenden, in die Flammen. Er rettete die drei; aber ein herabstürzender Balken traf ihn zu Tode. Er starb getröstet voll freudiger Hoffnung. Rosalie ging zur Abtissinn Monika in's Kloster, und nahm den Schleier. Ihr folgte Vittoria, die treue Freundinn. —

Manuscript von D. L.

14.

Die gerechte Vergeltung.

„Mutterklage dringt zu Gott,
Bringt statt Segen, stets nur Noth.“

Im Maimonat 1790 wurde im Bochum'schen Landgerichts-Distrikte in Westphalen ein gerichtlicher Verkauf

aller Sachen eines Bauers gehalten, der zwar einen großen Hof besessen hatte, aber doch in Verfall, und endlich in Gant gerathen war. Am Tage des Verkaufs war eine große Hitze, und die Stube des Bauers war auch zu eng, um die Leute alle zu fassen, welche sich des Kaufens wegen eingefunden hatten. Um freier zu seyn, fand der Kommissarius, welchem der Verkauf vom Landgerichte aufgetragen war, für gut, den Verkauf unter freiem Himmel abzuhalten, und suchte deßwegen im weitläufigen Hofe eine Stelle aus, wohin man den Tisch und die Stühle brachte. Das Protokoll ward unter einem schattigen Baume abgehalten, und der Gerichtsdiener schleppte alles zu verkaufende Geräthe auf diesen Platz.

Als man ungefähr eine halbe Stunde mit dem Verkaufen fortgefahren hatte, bemerkte der Kommissarius, daß die Bauern, welche theils dem Verkaufe zusahen, theils selbst mitkauften, die Köpfe zusammen hielten, sich allerlei zuflüsterten, und zum Theil auch sonst Zeichen einer großen ernstlichen Verwunderung gaben.

Er fragte um die Ursache, und konnte anfänglich nicht sogleich Aufklärung erhalten. Endlich nahm ein bejahrter Mann das Wort, und sagte: »Herr Kommissarius, da Sie jetzt eben hier so mit dem Gerichtsschreiber unter diesem Baume sitzen, und das Protokoll führen, fällt es uns ein, daß nun gerade vor fünfzehn Jahren eben eine solche Handlung auf eben der Stelle, unter eben diesem Baume, in eben diesem Maimonate, mit eben diesen Umständen vorgegangen ist, und allerlei Geräthe eben dieses Hauses verkauft wurden. Der jetzige Bauer trat damals seinen Hof an. Seine Mutter hatte als Wittwe wieder geheirathet, und weil sie mit ihrem ersten Manne einen Sohn,

den jetzigen Bauer hatte, welchem der Hof zukam, so mußte sie bei ihrer zweiten Heirath ein Inventarium errichten, um Alles ihrem Sohne bei seiner Großjährigkeit gehörig zu überliefern. Als ihr Sohn aber vor fünfzehn Jahren den Hof antrat, mangelte Vieles, was im Inventarium verzeichnet war, weil die Frau in ihrer zweiten Ehe manigfaltige Unglücksfälle erlitten hatte. Ihr Sohn, der jetzige Bauer, wollte schlechterdings keinen Schaden leiden, sondern Alles ersetzt haben, und war unbarmherzig und hart genug, die Sache so weit zu treiben, daß Alles, was zu ihrem Leibgedinge gehörte, oder von ihrem zweiten Manne, welcher in dieser Zeit gestorben war, ihr zugebracht war, verkauft werden mußte.

Da half kein Bitten und kein Flehen von Seiten seiner armen trostlosen Mutter. Selbst die Kleidungsstücke und das Bett, worauf sie schlief, wurde verkauft. Wir hatten, nach Christenpflicht, Mitleiden mit der unglücklichen Frau; indessen war ihr Stief-Sohn, aus der ersten Ehe ihres zweiten Mannes, den sie als Wittwer geheirathet hatte, doch so mitleidig und edeldenkend, daß er, obgleich er nur als Knecht bei mir diente, mit seinem ersparten Gelde die nöthigsten Kleidungsstücke und das Bett an sich kaufte, und der Frau schenkte. Nun ist uns, indem wir das, was heute vorgeht, so ansehen und anhören, eingefallen, ob sich nicht der Bauer an seiner Mutter schrecklich versündigt habe, und die gegenwärtige Gant und der Verkauf, woran noch vor einem Jahre Niemand gedacht haben würde, dafür eine gerechte Vergeltung von Gott seyn könne; weil doch Alles jetzt gerade so eintrifft, wie damals, als er sich so unverantwortlich gegen seine leibliche Mutter betrug.«

Was dieser Mann sagte, wurde von den Andern bekräftigt. Selbst der Gerichtsdiener wußte sich jener Umstände noch genau zu erinnern, und stimmte der Aussage in allen Punkten bei.

Bedächten doch Alle, die dieses lesen, wenn sie etwas Uebels thun, ihren Nächsten kränken, und ihm Kummer und Herzeleid zufügen wollen; bedächten doch insbesonders Kinder, welche sich erfrechen, ihren Eltern wehe zu thun, daß über kurz oder lang der Tag der Vergeltung erscheinen wird, da es heißen wird: »Mit dem Maße, mit welchem ihr gemessen habt, wird man euch wieder messen!«

15.

So lohnt man Böses mit Gutem.

„Wenn du vergiebst,
Auch Feinde liebst,
Vergiebt auch dir dann Gott,
Drum halte Sein Gebot.“

Gertrude Damint diente auf einem großen Pächterhofe unweit Zürich.

Sie war verwaiset, und besaß nur, was sie sich durch ihre Dienstleistungen erworben hatte.

Bei ihrer gegenwärtigen Herrschaft befand sie sich bereits acht Jahre, und immer war dieselbe mit ihr sehr zufrieden gewesen, so daß Gertrude jetzt die Aufsicht über das innere Hauswesen führen mußte, ein Geschäft, welches der Obermagd zukam.

Die Hausfrau war von Luzern gebürtig, und pflegte im Laufe jedes Jahres mehreremal auf einige Tage ihre dortwohnende Familie zu besuchen.

Dann aber konnte sie Gertruden ihr Hauswesen getrost überlassen. Sie fand bei ihrer Heimkehr sicherlich Alles wohl erhalten und in bester Ordnung wieder.

In Thätigkeit und Treue, so wie in Bescheidenheit und Demuth suchte Gertrude ihres Gleichen, und stand dieserhalb sowohl im besten Rufe, als auch wegen ihres gefälligen Betragens und ihrer Gutmüthigkeit bei ihren Mitdienenden im besondern Ansehen.

Der Pächterhof, wo Gertrude lebte, grenzte an die alten verfallenen Gebäude einer ehemaligen Abtei, welche vielleicht schon seit einem Jahrhundert unbewohnt gewesen waren.

Der jetzige Besitzer hatte dieselben an sich gekauft, und beabsichtete, die Gemäuer theils abzubrechen, um den Hofraum seines Grundstücks zu erweitern, theils neue Gebäude zum Betriebe seiner Wirthschaft auf der Stelle der alten aufzuführen.

Zu diesem Zwecke waren täglich zahlreiche Arbeiter beschäftigt.

Einer derselben, kaum über das Jünglingsalter hinaus, hatte, durch Gertrudens anmuthige Gestalt angelockt, sich derselben zu nähern gesucht, und Alles aufgeboten, sie für sich zu gewinnen.

Diese seine wahre Absicht nicht ahnend, und nach ihrer Gewohnheit mild und freundlich gegen Jedermann, war auch gegen den Mann nicht abstoßend gewesen, der ihr so viel Aufmerksamkeit und Theilnahme bezeigt hatte. Als sich derselbe aber eines Tages — von Leidenschaft hingerissen — gegen sie vergaß, ließ Gertrude ihn den ganzen Unwillen ihres schwer gekränkten Herzens empfinden, und floh seitdem überall seine Nähe.

Die Feier eines Kirchweihfestes in der Nachbarschaft war die Veranlassung, daß an einem Montage nur wenige Arbeiter zu ihrem Geschäfte auf den Pächterhof kamen, und der Hausherr benützte diesen Umstand zu einer kleinen Reise von etlichen Meilen. Seine Ehefrau war bei ihren Eltern abwesend. Die Arbeiter waren eben mit dem Aufreissen eines Grundgemäuers beschäftigt, und fuhren damit auch gegen das ausdrückliche Verbot des Herrn während seiner Abwesenheit fort.

Plötzlich erhob sich auf dem Hofe ein lautes Klagegeschrei.

Durch Einsinken des Gewölbes über einem längst nicht mehr benützten und völlig abgelaufenen Brunnen der alten Abtei, war ein Arbeiter in die Tiefe desselben hinabgestürzt. Eilig wurden Stricke herbeigeschafft und Leitern angesetzt, um zu dem Verunglückten hinab zu kommen, und ihn empor zu bringen. Aber die beiden Männer, welche in den Brunnen auf diese Weise hinabgestiegen waren, kehrten so wenig, als der Hinuntergestürzte wieder zurück, und gaben bald auch kein Zeichen von Leben mehr von sich.

Wehklagend umstanden die wenigen andern noch anwesenden Männer den Rand des finstern Brunnens, und man wußte nicht, wie man rathen und helfen sollte, da es einem Jeden deutlich war, daß die in der Tiefe befindliche Luft des seit mehrern Menschenaltern nicht geöffnet gewesenen Brunnens tödtlich sey, und sowohl das Ersticken der bereits leblosen Männer herbeigeführt habe, als auch Jedem den Tod bringen werde, der sich noch hinabwagen würde.

Die Dienstknechte und Mägde waren, bis auf Eine der Letztern, auf dem Felde und bei den Heerden

beschäftigt, und von den nächsten Bauerhöfen, wo ein Gleiches Statt fand, war auch kein Beistand zu gewärtigen.

Man konnte also nur von sich selbst Hülfe erwarten.

Traurig und verzagt wehklagten die bestürzten Männer immer lauter, und wußten doch nicht, was sie zur Rettung ihrer unglücklichen Kameraden anfangen sollten.

Da trat Gertrude herzu, und forderte sie noch einmal dringend auf, einen letzten Versuch zur Rettung derselben zu wagen, und Einen von ihnen in die Tiefe vorsichtig hinabzulassen, um die Verunglückten zu ergreifen und einzeln empor zu ziehen. Keiner aber hatte den Muth, dem sichtbaren Tode bei dieser gefahrvollen Menschenrettung entgegen zu treten. »Wohlan, rief Gertrude, so will ich selbst es in Gottes Namen wagen. Der Herr wird die schwache Magd stärken mit seiner Kraft!« und mit den Worten goß sie sich aus einer mitgebrachten Kanne Essig über den Kopf, ergriff die bereits angezündete wohl verschlossene Laterne, ließ sich ein starkes Tau um den Leib winden, nahm einzelne Stricke in die Hand, und stieg beherzt und hastig auf der Leiter in die Tiefe hinab.

Sie war dem Ersticken nahe, hielt aber kräftig aus, und es gelang ihr, die mitgenommenen Stricke einem der Verunglückten um die Arme zu schleifen, wonächst sie ein Zeichen gab, und die oben Stehenden denselben, während sie eilig hinaufstieg, zu sich empor zogen.

Erschöpft langte sie an, konnte aber nicht abgehalten werden, nach kurzem Erholen noch einmal das Wagestück zu unternehmen; und auch dießmal gelang es.

Als sie aber zugleich mit dem zweiten Manne war

aus der Tiefe hinauf gezogen worden, lag sie eine gute Weile fast besinnungslos da, hörte jedoch nicht sobald, daß noch ein dritter, — und namentlich der Mann, von dem sie so schrecklich war beleidigt worden — in den Brunnen hinabgestürzt sey, und dort wie im Grabe liege, als sie sich aufraffte und zum letzten Rettungsversuche bereit erklärte.

Die inzwischen benützten Wiederbelebungsmittel der scheinbar entseelten Männer gewährten bei dem zuerst Geretteten bereits sichtbare Hoffnung des Gelingens, und dadurch befeuerte sich der Muth Gertrudens so, daß sie ungesäumt noch zum Drittenmale hinabstieg. Unter Todesangst ergriff sie den Erstarrten, befestigte die Stricke an seinen Armen, verlor dabei aber selbst das Bewußtseyn, und war nur eben noch im Stande das verabredete Zeichen zu geben, wonächst man sie neben dem Entseelten ohnmächtig aus dem Brunnen zog.

Gertrude erholte sich jedoch in der frischen Luft bald. Sie hatte ihren Feind aus der Tiefe des Todes mit Gefahr ihres Lebens befreit; aber der Mann war zu schwer beschädigt und hatte bereits zu lange in dem Grabe voll tödtlicher Dünste gelegen, als daß er dem Leben hätte wieder gegeben werden können.

Die beiden Andern begrüßten Gertruden als ihre Retterinn, diese aber war schmerzlich gebeugt, daß ihr Werk nicht ganz gelungen war.

Das lag jedoch außer ihrer Macht. Sie hatte das fast Unglaubliche vollbracht. Sie wurde mit Recht hoch gepriesen, und späterhin durch öffentliche Beweise der Dankbarkeit belohnt, die ihr bescheidener Sinn gern abgelehnt hätte.

16.

Rettung eines kleinen Kindes.

„In Sturm und Nacht
Das Auge Gottes wacht,
Hält liebend dich auf Seinen Armen,
Läßt dich an Seiner Brust erwarmen.“

Vor etwa 64 Jahren ging der Bauer Johann Gottlob Richter zu Lochau, einem Dorfe unweit Halle an der Saale, mit seiner Frau und Magd und mit seinem zweijährigen Kinde in den sogenannten Liebenau'schen Wald (ein dem Dorfe Liebenau nahe liegendes Gehölze), um sich Gras in Vorrath auf's Fest zu holen.

Es war nämlich an einem Freitage vor Pfingsten, und zwar an einem sehr heißen Tage. Eben dieser Hitze wegen war das Kind fast unbekleidet; barfuß und in Hemdeärmeln trug es blos ein Paar leinene Höschen, und ein eben so dünnes, offenes Westchen. Als Richter ziemlich viel Gras geschnitten hatte, geht die Mutter des Viehes wegen nach Hause, und nimmt den Kleinen mit. Das Kind verläuft sich auf dem Spielplatze, und die Mutter achtet bei ihren Geschäften nicht darauf. Es gesellt sich ein anderer Knabe, Friederich Kloppe, zu dem kleinen Richter, und sie gehen über die Elsterbrücke nach dem Walde zurück, in welchem sich der Vater des Kleinen noch befand.

In der Trift, jenseits der Brücke, begegnen ihnen einige scheue Pferde, beide Kinder laufen ihnen aus dem Wege, und — weiter weiß man von dem kleinen Richter nichts mehr.

Sein Vater geht, da er fertig ist, unbesorgt nach

Hause, fragt nach seinem Gottlieb, und beruhigt sich mit der Antwort, er werde mit den übrigen Kindern spielen. Da Gottlieb aber zu lange ausbleibt fängt der Vater an, ihn zu suchen. Keines von den Kleinen kann Auskunft geben. Endlich erfährt er von Kloppen (dem Begleiter seines Gottlieb) den oben erwähnten Vorfall mit den Pferden, und daß er müsse in die Elster gefallen seyn, weil er ihn nicht weiter gesehen habe. Sogleich sucht er nebst den Seinigen das Kind auf dem angegebenen Flecke in der Elster, und umher fort; sie durchsuchen mit Hülfe großer Rechen und andrer Werkzeuge den ganzen Fluß bis nach Liebenau, aber vergebens.

Endlich ahneten sie, das Kind könne seinem Vater nach in den Wald gegangen seyn. Sie suchen und rufen auch hier allenthalben.

Wer ihnen begegnet, wird gefragt. So wird dieser Vorfall im ganzen Dorfe bekannt. Gegen Abend vereinigt sich allmählig die halbe Gemeinde mit ihnen, den Knaben zu suchen und ihm laut zu rufen.

Umsonst, sie hören nichts, das einem Kindeslaute ähnlich wäre.

Die Lochauer arbeiten sich auf allen Seiten durch das verwachsene Dickicht hindurch, aber die sinkende Nacht zwingt sie ohne den kleinen Richter zurückzukehren. Unterwegs ängstigen sie sich über die mancherlei Gefahren, denen das Kind ausgesetzt sey, — wenn es noch lebe.

Zunächst erwähnt man der ungeheuren Menge Mücken, Schnacken und des vielen andern Ungeziefers, das in dem Jahre 1770, der vorhergegangenen Ueberschwemmungen wegen, sich ungewöhnlich vermehrt hatte. »Ach!« — spricht ein Andrer, »das thäte ihm so

viel nicht, aber so lange ohne Speise und Trank, und nun die ganze Nacht, fast nackt auf der feuchten Erde in dem kühlen Gebüsche zu liegen!« »Wie leicht kann es von wilden Thieren beschädigt werden,« — sagt ein Dritter — »und wie viel leichter noch kann es, um ihnen zu entgehen, oder um seine Eltern zu suchen, in einen der großen Wassergräben oder in die Elster fallen, die sich hier ja allenthalben umherschlängelt.« — »Wer weiß, ob das Kind da nicht schon lange liegt!« spricht wieder ein Anderer; — »Kloppen's Fritz versichert ja steif und fest, daß er es habe hineinfallen sehen.« —

Und so folterten sie, ohne es selbst zu wissen und zu wollen, die verzweifelten Eltern mit Höllenschmerzen. Früh des andern Morgens (am heiligen Abend vor Pfingsten) erfahren die Richters von Liebenau her, daß einige Holzhauer gestern Nachmittag im Holz »Mutter, Mutter!« haben rufen hören.

Sogleich machen sie sich mit einigen guten Freunden wieder auf in den Wald, und suchen und rufen wie gestern.

Die Lochauer und Liebenauer Fischer durchkreuzen noch einmal die ganze Elster mit ihren beiderseitigen Ufern, und — finden nichts, und kehren gegen Mittag traurig wieder zurück.

»Das Kind muß sterben!« — heißt es nun allgemein — »denn wie könnte es so lange ohne irgend eine Nahrung, und besonders in dieser drückenden Hitze ohne Trank zubringen?«

Immer hoffnungsloser machen sich die Eltern am Nachmittage doch noch einmal auf, das Holz zu durchkriechen, aber ein fürchterliches Gewitter mit einem ungeheuern Platzregen, worunter auch viele Schlossen

waren, zwingt sie, nach Hause zu eilen, in der traurigen, aber festen Ueberzeugung, ihr Kind müsse, wenn's nicht schon todt sey, doch jetzt gewiß durch das allenthalben strömende Wasser ersäuft, oder in die Elster getrieben werden.

Schluchzend überlassen sie sich dieser Vorstellung, und fangen endlich an, durch die anscheinende Gewißheit ihres Unglücks ein wenig ruhiger zu werden.

Selbst die Vernünftigsten im Dorfe sagen ihnen: »es sey nun an keine Hoffnung mehr zu denken; denn wenn auch alles Vorhergehende dem Kinde noch nicht geschadet haben sollte, so müsse doch diese Nässe, in welcher es sich jetzt befinde, und die schnell eingetretene schneidende Kälte seine so sehr geschwächten Kräfte nothwendig vollends aufreiben.«

Am dritten Morgen (am ersten Pfingsttage) geht Richter, der Vater, wie gewöhnlich in die Kirche. Ein dasiger Häusler, Namens Heinrich, holt sich während des Gottesdienstes Festmaien aus dem Holze, und kommt an einer Stelle vorbei, die wegen ihres schauerlichen Dickichts allgemein verrufen war, und nur schlechthin der dicke Busch genannt wurde.

Hier sahe er vor einigen Tagen ein Paar kleine Rehkälber herausspringen, und seine Frau, der er es erzählte, machte ihm Vorwürfe, daß er kein's davon gefangen hatte. Heute nähert er sich vorsichtig der dunkeln Wölbung, beugt die noch nassen Zweige zurück, und bemerkt ganz deutlich innerhalb derselben einige lebende Wesen.

Schnell aber springt eine Rehkuh gewaltsam vor ihm vorbei.

Er erschrickt, hofft aber jetzt um so sicherer, die zurückgebliebenen Jungen dort zu finden, und drängt sich hinein.

Er wird auch wirklich auf der Erde etwas gewahr, das er für ein Rehkalb hält. Mit doppelter Anstrengung arbeitet er sich hindurch, und findet endlich — das lange gesuchte Kind bleich und erstarrt daliegen.

Voll freudigen Erstaunens versucht er es zu beleben, aber es rührt sich nicht.

Endlich nimmt er es auf den Arm, um es in's Dorf zu seinen Eltern zu bringen.

Als er einige hundert Schritte weit damit gegangen war, erholt sich der Kleine, und bei der Trift spricht er mit schwacher Stimme: »Ei, Datä!« — »Ich bin dein Datä nicht,« — antwortete der alte Heinrich liebreich, — »aber ich will dich zu ihm bringen.« Und nun eilt er mit verdoppelten Schritten zu den Eltern des Kindes.

Die Mutter, der ihr todtgeglaubtes und jetzt todtenähnliches Kind so ganz unvorbereitet in's Auge fällt, sinkt in Ohnmacht. Man holt also schnell den Vater aus der Kirche, und da die Predigt bald nachher geendigt ist, strömt das ganze Dorf ihm nach.

Die Verständigen unter den Anwesenden gaben den Rath, das matte Kind sogleich auszukleiden, und in sein Bette zu bringen. Das geschieht, und man findet zum Erstaunen aller Umstehenden fast keine Spur von Nässe an ihm. Zugleich reicht man ihm etwas Suppe, aber immer noch genießt und bewegt es sich sehr wenig; mit schlaffen Muskeln und starrem Blicke liegt es in seiner Wiege.

Nur allmählig erholt es sich, und genießt immer etwas mehr, bis es nach einigen Stunden mit ziemlichen, ja selbst mit gutem Appetit ißt und trinkt, durch Pflege jeder Art in Kurzem wieder zur gänzlichen Gesundheit und Heiterkeit gelangt, und so seinen Eltern

zum Zweitenmale von Gott geschenkt wird. Die Leibes- und Seelenkräfte des Knaben haben durch diesen Vorfall um nichts gelitten. Er wuchs auf wie jeder Andere, diente nachmals als Soldat unter dem Hallischen Garnisons-Regimente, und genoß einer dauerhaften Gesundheit.

Daß die nahe Nachbarschaft des Rehes zur Erhaltung des Kindes beigetragen habe, ja dazu unentbehrlich gewesen sey, bezweifelt Niemand; denn unter andern Beweisen dafür hat der Häusler Heinrich sogleich und nachher immer versichert, er habe das graue Fleckchen (das Kind) schon beim ersten auseinanderbeugen des Busches dicht bei der Rehkuh liegen sehen, und es für eins oder zwei Junge gehalten.

Auch ist folgendes Gespräch mit dem Kinde vielmals wiederholt; und dadurch Allen bekannt geworden und bekannt geblieben.

Fragende: »Wo bist du denn so lange gewesen, Gottlieb?«

Kind: »Im Holze.«

Fragende: »Wer war denn da bei dir?«

Kind: »Ein Kalb.«

Fragende: »Biß es dich denn nicht?«

Kind: »Nein, es biß mich nicht.«

Ferner versichert einer der vernünftigsten Männer in Lochau, der damals 12 Jahre alt war, Essen und Trinken über diesen Vorfalle vergaß, und den ganzen Tag über im Richter'schen Hause blieb, den ganzen Nachmittag bemerkt zu haben, wie das Kind gesund und munter hinterm Tisch auf der Bank hin und her lief, und auf die immer wiederholten Fragen der neu angekommenen Dörfler mit seiner sonstigen Lebhaftigkeit, aber immer auf die gleiche Weise geantwortet,

z. B. auf die Frage: »Was hast du denn so lange gegessen?« jedesmal erwiedert habe:

»Das Kalb gab mir seinen Pietz (Mutterbrust) in den Mund.«

Wahr ist es, wenn man auf die Umstände und auf die mancherlei Gefahren des Kindes sieht, so ist es fast nicht denkbar, daß es ohne Dazwischenkunft irgend eines andern Wesens erhalten werden konnte.

Ich erwähne des Ungeziefers kaum, das sich doch wirklich in den Gehölzen an der Elster umher nach großen Ueberschwemmungen in unbeschreiblicher Menge findet, und den gesunden Erwachsenen selbst, wie viel mehr ein durch Hunger und Durst geschwächtes hülfloses Kind in einigen Tagen und Nächten bis auf den Tod quälen würde; aber daß ein zweijähriges Kind nach einer starken Bewegung (denn gewiß war es doch lange umhergeirrt, seine Eltern zu suchen), vom Freitage Nachmittags an bis zum Sonntage gegen Mittag, ohne alle Nahrungsmittel bleiben, und dennoch sein Leben behalten könne, ist durchaus nicht wahrscheinlich.

Am wenigsten aber ist zu begreifen, wie es bei der allgemeinen Wasserfluth (welche immerdar als auffallend groß geschildert worden ist) nicht entweder ertrunken, oder weggeschwemmt, oder doch tödtlich durchnäßt und erkältet wurde.

Von Nässe fand man aber keine Spur an ihm, nach der Aussage aller damaligen Zeugen. Und doch versichern ebenfalls Alle, daß die Kälte, welche auf das schreckliche Gewitter folgte, so ungewöhnlich groß war, daß man hätte meinen sollen, sie allein werde und müsse das Kind tödten.

Dieß Alles kann man sich wohl nicht anders, als durch Hülfe der Hindinn oder Rehkuh erklären, die

durch wunderbare Fürsorge Gottes während der drei Tage dem Kinde Mutterstelle vertreten sollte.

17.

Ulrich V., Graf von Buchhorn.

„Frömmigkeit, treuer Sinn,
Lohnen sich immerhin.“

I.

»Dieß, ehrwürdiger Herr, ist der Ahnensaal unseres Hauses,« sprach der Kastellan des Schlosses Buchhorn zu einem Pilger, dem er eben die hohen Pforten des Saales öffnete, »ich habe Euch nun durch alle Gemächer des herrlichen Baues geführt, und Ihr mögt daraus auf die Größe und den Reichthum des Geschlechtes schließen; diesen Raum aber betrete ich mit heil'ger Scheu, und wenn eine Thräne in meine gebrochenen Augen tritt, so vergebt dem Greise, der hier den Abschied von dem Glücke seines Lebens genommen hat. Hier hat zum Letztenmale Frau Wendelgard in Jugend und Blüthe, in prangender Schönheit die Ihrigen versammelt, die ihr treu und lieb waren, seit dem Tode unseres erlauchten Herrn. Von hieraus ist sie fortgezogen in die Zelle der heiligen Wilborada bei St. Gallen, um dort den Schleier zu nehmen, und in seliger Erinnerung ihres verstorbenen Gemahls blos nur dem Herrn zu dienen, und in einer unausgesetzten Reihe von Wohlthaten den Schmerz ihrer Brust zu lindern. Keine Lust des Lebens soll mehr ihr Herz erfreuen, und in dieser Burg ist das Leben aus. Mir dünkt beinahe, die hehren Gestalten dieser Gemälde,

die Conterfeye des ritterlichen Geschlechtes, haben ihre heiteren Antlitze verwandelt, und sehen jetzt ernster herab als sonst. Seht nur, wie der Staub die schönen Bilder bedeckt, daß man von den prächtigen Gewändern und den Wappenbildern allen kaum mehr etwas erkennen kann. — Dieß ist Ulrich I., Graf von Buchhorn. Es ist der Stifter des Hauses, das fortbestehen sollte, so lange die Welt Geschlechter zählt, wegen seiner absonderlichen Tugend und seines Heldenmuths, den er vererbt hat an seine Enkel. Dieses Bild, ehrwürdiger Herr, wenn Ihr ein Deutscher seyd, wie es Eure Sprache und Euer adeliches Wesen zeigt, brauch ich Euch nicht zu nennen. Karl der Große lebt in tausend und tausend Bildern, aber die Buchhorner dürfen ihn stellen in die Reihe ihrer Ahnen, denn seine Gattinn war Hildegard, Gräfinn zu Buchhorn, und ihr Leben und Wirken hat Karln beglückt, und über ihrem kristallenen Sarge hat Karl geweint. Sie war der Spiegel seiner Größe, die Seele seiner Thaten.«

»Dieß ist Arribo, Graf zu Buchhorn und Schale, der die Besitzungen des Hauses vermehrt und seine Größe gehoben hat. Von ihm leben gar wunderliche Sagen im Munde des Volkes. Diese Wände aber bedecken lauter ritterliche Blumen des Geschlechtes mit ihren Frauen, mit manch früh gewelktem Zweige und manch gestorbener Hoffnung, Männer mit dem Preis der Ehre, Frauen mit dem Preis der Tugend. Und so kommen wir auf Herrn Burkhard, meines erlauchten Herrn Bruder, Markgrafen zu Oesterreich, der dem Kaiser Konrad gegen die Herzoge Luitfried, Erchinger und Berchthold von Allemanien zu Hülfe geschritten ist, und den der Kaiser belehnt hat mit der Würde eines Herzogs von Schwa-

ben; jetzt ist er hinausgezogen mit einem Heere gegen Rudolph von Burgund, und soll ihn geschlagen haben bei Winterthur.«

»Er hat ihn geschlagen bei Winterthur, den stolzen Burgund, und hat ihn zu Regensburg vermocht vor dem Kaiser das Knie zu beugen,« sprach der Pilger mit einer kräftigen Stimme, daß ihn der Kastellan dabei mit verwunderten Augen ansah; aber der Pilger mäßigte sich, nur sein Auge erglänzte noch, und es war, als blitzten aus demselben Strahlen des Entzückens nach dem Gemälde des Burkhard.

»Ihr kennt also seine Thaten?« sprach der Kastellan.

»Ihr Ruf ist mir entgegen gekommen auf den Heerstraßen meines Weges.«

»Nun, sollen da meine Augen nicht in Thränen ersterben und mein altes Leben vergehen? Herr Burkhard ist der Bruder meines todten, meines erschlagenen Herrn!« Bei diesen Worten trat er zu dem Bilde Ulrich V. »Da sehet, wie seine milden Augen auf uns niederschauen, als stände er lebendig vor mir altem Knechte. Hast Du Deine Lorbeern nicht heimbringen können, und war es Dir nicht vergönnt, noch einmal Dein herrliches Weib zu sehen, noch einmal Deines Hauses Herd zu grüßen! Seht, ehrwürdiger Herr, dieser war es, der den Namen seines Hauses verewigte; dieser war es, von welchem man sprach, wenn es hieß, »der Buchhorner kommt;« dieser war es, der die Landplage Deutschlands, die barbarischen Horden, die unser Vaterland vom Osten her zerstören und verheeren, schon zweimal zurückgetrieben hatte über die Marken Oesterreichs. Nun ist die Säule des Reiches gefallen und über ihre Trümmer hinweg schreiten immer von Neuem und siegreicher die barbarischen Schwärme.

Keiner von den Helden, die hinausgezogen gegen sie, that es Ulrich V. gleich. Nun denn, laßt mich schweigen: Es sind nun beinahe zwei Jahre, daß er zum Letztenmale gegen die Hungarn zog, und nichts ist von ihm zurückgekommen, als die Botschaft von seinem Tode mitten auf dem Schlachtfelde, welches die Sieger behaupteten. Kaum zwei Jahre mit seiner Gattinn vermählt, deren Schönheit dieses Bild mit allzuschwachen Farben wieder giebt, blieb sie als Wittwe zurück. Erlauchten Stammes, Enkelinn Herzog Heinrich's von Sachsen, wies sie jede Bewerbung zurück, wie es einem solchen edlen Bilde von Frauentreue und Liebe ziemt. Ei, was stellten sich da für fürstliche Werber ein; was wimmelte es da von Herzogen und Fürsten, Grafen und den edelsten Herren; was gab es da aus allen Ländern Ehrenboten, begleitet von prächtigem Gefolge und reich ausgestattet mit lockenden Geschenken! Aber Alles blieb fruchtlos. Des Treibens war gar lang kein Ende, bis endlich die Gräfinn ihre stillen Wünsche dem Bischof Salomo III. von Constanz kund gab. Dieser fromme Mann billigte Alles, was sie zu unternehmen gesonnen war, und kurz nach seiner Abreise von hier schloß Wendelgard ihre Rechnung mit dem Irdischen ab, und begab sich, begleitet von den Segenswünschen der Ihrigen, in die Zelle der heiligen Wilboroda, allwo sie den Schleier genommen hat. Dieß, ehrwürdiger Herr, ist die Geschichte unseres erlauchten Hauses. Mit Ulrich ist nunmehr sein reichster und blühendster Stamm erloschen.«

Der Kastellan schwieg und trocknete seine Thränen, der Pilger aber starrte unverwandt nach dem Bilde Wendelgard's. Sein Antlitz schien in wehmüthiger Freude zu erglühen. »Und Ihr sah't seit je-

ner Zeit Eure Herrinn nicht mehr?« fragte der Pilger.

»Allwöchentlich, Herr, erscheint sie auf dem Platze vor der Burg, wo wir denn sämmtlich hinausschreiten und Zeuge sind von den Wohlthaten, die sie an Arme und Mühselige ausspendet. Da naht aus den entferntesten Gegenden, was Hülfe bedarf, — und wird beschenkt und getröstet wieder hinweggeschickt. Sie geht dann in die kleine Kapelle der Burg und betet an dem Steine, den sie zum Andenken ihres Gatten in derselben errichten ließ, und da fließen ihre heißen Thränen noch immer, wie am ersten Tage der trostlosen Nachricht seines Todes.« —

»Genug, genug, Alter!« sprach der Pilger, indem er seinen Stab erfaßte, und eilig aus dem Saale schritt, »habt Dank für Eure Erzählung; Ihr habt den Pfeil der Wehmuth gar tief in mein Herz gedrückt, und ich muß fort, um meine Sinne wieder zu erlaben und zu stärken für einen weiten, vielleicht sehr langen Weg!«

Der Kastellan begleitete den Pilger aus den Hallen der Burg. Dieser aber verschwand bald tief unten an den anmuthigen Ufern des Bodensee's.

II.

Kurz nach dieser Begebenheit pochte es eines Tages gar heftig an der Klosterpforte der heiligen Wilboroda. Auf die Frage der Pförtnerinn rief eine rauhe Stimme: »Ich bin es, der Kastellan von Buchhorn, und habe dringend mit Frau Wendelgard zu sprechen.«

Die Pforte öffnete sich, und der Kastellan wurde hinaufgeführt in das durch ein breites Gitter abgeschlossene Sprachzimmer. Nach einer kurzen Pause er-

schien Frau Wendelgard. Wer hätte in dieser Gestalt die reiche Erbinn des Buchhorner's und die Enkelinn Heinrich's gesucht! Härenes Gewand umgab ihre edlen Glieder, ein dichter Schleier wallte von ihrem Haupte, und verbarg das schöne, von Gram gebleichte Antlitz. Ihre Hände ruhten auf einandergelegt unter ihrer Brust, und sie trat ruhigen Schrittes, eine Abgeschlossene mit dieser Welt, gegen das Gitter. Ihre Worte waren von einer gedämpften und milden Stimme begleitet.

»Was führt Dich zu mir, Henne? Ist ein Unglück geschehen? oder bringst Du mir sonst eine wichtige Botschaft?«

»Erlauchte Frau, eine sonderbare, beinahe unglaubliche Treulosigkeit hat sich auf dem Schlosse zu Buchhorn ereignet; ich schäme mich, dieses Wort auszusprechen, da ich, ein alter, treuer Diener Eures Hauses, solch eine Schande unter den Eurigen noch nicht erlebt habe. Wir vermissen seit gestern den Knappenvogt Konrad, unsern wackersten Burschen, und nicht, daß irgend ein Unglück ihm zugestoßen seyn könnte; nein, es scheint eine absichtlich vorbereitete Flucht zu seyn. Früher als sonst trieb er am gestrigen Tage alle die Seinigen zur Ruhe, übernahm selbst in der Nacht die Aufsicht über die äußern Absperrungen, und ritt unter dem Vorwande, eine Runde zu machen, auf dem besten Gaule aus dem Schlosse. Seine Kammer ward heute in Ordnung gefunden, nur vermißte man darin seine auserlesensten Waffenstücke. Uebrigens hatte er am Tage vorher Alles treu berichtigt, was er irgend an Einen oder den Andern schuldete.«

»Und habt Ihr keine weitere Kunde über ihn eingezogen? hat Niemand den Fliehenden bemerkt?« »Ei

wohl, und das ist es eben, was mich bewegt, hieher zu Euch zu kommen. Unweit des Weilers, wo sich das Ufer des Bodensee's nach St. Gallen erhöht, wollte ihn Görge Hanns erblickt haben, wie er im Walde einer Thalschlucht zuritt, und einige Zeit sein vom wilden Ritte schnaubendes Roß rasten ließ. Während er es nun langsam in der Thalschlucht hin und her lenkte, sey hastig ein Pilger daher gekommen, auf welchen er gewartet zu haben schien; Beide haben lange miteinander gesprochen, endlich habe der Pilger ihm ein Pergament überreicht und dabei einen Säckel mit Geld aufgedrungen. Görge Hanns erzählt, daß er, während der Pilger in den Wald verschwunden sey, von Konrad bemerkt worden war, und mit den Worten: Was lauschest Du hier, Wicht! sey dieser wild herangesprengt.«

»Nun, ich hole mir Holz,« erwiederte Görge Hanns.

»Hundebrut von einem Kriecher!« war die Antwort, und gab seinem Roß die Sporen und begann davon zu sprengen; nach einigen Schritten hielt er jedoch nochmal an und rief nach Görgen zurück: »Grüße mir morgen die Buchhorner, wenn sie aufstehen, und sag' ihnen, der Konrad, der Nichts fürchtet, als Gott allein, sey in eines andern Herrn Dienste getreten, und prophezeihe ihnen, sie würden ihm nachfolgen und so treulos werden, wie er!«

»Das, erlauchte Herrinn, riecht gar sehr nach Verrath, und ich bitt' Euch, die Buchhorner in salbungsreicher Rede, wie sie Euch gar sehr zu Gebote steht, an ihre Treue und Pflicht zu ermahnen. Es treibt sich gar sonderbares Gesindel herum, und die bevorstehende Kaiserwahl sucht Parteien und Uebergän-

ger. Auch scheint es, daß der Pilger, welcher vor einigen Tagen mit so scheinbar großem Antheil die Burg besucht hat, keine lauteren Gesinnungen hegte. Sein Blick, der zwar in Thränen zu baden schien, hat auf allen Gegenständen sehr aufmerksam gehaftet, als wollte er so recht die Festigkeit der Burg und ihre Stärke an Männern kennen lernen.«

»Mag seyn,« sprach die sanfte Wendelgard, »mögen meine Vettern, die Ihr benachrichtigen könntet, für derlei Fälle Sorge tragen, ich will den Meinigen, auch nicht durch ein einziges Wort, Veranlassung geben zu glauben, daß ich an ihrer Treue zweifle. Was den Konrad betrifft, so wünsche ich, daß der Himmel ihm seine Treulosigkeit nicht als Schuld anrechne. Ich verzeihe ihm; hat er doch meinem Ulrich so treu gedient, und war er es doch, der mir die letzten Nachrichten von seinem unglücklichen Kampfe überbracht hat. Niemand bemühe sich, ihn aufzufinden, und hat er ein besseres Schicksal gesucht, so mög' es ihm werden. Ich halte keinen, der mir einmal so treue Dienste geleistet hat, wie Konrad.«

Schweigend, aber mit bedenklicher Miene, begab sich der Kastellan zurück auf das Schloß und that nach der Gräfinn Gebot.

Nicht lange Zeit währte es, so fesselte eine andere Gestalt, obgleich nur flüchtig, seine Aufmerksamkeit. Am Tage, nämlich wo die Gräfinn gewöhnlich herabkam auf den Platz des Schlosses Buchhorn, und jeder sich beeilte durch Bestrebungen aller Art ihr gefällig zu seyn, bemerkte man unter der Menge der Armen, die daher kamen, um einiges Almosen aus ihren Händen zu empfangen, einen Greis, gekrümmt von Jahren, und wie es schien, ermattet von den Beschwer-

den des Weges, den er gekommen war. Er wurde bisher noch niemals an diesen Versammlungstagen gesehen. Aber auch er wurde bedacht und empfing zitternd aus der Hand der Gräfinn die kleine Gabe. Von nun an kam er jedesmal hieher, so oft die Armen sich versammelten. Auf die an ihn gerichteten Fragen, nannte er sich den Diener eines ritterlichen Herrn, dem er nachziehen sollte auf seine Burgen, und gab an, daß seine körperliche Schwäche ihm jedoch gebiete zu bleiben, wo er ist. So lebe er von nichts, als dem Almosen der Dame, und wohne in einer verlassenen Hütte des Waldes, die ihn vor wilden Thieren und vor den Stürmen der Witterung schütze. Gar sehr rührten diese Worte das Herz der Gräfinn, und sie befahl, ihm warme Speisen zu reichen, und ihm Obdach zu geben in der Burg. Er aber genoß nichts von den Speisen, so sehr man ihn auch dazu bewegen wollte, und begab sich immer wieder zur Hütte in den Wald.

III.

So mochte denn beinahe ein Jahr vergangen seyn seit der Zeit, als Konrad entwich, und der Alte sich allwöchentlich einzufinden pflegte. Da kündigte sich einer dieser Tage feierlich an, denn nicht nur, daß es der Erinnerungstag an Ulrichs Tod war; es war auch Bischof Salomo von Constanz zu Buchhorn eingetroffen. Die Kapelle in der Burg war festlicher erleuchtet, denn der Bischof wollte selbst die feierliche Handlung halten, und die Gräfinn derselben nach Vertheilung der Almosen beiwohnen.

Bei dem Erscheinen des frommen Mannes stiegen wieder die Bilder der Vergangenheit aus ihrer Brust

empor. Er war es, in dessen Brust sie das Geständniß ihrer unauslöschlichen Liebe niederlegte; er war es, der einst den Segen über den Bund der Treue gesprochen hatte; und er war es, der ihrem Wunsche zur Absonderung von den äußern Verhältnissen der Welt beistimmte.

Sie weinte jetzt in seiner Gegenwart neue Thränen der Erinnerung und des trostlosen Schmerzes. Salomo sprach mit so großer Wärme, mit so großer Lebhaftigkeit von Ulrich, daß sie endlich bitten mußte, Erinnerungen, die ohnedieß ewig ihre Brust zerrissen, nicht mit so unbarmherziger Beredsamkeit aufzufrischen. »Gräfinn,« sprach endlich Salomo, »ich hoffe Euch heute in der Kapelle Eurer Burg noch andere Thränen weinen zu sehen, als in dieser Stunde, wo Ihr mich der Grausamkeit zeihet. Legt Euern Schmerz in die Hände dessen, der alle Wunden heilt, und vertheilt nur heute recht reichlich Eure Almosen; hört Ihr? Und vergeßt mir ja keinen.«

Es durchkreuzte bei diesen Worten Salomo's eine wunderbare Empfindung die Brust der Gräfinn, aber sie wollte ihr durchaus nicht nachhängen.

Schon waren viele Arme wieder auf dem Platze des Schlosses zu Buchhorn versammelt, unter denen sich wie gewöhnlich auch der Alte des Waldes, wie man ihn seit längerer Zeit benannt hatte, einfand. Auch die Bewohner des Schlosses, Kastellan Henne, mit mehreren Gästen aus dem Gefolge des Bischofs waren zugegen. Eine feierliche Stille herrschte, und Wendelgard erschien bald in der Mitte der Ihrigen. Ihr folgte Bischof Salomo, um Zeuge ihrer Handlung zu seyn. Wendelgard aber begann ihr Geschäft mit Vertheilung und Tröstung, und schloß,

wie sie es immer pflegte, bei jedem Betheilten mit den Worten: »Betet für meinen verstorbenen Gemahl!« Da kam nun die Reihe auch an den Alten, der, als sie zu ihm kam, sichtbarlich bewegt, zu ihren Füssen sank.

»Steht auf!« rief die Gräfinn, »was bewegt Euch?«

»Knieend will ich die letzte Gabe aus Euren frommen Händen empfangen. Edle Frau, der Himmel hat mein inbrünstiges und demüthiges Gebet erhört, und hat mir wieder so viele Kräfte gegeben, um nach einer langen Zeit bitterer Entbehrung und Entsagung heimkehren zu können zu den Meinen. Ich habe Euch verschwiegen, wie ein ganz ähnliches Schicksal, wie jenes Eures Gatten Ulrich von Buchhorn, meinem Herrn und Gebieter, dem ich beim Himmel als der treueste Diener auf dieser Welt folge, getroffen hat. Nun ist er, edle Dame, auf langjähriger Abwesenheit und als Todter beweint, wieder zurückgekehrt zu seiner treuen und geliebten Gattinn.«

Wendelgard bebte; eine heiße Gluth übergoß ihr Antlitz; es lag etwas in der Stimme des Alten, das ihre Brust durchschnitt, es war mehr als die Sprache eines Dieners, die zu ihr geredet wurde. Sie blickte starr nach dem Alten, dann nach dem Bischofe, der sich an die Seite gedrängt hatte, und mit freudeglühendem Auge bald nach dem knieenden Alten, bald nach der zitternden Gräfinn sah.

»Hat er seine Gattinn gefunden?« sprach der Bischof.

»Er hat sie gefunden, aber eine Dienerinn des Herrn.«

Bei diesen Worten, die er mit seiner natürlichen Stimme ausrief, erhob er sich von der Erde, streckte

beide Arme nach Wendelgard, die mit einem Schrei des Entsetzens ohnmächtig zur Erde sank. Der Alte warf jetzt seine verstellende Kleidung hinweg. Alle, die umhergestanden waren, hatten sich schon während der ganzen Scene hinzugedrängt, und erkannten jetzt in Blüthe der Kraft und Schönheit ihren vermißten Herrn. Da stürzte Kastellan Henne, der Erste, zu seinen Füssen, und Einer rief es dem Andern zu: »es ist der Herr! der Buchhorner ist's! Herr Ulrich, unser gnädiger Herr ist's!« Dieser aber war mit freudeglühendem Antlitz beschäftigt, seine Gattinn, die er an dem Arm gefaßt hatte, zu erwecken, sie schlug die Augen auf, sie starrte nach ihm, sie erkannte ihn.

Sie aber entwand sich seinen Armen. »Ulrich! Ulrich!« rief sie, ich bin die Braut des Himmels, und kann nicht mehr deine Gattinn seyn; aber ich will freudig mein Gelübde erfüllen, denn der Himmel hat meinen höchsten Wunsch erhört, ich habe ihm dafür Alles, Alles — mich selbst — zum Opfer gegeben.«

Während dieser Zeit hatte der Bischof ein Zeichen mit der Hand gegeben, und man hörte dumpfes Gemurmel, endlich Stimmen, welche riefen: »der Konrad, der wilde Konrad kommt!« Da vernahm man das Heransprengen eines Rosses, und es war wirklich Konrad, der aus des Waldes Hinterhalt herbeigesprengt kam in die Versammlung. Alles wich zurück, und als er vor den Glücklichen stand, sprang er von seinem Rosse, und schritt mit einer Pergamentrolle in der Hand vor die Gräfinn.

»Diesen Brief,« sprach er, »bring ich von der Versammlung der Bischöfe zu Constanz an Euch, erlauchte Frau.«

»Von Constanz?« rief die Gräfinn, und warf ei-

nen staunenden und fragenden Blick nach dem Bischofe Salomo von Constanz.

»Oeffnet! öffnet!« sprach dieser.

Sie öffnete, las, und die Urkunde entsank ihren Händen. Es war die Urkunde, kraft welcher Frau Wendelgard durch die Kirche von ihrem einfachen Klostergelübde losgebunden, und auf's Neue ihrem Gatten zurückgegeben wurde.

18.

Der reiche Mann.

„Nur in reiner Brust
Wohnt des Friedens Lust.“

An einem Winterabende, als Herr C.... mit seinen Kindern, Alwin und Theodor, am Kaminfeuer saß, wurde ihm ein schwarz gesiegelter Brief gebracht, den er mit sichtbarer Bewegung las. Nachdem er ihn gelesen und wieder gelesen, faltete er ihn langsam zusammen, und, ihn lange zwischen beiden Händen haltend, sah er gedankenvoll in das Feuer. Die Kinder betrachteten ihren Vater mit gespannter Erwartung. Endlich brach er das Stillschweigen und sagte: »Erinnert ihr euch noch des prächtigen Pallastes in der Gegend von Hamburg, den wir im vorigen Jahre auf unserer Reise besahen, und der so Vieles enthielt, was Euere Bewunderung erregte?«

»Du meinst das schöne Schloß, sagte Alwin, das in der schönen Ebene am Flusse liegt und schon in der Ferne einen so herrlichen Eindruck macht. Ach, welch ein köstliches Haus! Alle Wände darin waren mit den

schönsten Gemälden, alle Treppen und Säle mit Bildsäulen geschmückt.« »O, ich sehe noch das herrliche Zimmer, fiel Theodor ein, wo an den hellblauen seidenen Tapeten die schönsten Blumen, Schmetterlinge und Paradiesvögel gemalt waren, als ob sie lebendig wären, und das Naturalienkabinet, wo wir so viele ausländische Thiere sahen.«

»Aber das schönste, fuhr Alwin fort, war doch der Park, der uns wie eine unbegrenzte Landschaft vorkam, und an Alles, was wir je von paradiesischen Gegenden gehört hatten, erinnerte. Die marmornen Tempel, die schäumenden Wasserfälle, die stillen und kühlen Grotten — das Alles steht mir jetzt noch vor Augen, und ich weiß noch gar wohl, wie wir auf jenem freien Platze durch etwas Neues und Schönes überrascht wurden.«

»Eben da war es, setzte Theodor hinzu, wo uns die Gold- und Silberfasanen erschreckten, die so schnell vor uns aufflogen. Was für eine Menge seltenen Geflügels war da zu sehen! Und wie wünschten wir das Alles immer und immer genießen zu können!«

»Ihr prieset den Besitzer aller dieser Dinge sehr glücklich, sagte der Vater, und ich erinnerte euch, wenn ich nicht irre, daß man sich noch gar Manches hinzu wünschen müsse, um sich eines solchen Besitzes erfreuen zu können.«

»Du sagtest, fiel Theodor ein, ein Kranker würde doch gegen alle diese Güter ziemlich gleichgültig seyn, und wer ein unruhiges Gewissen hätte, könnte sie gar nicht genießen.«

»Auch müßte man Freunde haben, die sich mit uns erfreuten,« setzte Alwin hinzu.

»So ist es, meine Kinder, fuhr der Vater fort,

und die Geschichte des Mannes, dem jenes prächtige Haus gehörte, beweist die Richtigkeit dieser Bemerkung nur allzusehr. Er ist vor wenigen Tagen gestorben, dieser unglückliche Mann, und dieser Brief giebt mir die Nachricht, daß ihm endlich der Wunsch gewährt worden, nach dessen Erfüllung er sich so lange gesehnt habe, daß er nämlich gestorben sey.

Die Kinder wünschten zu wissen, worin das Unglück des reichen Mannes bestanden habe. Der Vater befriedigte ihren Wunsch durch folgende Erzählung:

»Herr Adams, so hieß dieser reiche und unglückliche Mann, war der Sohn eines kleinen Krämers in Niedersachsen, der sehr frühzeitig in dürftigen Umständen starb, und diesen Sohn und eine Tochter hinterließ. Ein weitläufiger Verwandter des Verstorbenen nahm sich des Knaben an, und brachte ihn zu einem Kaufmanne in Hamburg in die Lehre. Die Tochter war genöthigt, Dienste zu suchen. Adams war ein Knabe von trefflichen Anlagen. Er bemühte sich, seinem Herrn zu gefallen, verrichtete seine Geschäfte mit großer Aufmerksamkeit und Treue, und wußte noch außerdem Zeit zur Erlernung angenehmer und nützlicher Kenntnisse zu gewinnen. Dieser Eifer blieb nicht unbelohnt. Sein Herr zeichnete ihn bald vor allen seinen übrigen Dienern aus, vertraute ihm die wichtigsten Geschäfte und sah sie unter seinen Händen gedeihen. Mehrere Unternehmungen, die er auf Adams Rath gewagt hatte, gelangen über alle Erwartung, erweiterten sein Ansehen und seine Verbindungen und brachten ihn bald in den Besitz eines Vermögens, das sich durch kluge Verwendung mit jedem Tage vermehrte. Zur Dankbarkeit ernannte er den Diener zu seinem Handelsgenossen.

»Adams genoß sein Glück ohne Uebermuth. Seine Geschäfte verrichtete er mit Leichtigkeit, und da sie ihm oft Gelegenheit zu reisen gaben, benutzte er diese, seine Kenntnisse zu bereichern und seinen Geschmack zu bilden. Sein Geschäftskreis erweiterte sich immer mehr; sein Charakter gewann an Festigkeit; der Verkehr mit Menschen der verschiedensten Art gab ihm Gewandtheit, und so war es kein Wunder, daß er überall Achtung und Liebe fand. Die Reichen suchten seinen Umgang, weil er liebenswürdig war; die Aermeren seinen Rath und oft seine Unterstützung, und überall war er bereit, das Beste zu rathen und nach Kräften zu helfen. Ihr könnt leicht glauben, daß er bei diesen Gesinnungen seine arme Schwester nicht vergaß. In der That zog er sie aus ihrer Dürftigkeit und verheirathete sie an einen wackern Mann, der durch Adams Unterstützung in eine sehr bequeme Lage gesetzt wurde.

Nach Verlauf von einigen Jahren ward sein ehemaliger Herr krank, und da er früher noch, als die Aerzte, die Hoffnung verlor, wieder aufzukommen, ließ er seinen Handelsgenossen zu sich rufen und sagte ihm: »Ich werde nicht mehr lange leben; es ist Zeit, daß ich mein Haus bestelle. Noch heute will ich meinen letzten Willen niederlegen, in welchem ich Dich zu meinem einzigen Erben ernannt habe. Du verdienst es, denn Du hast das Meinige treu verwaltet und es zehnfach vermehrt. In Deinen Händen wird es gedeihen, und ich darf nicht fürchten, den mühsamen Erwerb meines Lebens nach meinem Tode leichtsinnig zerstreut zu sehen. Die Kinder meiner Schwester sind ausgeschlossen. Sie haben sich nicht nach meinem Willen gefügt, und ich bin überzeugt, daß sie sich auf meinen Tod freuen. Diese Freude soll ihnen verbittert werden.«

Alle diese Umstände weiß ich größtentheils aus Herrn Adams eigenem Munde. Ich hatte einst einige Geschäfte mit ihm gemacht, und besuchte ihn vor mehreren Jahren. Er schloß mir sein ganzes Herz auf. Als er an diesen Punkt seiner Geschichte kam, rief er aus: »Ich Unglücklicher! Ich glaubte bei dieser Entdeckung auf dem Gipfel des Glücks zu stehen, und ich ahnete nicht, daß mir das Schicksal eine gefährliche Schlinge gelegt hatte.«

»Dringende Geschäfte, fuhr er fort, nöthigten mich unmittelbar nach diesem Auftritte zu einer kleinen Reise, die ich früh genug zu beendigen glaubte, um meinen Freund noch am Leben zu finden. Der Himmel hatte es anders beschlossen. Meine Geschäfte verlängerten sich unerwarteter Weise; er starb während meiner Abwesenheit, und erst einige Monate nach seinem Tode kam ich nach Hause zurück, um meine Erbschaft in Besitz zu nehmen.

»Die nächsten Verwandten meines verstorbenen Freundes waren ein Neffe und eine Nichte, die, ich weiß nicht wodurch, seinen Unwillen auf sich geladen hatten. Ihre Lebensart mochte nicht die regelmäßigste gewesen seyn, und sie hatten in Hoffnung auf die reiche Erbschaft ihres Oheims eine große Schuldenlast aufgehäuft. Auf die erste Nachricht von dem Tode des reichen Verwandten waren sie herbeigeeilt, und hatten das Testament öffnen lassen. Der unerwartete Inhalt desselben hatte sie in die größte Bestürzung gesetzt; sie waren in die heftigsten Verwünschungen gegen mich ausgebrochen; sie hatten Versuche gemacht, den Willen ihres Oheims umzustoßen; aber umsonst. So in allen ihren Erwartungen getäuscht, von ihren Schuldnern verfolgt, sahen sie sich genöthigt, die

Flucht zu ergreifen. Man sagte, sie hätten ihren Weg nach England genommen.«

Herr Adams nahm nun Besitz von einem unermeßlichen Vermögen, das sich in seinen Händen durch Glück und Fleiß noch täglich vermehrte. Der Besitz einer vortrefflichen Frau erhöhte sein Glück, und innerhalb zweier Jahre wurde er durch sie mit einem Sohne und einer Tochter erfreut.

Damals war es, wo er das schöne und geschmackvolle Haus erbaute, das ihr so sehr bewundert habt. Er hatte auf seinen Reisen Vieles gesehen und besaß ausgebreitete Bekanntschaften mit Künstlern und Kunstkennern. Diese benutzte er jetzt, und ihr habt selbst gesehen, welch eine Menge der schönsten Verzierungen er zusammen gebracht hatte. In einem bezaubernden Aufenthalte lebte er die glücklichsten Tage in dem Schooße seiner Familie und in einem angenehmen Kreise geistreicher Freunde, die sein Reichthum und die Annehmlichkeiten seines Hauses um ihn versammelten.

Herr Adams schilderte mir die Glückseligkeit, die er damals genossen, mit den lebhaftesten Farben. »Alle meine Wünsche waren erfüllt, sagte er unter Andern, oder vielmehr, mein Glück übertraf Alles, was ich mir je hätte träumen lassen. Wenn ich an der Seite meiner Frau vor meinem Hause saß und meine Kinder auf meinen Knieen schaukelte, glaubte ich ein Paradies zu meinen Füssen zu sehen, und dachte mich als den Beherrscher desselben. Aber das glückliche Loos, das mir vom Himmel gefallen war, hatte meine Blicke von dem Himmel abgelenkt. Ich hatte die Wandelbarkeit alles menschlichen Glückes vergessen. Ich wollte glücklich seyn — ohne Gott. Ach, erst dann, als mir der edelste und beste Theil dessen, was ich

mein nannte, verloren war, dachte ich wieder an Gott, und mein bekümmertes Herz suchte den auf, den ich in meiner Freude vergessen hatte. Sie sehen meine Leiden, setzte er hinzu, und doch ist das, was Sie sehen, nur ein geringer Theil derselben.«

Als mir Herr Adams dieses sagte, lag er in einem kleinen Zimmer seines Landhauses, in das kein Strahl der Sonne drang, auf einem Bette, dessen Vorhänge sich nur selten öffneten. Eine unheilbare Gicht hatte sich fast aller seiner Glieder bemächtigt und seine Augen so sehr angegriffen, daß ihm oft der matteste Schimmer des Lichtes unerträglich war. Die geringste Bewegung verursachte ihm die peinlichsten Schmerzen. Nur selten nahm er Besuch an, und seine verwittwete Schwester war die einzige Person, die er in seinem Zimmer dulden mochte, und die für seine Bedürfnisse sorgen durfte. Sein Haus war öde, und, wo man ehedem die Stimme der Freude zu hören pflegte, tönten jetzt nur die ängstlichen Seufzer eines unheilbaren Kranken.

Herr Adams hatte gerade damals einige leidliche Augenblicke. Als er sah, daß ich von seinem Zustande gerührt war, drückte er mir die Hand und sagte: »Ich will Ihnen mein ganzes Herz ausschütten. Sie nehmen Theil an meiner unglücklichen Lage, und ich fühle mich erleichtert, wenn ich meinen Kummer in eine theilnehmende Brust niederlegen kann.«

Er fuhr hierauf nach einer kleinen Pause fort: »Sechs Jahre hatte ich in der glücklichsten Lage gelebt, als mich meine Geschäfte nach London riefen, wo ich mehrere Monate verweilen mußte. Es war das Erstemal nach meiner Verheirathung, daß ich mich von meiner Familie entfernte. Meine Sehnsucht nach ihr war außerordentlich, und ich genoß wenig von den

Annehmlichkeiten der unendlichen Stadt. Mein Herz war beklommen, und die Ahnung eines großen Unglücks schien auf demselben zu lasten.«

»Eines Tages ging ich an einem Platze vorbei, wo man eben Anstalt machte, einige Straßenräuber aufzuknüpfen. Ich hatte nicht die mindeste Lust bei diesem Schauspiele zu verweilen; da ich aber zufälliger Weise in dem Gedränge hörte, daß der eine von ihnen ein Deutscher sey, zog ich doch weitere Erkundigung ein. Stellen sie sich meine Bestürzung vor, als ich den Namen Olivier hörte, den Namen des Mannes, den mein ehemaliger Herr mir zu Liebe enterbt hatte. Ich hoffte indeß noch einen Augenblick, daß er ein Anderer seyn könnte; aber da ich meine Augen auf den Richtplatz warf, stand derselbe Mann auf der Leiter, in dessen verstörten Mienen ich nur allzudeutlich die wohlbekannten Gesichtszüge des Enterbten fand.«

»Ich war bei dieser schrecklichen Entdeckung wie vom Donner gerührt. Ich eilte nach Hause ohne zu wissen, was ich that, und wie mir geschehen war. Und kaum hatte ich mich von der ersten Erschütterung einigermassen erholt, als ich einen Brief von meiner Frau bekam, in welchem sie mir schrieb, daß unsere Tochter am Scharlachfieber darnieder läge und auch an dem Knaben die ersten Zeichen der Krankheit sichtbar würden. Sie bat mich ruhig zu seyn und das Beste zu hoffen.«

»Diese Nachricht würde mich unter allen Umständen erschreckt haben; aber in diesem Augenblicke warf sie mich ganz darnieder. Es schien mir sogleich gewiß, daß meine Kinder ohne Rettung wären, und ich brachte, ich weiß selbst nicht wie, ihre Gefahr und Oliviers unglückliches Schicksal in eine traurige Verbindung. Was ich noch gar nicht gewagt hatte deutlich

zu denken, stand in diesem schrecklichen Augenblicke klar vor meiner Seele. Ich sagte zu mir selbst: Du bist die Ursache von Oliviers Verbrechen und Tod. Du besitzest das Vermögen, das ihm gehörte; du besitzest es, weil du dich mit keinem Worte für ihn verwendet, und seinen Oheim nicht mit ihm auszusöhnen gesucht hast. Jetzt, wo dieser Unglückliche, den die Verzweiflung aus seinem Vaterlande trieb, die Strafe für ein Verbrechen büßt, wozu ihn seine Hülflosigkeit nöthigte, leidest du in der Angst für deine Kinder einen doppelten Tod, und büßest für die Sorglosigkeit, mit welcher du das Unglück des Enterbten betrachtet hast.«

»Jetzt hatte ich in England keinen ruhigen Augenblick mehr. Ich mußte nach Hause, und glücklicher Weise fand sich ein Schiff, das eben zum Auslaufen bereit war. Meine Unruhe begleitete mich auf der Ueberfahrt, und immer stand das Bild meiner Kinder vor meinen Augen. Ach, ich sollte sie nicht wieder sehen! Während ich auf dem Meere umhertrieb, waren die Lieblinge meines Herzens ein Raub des Todes geworden.

Kaum war ich angelandet, als ich nach meinem Landhause eilte. Es wurde Nacht, ehe ich ankam, und ich sah von fern einen Theil des Hauses stark erleuchtet; in den dunklen Zimmern gingen bisweilen Lichter hin und her. Meine Unruhe war unbeschreiblich, und so schnell ich auch fuhr, schien mir doch der Wagen stille zu stehen. Endlich kamen wir an. Ich eilte die Treppe hinauf; Niemand begegnete mir. Ich riß den erleuchteten Saal auf, und — sah meine Frau im Sarge.

Herr Adams hielt bei diesen Worten inne, faltete die Hände und schien in der Erinnerung seines Schmerzes verloren. Dann fuhr er fort:

»Ich will Ihnen meine Empfindungen nicht beschreiben. Mein Schmerz war ohne Grenzen. Sinnlos war ich neben dem Sarge niedergefallen, in welchem meine geliebte Gattinn, lächelnd, lag. Ein heftiges Fieber ergriff mich; ich raste mehrere Tage lang, und die Aerzte gaben mich auf. Aber ach, ich hatte die Schaale meiner Leiden noch nicht geleert; ich wurde wider alles Erwarten dem Leben zurückgegeben.«

»Von dieser Zeit an erschien mir mein Haus, das vordem der Wohnsitz der Freude und Zufriedenheit gewesen war, wie ein offnes Grab, das meine Geliebten verschlungen hatte. Wohin ich trat, wohin ich meine Augen richtete, sah ich nichts, als die Spuren abgeschiedener Freuden, denen ich umsonst meine Thränen und Seufzer nachschickte. Aber auch der Genuß einer wehmüthigen Traurigkeit war mir nicht vergönnt; denn überall drängte sich Oliviers furchtbare Gestalt zwischen die theuern Schatten meiner Kinder und meiner Frau. Ich sah ihn wachend und schlafend. Wie oft bin ich in tödtlicher Angst von meinem Lager aufgefahren, wenn ich ihn im Traume sah, wie er meine Kinder erwürgte, oder sie in die Flammen meines Hauses stürzte, oder mit mir kämpfte und meine Habe forderte, die er sein rechtmäßiges Eigenthum nannte!«

Diese Träume schienen mir immer mehr und mehr die Stimme des Gewissens zu seyn. Meine besten Güter waren dahin, und was ich noch hatte, machte mir keine Freude mehr. Dieß sah ich als einen Beweis an, daß ich es mit Unrecht besäße. Ach, mein Freund, fuhr Herr Adams mit einem Seufzer fort, ich würde auch in seinem Unglück noch glücklich gewesen seyn, wenn mich mein Gewissen hier über diesen Punkt frei gesprochen hätte. Ich durfte mir zwar auf keine Wei-

se vorwerfen, das Testament meines Freundes auf eine unrechtmäßige Weise erschlichen zu haben; aber hatte ich auch das Mindeste gethan, den harten Entschluß zu mildern, durch den er seine nächsten Verwandten enterbte? Ach, leider nicht! Diese Unterlassung quälte mich jetzt, und ich rechne mir Oliviers Thaten und Tod zu. Es war ganz umsonst, daß ich diesen Gedanken bekämpfte; er kehrte immer zurück; und wenn ich ihn am Tage entfernt hatte, ergriff er mich mächtiger des Nachts.

Einstmals, als ich mich unruhig auf meinem Lager umherwarf, fiel mir plötzlich ein, woran ich bis jetzt noch gar nicht gedacht hatte, daß Olivier eine Schwester gehabt, und daß er mit dieser entflohen wäre. Dieser Gedanke fiel mir mit neuer Gewalt auf das Herz. Aber eben so schnell leuchtete mir ein schwacher Schimmer daraus hervor. Gott Lob! rief ich aus; so kann ich doch vielleicht einen Theil meines Unrechtes wieder gut machen. Ich will sie retten, wo sie auch seyn mag.«

»Mit diesen Worten sprang ich auf, und machte sogleich Anstalten zur Abreise. Niemand begriff meine Absicht, denn ich hatte mich Niemanden anvertraut. Jedermann glaubte, daß der Tod der Meinigen die einzige Ursache meiner Traurigkeit sey. Ich kam nach London. Mit unsäglicher Mühe erhielt ich einige Nachrichten von der Person, die ich suchte; aber die Spuren ihres Daseyns waren fast verwischt, und das Wenige, was ich erfuhr, war nicht gemacht, mich aufzuheitern. Aus Allem wurde endlich wahrscheinlich, daß sie nach Amerika gegangen sey. Ich eilte ihr auch dorthin nach, aber ohne Erfolg. So verschwendete ich mehrere Jahre mit fruchtlosen Bemühungen bis ich

endlich niedergeschlagener, als je, nach Hause zurückkehrte. Die vielfältigen Reisen, die Gefahren, die ich ausgestanden, die Unruhe, die mich niemals verließ — alles dieses hatte meine Kräfte aufgerieben, und ich versank allmählig in den hülflosen Zustand, in welchem Sie mich jetzt erblicken. Meine Gesundheit ist unwiederbringlich verloren; meine Reichthümer sind mir verhaßt, und alle meine Hoffnungen sind auf den Tod gesetzt, der mich von meinen Leiden erlösen und in die Arme meiner Gattinn und meiner Kinder zurückführen wird.« —

Dieß ist die Geschichte des bedauernswürdigen Mannes; den die Vernachlässigung einer einzigen menschenfreundlichen Handlung so unaussprechlich unglücklich gemacht hatte. Nur ein sehr edler Mann konnte sich um einer solchen Unterlassung willen so hart anklagen und eine so lange Reue fühlen. Nachdem er mehrere Jahre auf die traurigste Weise zugebracht hatte, starb seine Schwester, deren Gegenwart und Sorgfalt sein Leiden erleichtert hatte. Dieses neue Unglück beschleunigte seinen Tod. Als er die Annäherung desselben fühlte, dankte er Gott mit unbeschreiblicher Innigkeit und Freude, daß er ihn endlich aus diesem Zustande befreien wolle. Denn seine Leiden hatten ihn längst von der Welt losgeschält, und er sehnte sich nach dem Himmel und der Ruhe im Grabe.

So kann dem Menschen das enge und finstere Grab lieber werden, als der glänzende Pallast.

So wenig kann uns der Besitz äußerer Güter glücklich machen, wenn er nicht mit dem Besitze des höchsten Gutes, den innern Frieden, und dem Zeugnisse eines reinen Gewissens verbunden ist.

Anhang.

Kürzere Erzählungen.

1.

Der edelmüthige Richter.

Als die Revolution ausbrach, war Angrand d'Alleroi Obercivilrichter des Chatelet von Paris, ein Mann, welcher in allgemeiner Achtung stand, da er vortreffliche Eigenschaften des Verstandes und Herzens besaß, und die schweren Pflichten seines Berufes mit großer Würde und Gewissenhaftigkeit erfüllte.

Eines Abends spät im Winter führte man einen Spezereihändler zu ihm, einen schon bejahrten Mann, der zu Folge eines gerichtlichen Urtheils verhaftet worden war, da er keine Bürgschaft hatte stellen können. Er hatte gegen den Verhaft als gesetzwidrig protestirt und verlangt zum Obercivilrichter geführt zu werden.

Er erschien, begleitet von Frau und Kindern, welche in Thränen zerfloßen. Der Richter wurde dadurch innig gerührt, hielt aber vor den vielen anwesenden Zeugen seine Empfindungen, so viel möglich, zurück. Er fand das Verfahren durchaus gesetzlich, und konnte daher nicht umhin die Vollziehung des Urtheils zu verordnen.

Kaum aber war der unglückliche Hausvater von den Häschern abgeführt worden, so stellte sich die mitleidenswürdige Gruppe dem Geist des Richters lebhaft

dar, und er überließ sich ganz den Gefühlen seines Herzens. Er nahm sich nicht Zeit seine Pferde anspannen zu lassen, ob es gleich um Mitternacht war und stark schneite; er ging zu Fuß in Begleitung eines einzigen Bedienten nach dem Gefängniß, das von seinem Hotel ziemlich weit entfernt war, und erklärte hier, daß er selbst Bürge seyn werde.

Es war jedoch zur Gültigkeit der Bürgschaft eine wesentliche Formalität erforderlich, an welche er in seiner Gemüthsbewegung nicht gedacht hatte. Erst bei der Rückkehr in sein Hotel fiel ihm dieß ein.

Der Gedanke war ihm schrecklich, daß der Greis, dessen traurige Lage ihn so sehr gerührt hatte, durch sein Versehen die Nacht im Gefängniß zubringen sollte.

Er kehrte daher sogleich wieder um, eben so, wie das Erstemal, zu Fuß, und vollzog das Erforderliche.

Der alte Mann, von Dankbarkeit durchdrungen, fiel ihm zu Füßen, und umfaßte seine Kniee. Der edle Richter hob ihn auf und sprach:

»Mein Freund, verlieren Sie bei mir keine Zeit. Ich bin diesen Augenblick durch Ihre Zufriedenheit glücklich; eilen Sie zu Ihrer jammernden Familie, die untröstlich ist.«

Diese würdige Magistratsperson fiel später auf eine grausame Art als ein Opfer der Revolution.

Er wurde verhaftet und vor das Blutgericht gestellt, wo bekanntlich Ungeheuer in menschlicher Gestalt Urtheil sprachen.

Dort zeigte man ihm einen Brief, der von einem seiner ausgewanderten Söhne geschrieben und in welchem einer Geldunterstützung erwähnt war, welche dieser von dem Vater empfangen hatte.

»Kennst du nicht, fragte man ihn, das Gesetz,

welches ausdrücklich verbietet, den Ausgewanderten Geld zu schicken?«

»Ja, erwiederte er, ich kenne es, ich kenne aber auch ein anderes, viel älteres und heiligeres, als alle eure Gesetze, das Gesetz Gottes und der Natur, das einem Vater befiehlt, seine Kinder zu erhalten.«

Bei diesen Worten sah man die Wuth auf allen Gesichtern der teuflischen Richter gemalt. Ohne Verzug ließen sie den freimüthigen Mann auf das Blutgerüst schleppen.

2.

Der interessirte Frager.

Ein Gouverneur einer amerikanischen Insel liebte die Geschenke mehr, als die Gerechtigkeit, und wies Alle die zurück, welche mit leeren Händen bei ihm Hülfe und Gnade suchten. Oefters legte er ihnen lächerliche Fragen vor, und setzte zum Preise der richtigen Beantwortung die Gnaden aus, die sie von ihm verlangten. Die Fragen waren aber meist von der Art, daß eine rechte Beantwortung gar nicht möglich war. Als einstmals wieder ein Bittsteller vor ihm erschien, sagte er ihm, er wolle ihm gerne geben, was er wünsche, nur müsse er ihm sagen, wie denn der Vater des Melchisedechs geheißen habe. Der Seemann, welcher weit besser das Meer, als die Bibel kannte, antwortete ihm, »daß dieß nicht auf seinen Karten stünde.« »Geht, geht, versetzte der Gouverneur, ihr seyd nichts, als ein Unwissender, der sein Handwerk nicht versteht.« Ein Anderer, von der Aufnahme unterrichtet, die sein Kame-

rad gefunden, glaubte dieß Räthsel lösen zu können, nahm einen Sack voll Thaler und begab sich zu dem Gouverneur. Dieser richtete dieselbe Frage an ihn. »Herr, erwiederte er, mit einer furchtlosen Miene, und schüttete das Geld auf den Tisch, der Vater des Melchisedech hieß Crösus.« »O, das ist ein geschickter, vernünftiger Mann, rief der Gouverneur, ich glaubte nicht, daß die Seeleute so in der heiligen Schrift bewandert wären; ich liebe die Wissenschaft, und die, welche sie pflegen. Ich gewähre Ihnen die Gnade, um die Sie mich gebeten haben. (Lettres de Desforges Maillord.)

3.

Merkwürdiger Zufall im Kriege.

Im Jahre 1576 hatten die Bewohner von Villefranche, einer Stadt in Perigord, den Plan gefaßt, Montpasier, eine kleine benachbarte Stadt zu überfallen. Sie wählten zu diesem Ueberfalle dieselbe Nacht, welche die von Montpasier, ohne etwas davon zu wissen, bestimmt hatten, sich der Stadt Villefranche zu bemächtigen. Das Schicksal wollte noch, daß die Truppen beider Städte einen verschiedenen Weg nahmen und sich nicht begegneten. Alles ward auf beiden Seiten ausgeführt, und um so leichter, da die Mauern der Städte ohne Vertheidigung geblieben waren. Man raubte und plünderte und freute sich auf beiden Seiten der gelungenen Unternehmung, bis der Tag anbrach und beide Partheien ihren Irrthum erkannten. Das Ende war, daß sich beide Theile nach Hause begaben

und die Beute und die Gefangenen zurück erstatteten. (Memoires de Lully.)

4.
Rechtschaffenheit.

Eine mackellose Gerechtigkeitsliebe ist die erste Tugend eines Richters, weil sie das Organ des Gesetzes ist. Eine Nachlässigkeit, die man einem gewöhnlichen Menschen verzeihen würde, wird für den ein Verbrechen, dessen Pflicht es ist, für die Ehre und Glück seiner Mitbürger zu sorgen. Herr von La Saluere, erster Präsident des Parlamentes von Bretagne, war, als er noch Rath war, zum Referenten eines Prozesses ernannt worden. Er überließ aber die Untersuchung der Akten Leuten, die er für eben so treu und redlich hielt, als er selber war, und referirte nach dem Auszuge, der ihm darüber vorgelegt ward. Einige Monate nach der richterlichen Entscheidung erkannte er, daß seine allzugroße Leichtgläubigkeit und Uebereilung einer biedern und armen Familie das ganze Vermögen geraubt habe. Er verheimlichte sich seinen großen Fehler nicht, aber er konnte auch das Urtheil, das schon ausgefertigt und vollzogen worden war, nicht zurücknehmen. Er gab sich die größte Mühe, die Opfer seiner Nachlässigkeit zu finden. Er fand sie endlich, und scheute sich nicht, seine Schuld zu gestehen, und bat sie, die Summe, die er ihnen, wider seinen Willen, verloren hatte, aus seinem eigenen Vermögen anzunehmen. Obgleich dieß nur ein einfacher Akt der Gerechtigkeit ist, so können wir ihm doch unsere Bewunderung nicht versagen, weil die Beispiele davon gar so selten sind.

5.

Wohlthätigkeit.

Noch im vorigen Jahrhunderte war es Sitte, die Zimmer, statt sie auszumalen, mit Tapeten zu schmücken, die besonders gut gegen die Kälte waren. Ein Pfarrkind kam einst im strengsten Winter zu seinem Pfarrherrn, und, bemerkend, daß keines seiner Zimmer austapezirt war, fragte es ihn, warum er denn seine Zimmer zum Schutze gegen die Kälte nicht austapezieren lasse? Der treue Seelenhirt aber wies auf zwei Arme, für die er väterlich sorgte, und antwortete: »Ich will lieber die Armen, als die Mauern bekleiden.« (Journal de Loiraine.)

6.

Der edle Königssohn.

Ein König von Persien hatte einen Sohn, der mißgestaltet zwar, aber mit den herrlichsten Tugenden begabt war. Sein Vater haßte ihn und wandte seine Gunst den andern Söhnen zu, die durch ihre Schönheit glänzten. Ein Krieg brach aus; die Armee des Königs von seinen Söhnen befehligt, murrte ob der Unfähigkeit der Feldherren und wollte sich zur Flucht wenden. Der junge Prinz, der hinreichend an Tapferkeit besaß, was ihm an Schönheit mangelte, sagte jetzt zu seinen Freunden: Vorwärts, laßt uns kämpfen, so wagen wir blos unser Leben, fliehen wir aber, so setzen wir das Heer und das Königreich der größten Gefahr aus. Er zieht gegen den Feind, greift ihn an

und kehrt als Sieger zurück. Sein Vater erkannte seinen Fehler, umarmte ihn, und erklärte ihn feierlich für den Erben seines Reiches. Da wurden seine Brüder eifersüchtig und erbittert, und beschlossen ihn zu vergiften. Er entdeckte ihre Verschwörung und sprach zu ihnen: Was hoffet ihr von meinem Tod, wenn der Adler nicht mehr lebt, wird die Eule über die Vögel herrschen? Der König, von ihrem Verbrechen unterrichtet, verurtheilte sie zum Tode, und sagte zu dem Prinzen, der für seine Brüder um Gnade flehte: Zehn Bettler schlafen auf demselben Strohbund, doch zwei Könige können nicht auf demselben Throne sitzen. (Extract du premier chapitre de Sadi, intitulé: des moeurs des rois.)

7.

Die Gabe des Königs.

Ein junger König von Persien, überließ sich allen Vergnügungen und Ausschweifungen, die ihm seine dienstfertigen Hofleute bereiteten. Eines Tages sang er während eines prachtvollen Gastmahls diese Worte: »Ich genieße den gegenwärtigen Augenblick, ich genieße noch den vergangenen, ich fange an den zukünftigen zu genießen, zufrieden und ruhig, weder die Hoffnung auf ein künftiges Glück, noch die Furcht vor einem drohenden Uebel beunruhigt mich.« Ein Bettler, der unter dem Fenster des Saales saß, in welchem das Mahl gefeiert wurde, hörte die Worte des Königs und rief ihm zu: »Wenn Dich Dein Schicksal nicht kümmert, warum kümmert Dich das unsrige nicht?« Der König, durch diese Worte gerührt, nahte sich dem Fenster, be-

trachtete eine Zeit den Bettler mit Aufmerksamkeit, und ließ ihm eine große Summe Goldes reichen. Darauf verließ er das Mahl und stellte ernsthafte Betrachtungen über sein vergangenes Leben an; er fand, daß er sehr gegen seine Pflicht gehandelt hatte und schämte sich im Innersten seines Herzens; er nahm jetzt die Zügel der Regierung, welche er bisher seinen Günstlingen überlassen hatte, selber in die Hand. Er arbeitete unablässig und in kurzer Zeit hatte er die Ruhe und den Wohlstand seines Reiches wieder hergestellt. Seitdem er sich mit der Verwaltung seines Reiches beschäftigte, hörte er oft Klagen von der Zügellosigkeit und Unordnung, in welcher der Arme lebte, den er reich gemacht hatte. Eines Tages sah er ihn selber an den Pforten seines Pallastes, mit Lumpen war er bedeckt, und er kam wieder um ein Almosen zu flehen. Da wies ihn der König einem der Weisen seines Hofes und sprach: »Siehst du die Wirkungen der Güte? Du hast gesehen, wie ich diesen Menschen mit Reichthümern überhäufte; siehst du, welches die Frucht davon ist? Meine Wohlthaten haben diesen Bettler verdorben und sind für ihn eine Quelle von neuen Lastern und neuem Elend geworden.« »Das ist wahr, versetzte der weise Mann, weil du der Armuth das gegeben hast, was du nur dem Fleiße hättest geben sollen.« (Sadi.)

8.

Aurengzeb.

Aurengzeb, welcher als Großmogul im Jahre 1707 starb, hatte eben eine schwere Krankheit überstanden, und arbeitete mehr, als ihm seine Schwäche zu

gestatten schien. Einer seiner Minister stellte ihm vor, wie gefährlich für ihn diese übermäßige Anstrengung wäre, und welche Folgen sie nach sich ziehen könnte. AurengZeb warf ihm einen Blick voll Unwillen und Verachtung zu, wandte sich zu den andern Hofleuten und sagte ihnen diese Worte, in welchem die ganze Hoheit seiner Seele athmete: »Gesteht Ihr nicht selber zu, daß es Augenblicke giebt, in welchen der König sein Leben wagen und mit den Waffen in der Hand zu Grunde gehen muß, wenn es die Vertheidigung des Vaterlandes erfordert? Und dieser elende Schmeichler will nicht, daß ich meine Tage dem Glücke meiner Unterthanen widme. Glaubt er denn, ich wisse nicht, daß Gott mich nur dazu auf den Thron gesetzt hat, um so viele Millionen Menschen zu beglücken, die er mir unterworfen hat? Nein, nein, AurengZeb wird nie Sadis Worte vergessen: Könige, höret auf Könige zu seyn, oder regieret selber. Ach, die Größe und der Reichthum legen uns nur zu viele Schlingen: wie unglücklich sind wir; alles zieht uns zur Weichlichkeit; die Frauen durch ihre Liebkosungen, das Vergnügen durch seine Reize. Muß es auch noch Minister geben, welche ihre treulose Stimme erheben, um die immer schwache und schwankende Tugend der Könige zu erschüttern, und sie durch unselige Räthe zu verderben?«
(Revolutions des Indes.)

9.
Edelmuth.

Der Prinz von Baden schlug die Türken in der Schlacht bei Salankemen den 19ten August 1691. Nach

dieser blutigen Schlacht hätte ein Janitschar gerne seinen Turban, den er verloren hatte, gehabt, wagte aber nicht, darum zu bitten; aber ein Deutscher, der ihn erbeutet hatte, gab ihm denselben großmüthig zurück, und fügte diese Worte in türkischer Sprache hinzu: Mein Lieber, da ist dein Turban, du bist Soldat; ich bin es auch: wir müssen uns also wie Brüder behandeln. Der Janitschar voll Freude, wollte ihm nicht an Großmuth nachstehen, nahm seinen Turban mit der einen Hand und reichte mit der andern dem wackern Deutschen seine Muskete, indem er sagte: Wenn wir Brüder sind, so brauche ich sie nicht mehr. (Contemir Geschichte der Osmanen.)

10.

Der beschämte Prahler.

Als Namur belagert war, (1695) befand sich in dieser Festung, erzählt La Colonie in seinen Memoires, ein Rittmeister der Dragoner, Namens Vigouroux, der von Rhodez war. Dieser Offizier, der sich noch niemals in Schlachten und Gefahren gewagt hatte, war dermassen erstaunt zu einem Ausfalle auf den Feind kommandirt worden zu seyn, daß er nicht aufhörte, Thaten des außerordentlichsten Heldenmuthes zu erzählen, die er vollbracht haben wollte. In Wahrheit, er hatte nichts gethan, was nur ein wenig Lob verdiente, aber er fand es so erstaunend, daß sein Muth eine solche Probe ausgehalten hatte, daß er sich einbildete, es könne sich Niemand an Tapferkeit mit ihm messen. Eines Tages bat er seinen Feldherrn, den General von Boufflers, ihn doch an einen Ort zu setzen, wo

er auf das Neue seine Tapferkeit erproben könnte, er sey — dieß waren seine Worte — in Verzweiflung, daß sich keine Gelegenheit mehr darböte, auf dieses Gepack von Feinden einen Ausfall zu thun. Der General, müde seines Geredes, sagte in Gegenwart der ganzen Compagnie, vor der er sich also prahlte, zu ihm: Gut, Herr von Vigouroux, ich will ihren Willen thun; es bietet gerade sich eine treffliche Gelegenheit dar. Die Bresche im Fort Wilhelm ist offen; allem Anscheine nach werden die Feinde nicht zögern, sie zu bestürmen; ich ernenne Sie zum Commandanten darüber; gehen, gehen Sie, treiben sie dieß Gepack von Feinden zurück, wie es sich gehört, und lassen Sie Ihnen das Gewicht Ihres Armes fühlen. Uebrigens zweifle ich sehr, daß die Feinde dieß Wagestück unternehmen, wenn sie erfahren, daß Sie die Bresche vertheidigen. Gehen Sie, und pflücken Sie Sich Lorbeern, Ihren Neidern zum Aerger. Ich gebe Ihnen den Vorzug, alles muß Ihrer Tapferkeit weichen. Der arme Vigouroux, der nur die Absicht hatte, für tapfer zu gelten, keineswegs aber Lust hatte, beim Worte genommen zu werden, gerieth durch die Antwort des Generals in die größte Bestürzung. Er schwieg eine Zeitlang wie erschrocken stille, seine Prahlereien schienen ihn ganz verlassen zu haben. Die ganze Compagnie fing zu lachen an. Jetzt erholte er sich wieder von seinem Schrecken und glaubte ein Mittel gefunden zu haben, sich mit Ehren aus der fatalen Verlegenheit zu ziehen. Er sprach rasch zu Herrn von Bufflers: Herr General, das ist der Platz nicht, wo man Vigouroux hinsetzen muß: ich bin nicht gerne in vier Mauern eingesperrt; für die Hitze, die ich habe auf dieß Gepack loszustürzen und sie rechts und links zu zermalmen, wäre der

Ort zu enge; ich würde vor Wuth ersticken in einem so engen Ort. Aber lasset meiner Tapferkeit den Zügel im freien Felde, und Sie werden sehen, was Vigouroux zu leisten im Stand ist. Bei den Worten: Lasset meiner Tapferkeit den Zügel, brach die ganze Compagnie in ein lautes Gelächter aus, das Vigouroux selbst nicht verbeißen konnte: er zog sich zurück, ohne ein Wort zu sagen: diese Prahlerei verbreitete sich in einem Augenblick durch die ganze Garnison; und Vigouruх hatte bald den Aerger die Soldaten scherzweise einander zurufen zu hören: Lasset meiner Tapferkeit den Zügel auf freiem Felde.

11.

Bestrafter Undank.

Ein König von Mandoa in Hindostan, war in einen Strom gefallen, ward aber glücklich durch einen seiner Sklaven gerettet, der sich hineinstürzte, und den König bei den Haaren herauszog. Seine erste Sorge war, den Namen desjenigen zu erfahren, der ihn aus dem Wasser gezogen hatte. Man sagte ihm denselben auf der Stelle, und Niemand zweifelte, daß dieser eine Belohnung erhalten würde, die der Wichtigkeit des erwiesenen Dienstes gleich käme. Der König aber fragte den Sklaven, wie er es hätte wagen können, Hand an das Haupt seines Herrn zu legen, und ließ ihn auf der Stelle zum Tode führen. Bald darauf fuhr dieser König mit einer seiner Frauen auf einem See, und stürzte, da er betrunken war, auf das Neue in das Wasser. Diese Frau hätte ihn leicht retten können, aber sie glaubte, dieser Dienst sey zu gefähr=

lich, und ließ ihn zu Grunde gehen, indem sie später als Entschuldigung vorwendete, sie hätte die Geschichte des unglücklichen Sklaven nicht vergessen. —

12.
Treue und Untreue gegen das Vaterland.

Als im Jahre 1628 die Engländer die Franzosen in Akadien (in Nordamerika) besiegten, sahen sie sich zu ihrem großen Verdruß in ihrem Vordringen durch einen festen Posten gehindert, welchen die letztern am Sandkap, das die Mittagspitze der Halbinsel bildet, fortwährend behaupteten. Ein französischer Edelmann, Namens Latour, kam um diese Zeit nach England, heirathete eine Ehrendame der Königinn von England, und ward Ritter des Hosenbands=Orden. Diese Auszeichnung ward die Quelle oder der Lohn der Untreue, die er an seinem Vaterlande beging. Er verpflichtete sich, das Sandkap in die Gewalt der Engländer zu bringen; man gab ihm zwei Kriegsschiffe, auf denen er sich mit seiner neuen Gattinn einschiffte. Sobald er im Angesichte des Fortes gelandet hat, stieg er aus und suchte allein seinen Sohn auf, der darin kommandirte; sucht ihn durch die Idee von den glänzenden Ehren, die ihm zu London widerfahren wären, zu verblenden, und schmeichelt ihm mit den größten Anerbietungen, wenn er sich und das Fort den Engländern übergäbe. Mit Unwillen hörte der junge Latour die Vorschläge seines Vaters, und läßt sich weder durch Drohungen einschüchtern, noch durch Schmeicheleien und Liebkosungen verführen. Das Fort wird an=

gegriffen, aber der tugendhafte Commandant wehrte sich mit solcher Tapferkeit, daß sich die Engländer zurückziehen mußten. Latour, der Vater, war jetzt in der größten Verlegenheit. Nach Frankreich konnte er nicht zurückkehren, und nach England zu gehen getraute er sich nicht; er war also gezwungen, seinen Sohn zu bitten ihm einen Aufenthalt in Akadien zu gewähren. Der Sohn antwortete, er werde ihm gerne Schutz gewähren und ihn reichlich mit allem Nöthigen versehen, aber niemals weder ihm, noch seiner Gattinn würde er den Eintritt in das Fort gestatten. Diese Bedingung von der Pflicht geboten, ward freilich mit Bitterkeit von dem Vater aufgenommen; aber seine Lage zwang ihn, sich zu unterwerfen; der Sohn aber versüßte sie ihm so viel als in seiner Macht war, durch die zärtlichste und ausgesuchteste Aufmerksamkeit. (Histoire de nouvelle France.) Wer von uns Bayern erinnert sich hiebei nicht der festen Treue des edlen Sebastian Plinganser, des Anführers der niederländischen Bauern im Volksaufstande gegen die Oesterreicher? Diese hatten seinen alten Vater gefangen und sandten ihn mit Drohungen in das Lager des Sohnes, auf daß er ihn zur Unterwerfung unter das österreichische Joch brächte. Allein Plinganser ließ sich durch nichts bewegen, und verfocht bis zum letzten Augenblicke mit ruhmwürdiger Treue und Standhaftigkeit die Sache seines Vaterlandes und seines Herrn, des Churfürsten Max Emanuel.

Ich ziehe, sprach einst ein würdiger Mann, meine Familie mir, mein Vaterland meiner Familie, mein Vaterland dem Menschengeschlecht, Allem aber Gott vor.

13.
Der Bittgang.

(Was hier ohne alle Ausmalung erzählt wird, findet man in Berault-Berkastels Kirchengeschichte, XI. Band.)

Im Jahr 1130 richtete in Frankreich eine Krankheit, die man das »heilige Feuer« nannte, entsetzliche Verheerungen an, besonders aber in Paris. Der Bischof von Paris, Namens Stephanus, befahl den Chorherren zur heiligen Genovefa, daß sie mit den Reliquien dieser Heiligen einen feierlichen Bittgang anstellen sollten, wie es in jeder großen Noth gebräuchlich war.

Bei diesem Bittgange war das Gedränge des Volkes so groß, daß man mit dem Zuge kaum durch die Gassen kam. Die Kranken, welche noch übertragen werden konnten, warteten in der bischöflichen Hauptkirche; es waren dreihundert. In dem Augenblicke, als die Reliquien in diese Hauptkirche gebracht wurden, erhielten Alle ihre Genesung, drei ausgenommen, denen es an gehörigem Vertrauen gebrach. Die Kirche ertönte von so lebhaftem und anhaltendem Jubel des Dankes, daß man die gewöhnlichen Loblieder zu Ehren der heiligen Schutzpatroninn nicht absingen konnte. Und im ganzen Königreich hörte jetzt die Krankheit auf zu wüthen.

Pabst Innocentius II. befahl jährlich das Andenken dieses historisch-richtigen und herrlichen Wunders zu feiern. Zur Danksagung für die so große Wohlthat und um deren Andenken zu verewigen, wurde neben der bischöflichen Hauptkirche ein Tempel gebauet, welcher »Sanct Genovefa zum heiligen Feuer« genannt wurde.

Manuscript von Th. Nelk.

14.
Väterliche Liebe.

Loizerolles, Vater und Sohn, saßen zur Zeit der Schreckensherrschaft in dem Gefängnisse Lazare zu Paris. In der Nacht zum siebenten Thermidor, als die Liste der für den nächsten Morgen bestimmten Schlachtopfer verlesen wurde, hörte der Sohn Loizerolles auch seinen Namen abrufen. Er eilt nach der Kammer seines Vaters, um ihn noch einmal zu umarmen, und findet den Gefängnißwärter dort, der aus Versehen dem Vater die Anklageakte mit dem Befehle, vor den Richtern unten zu erscheinen, überbracht hat. Der Vater liest die Anklageakte, steckt sie in eine Tasche, umarmt seinen Sohn und geht mit den Worten hinunter: »Ermorden können sie mich wohl, aber niemals erniedrigen.« Der Sohn will ihn noch einmal umarmen, der unmenschliche Schließer stößt ihn aber zurück und sagt, indem er die Thüre hinter sich zuwirft: »Du benimmst dich ja wie ein Kind, morgen wird die Reihe an dich kommen.« Der Vater erscheint vor dem Richter, dieser fragt ihn nach seinem Namen und Alter; da er den Vornamen anders, das Alter ganz verschieden von dem in der Anklageakte gegebenen findet, so ändert der Schändliche statt näherer Untersuchung beides mit ein Paar Federstrichen. Der alte zärtliche Vater, im Herzen entschlossen, für seinen Sohn zu sterben, schweigt dazu, geht hin und läßt sich guillotiniren. Erst als der Sohn seine Freiheit wieder erhielt, erfuhr er, daß er sie und sein Leben der edelmüthigen Liebe seines Vaters verdanke. Oft ging er zu seinem Grabe und vergoß auf demselben heiße Thränen unaussprechlicher Rührung.

15.

Der Lebende unter den Todten.

Während des schrecklichen Blutbades, das am 2. September 1792 in den Pariser Gefängnissen statt fand, wo Schrecken und Furcht alle Herzen und Hände lähmte, und ein kleiner Haufe kühner Mörder und Bösewichter ohne Scheu seine Bubenstücke vollbrachte, hörte eine Dame, daß ihr Beichtvater sich unter den im Karmeliterkloster Erschlagenen befinde. Sie beschloß, ihm aus Dankbarkeit wenigstens noch die letzte Ehre des Begräbnisses zu erweisen.

Indem sie noch mit diesem Gedanken beschäftigt war, vernahm sie von der Strasse her ein ungewöhnliches Geschrei und das Rollen eines Karrens. Der Lärm lockte sie an das Fenster und sie bebte mit Entsetzen zurück, als sie einen Haufen Leichname erblickte, den man nach der Steingrube fuhr, wo sie hineingeworfen werden sollten. Sie heftete noch einmal ihre Augen auf diese blutigen Körper und erkannte unter ihnen den Leichnam ihres Beichtvaters. Einer von ihren Nachbarn, ein Wundarzt seines Geschäftes, war eben bei ihr; sie beschwor ihn, hinunter zu gehen, und von den Führern des Karrens diesen Leichnam zu kaufen, welchen sie ihm genau beschrieb.

Der Wundarzt ließ sich durch ihre Bitten bewegen, ging zu den Führern, sagte ihnen, wer er sey und bat sie, ihm einen von den Leichnamen zu anatomischen Versuchen für Geld zu überlassen.

Man forderte zehn neue Thaler und stellte ihm die Wahl frei.

Der Wundarzt gab die geforderte Summe, und suchte sich den bezeichneten Leichnam aus.

Er ließ denselben in das Haus des Nachbars tragen und auf den Vorsaal legen; die Frau hatte im Sinne, ihn in ihrem Keller zu begraben, bis eine Zeit käme, wo man ihn anständiger begraben könnte.

Allein wie groß war ihr und des Wundarztes Erstaunen, da der Todtgeglaubte sich aufrichtete und Kleider zu seiner Bedeckung verlangte.

Als er sie erhalten hatte und wieder vor seiner Retterinn erschien, erzählte er seine Geschichte folgendermassen:

»Ich sah, daß man meine Unglücksgefährten mordete, und schnell kam mir der Gedanke, mich unter den Leichnamen zu verbergen und mich todt zu stellen.«

»Es glückte mir vollkommen; man hielt mich für todt, zog mich aus und warf mich auf den Karren, von dem Ihr mich errettet habt.«

»Ich habe nicht die geringste Wunde empfangen, und das Blut, womit Ihr mich bedeckt seht, ist das Blut der unglücklich Ermordeten, deren Schicksal auch das meinige seyn sollte.«

»Doch, wer weiß, ob meine List mir bis ans Ende gelungen wäre, und ob ich nicht in der Tiefe der Steingrube, in die man mich mit den Leichnamen gestürzt haben würde, eines noch schrecklichern Todes hätte sterben müssen.«

Nach dieser Erzählung fiel der Gerettete mit seiner Wohlthäterinn und dem Wundarzt auf die Kniee, und alle drei dankten dem gütigen Gott für diese wunderbare Erhaltung.

16.
Strafe für eine edle Handlung.

Zu Brest kam ein Unbekannter in das Haus einer angesehenen Frau, der Frau Ruvilly, und bat sie um einen Zufluchtsort vor der Proskription, welche ihn verfolge. Der Anblick des Fremdlings, dessen graue Haare Vertrauen und Ehrfurcht geboten, rührte Frau Ruvilly, deren gefühlvolles Herz den Unglücklichen stets offen stand. Sie forschte nicht nach dem Stand des Greises, der ihr Mitleiden anflehte, sie achtete nicht der Gefahr, der sie sich aussetzte, wenn sie ihn bei sich aufnahm: genug, er war unglücklich, das war ihr hinreichend, um ihn bei sich zu verbergen und auf das sorgfältigste zu verpflegen. Zwei Tage darauf kam der Greis, um von ihr Abschied zu nehmen. Frau Ruvilly bezeugte ihm ihre Verwunderung darüber.

Er gestand hierauf, er sey ein geweihter Priester, und da er geächtet sey, so fürchte er, durch einen längern Aufenthalt sie mit in sein Schicksal zu verwickeln. »Erlauben Sie, fuhr er fort, daß ich Sie durch meine Entfernung von der Gefahr befreie, in die meine Aufnahme Sie bringen könnte, und sparen Sie mir den Schmerz, schuldig an Ihrem Unglück zu seyn.«

»Aber wo wollen Sie hin?« fragte ihn Frau Ruvilly. »Gott wird sorgen!« antwortete der Fremde. »Wie, Sie haben keinen Zufluchtsort, und Sie wollen, daß ich Sie weglassen soll? Nein, je mehr Gefahren Ihr Stand Sie aussetzt, desto mehr, glaube ich, Sie berücksichtigen zu müssen. Ich beschwöre Sie, erwarten Sie in meinem Hause ruhigere Zeiten ab.«

Der Greis weigerte sich, und blieb trotz der dringenden Vorstellungen der edlen Frau Sieger in diesem

Wetteifer der Großmuth. Niemand war bei diesem rührenden Streit zugegen gewesen, als eine Schwester der Dame. Allein die Tyrannen, deren spähenden Blicken nichts entging, hatten bald diese Handlung gastfreier Menschlichkeit entdeckt.

Als Frau Ruvilly vor das Tribunal berufen wurde, freute sie sich ihrer Handlung, und bedauerte nur, daß sie auch ihre Schwester mit in ihr Schicksal zog, welche deßwegen verurtheilt wurde, weil sie die Aufnahme des Flüchtlings nicht angezeigt hatte.

Beide Damen duldeten ihr Schicksal mit Ruhe und Standhaftigkeit, in dem erhebenden Bewußtseyn, für eine großmüthige Handlung bestraft zu werden.

17.
Wie Gott oft um der Frömmigkeit eines Einzigen willen das Leben Vieler verschone.

Capitän Harrison segelte am 25. August 1765 von Neuyork ab, und kam am 5. October glücklich auf der Insel Fyal an, wo er seine Waaren verkaufte und dagegen eine Ladung an Wein, Brandwein rc. rc. einnahm, um diese Bedürfnisse in Neuyork abzusetzen. Er segelte am 24. October wieder ab, und hatte bis zum 29. den besten Wind. Allein von diesem Tage, an welchem ein schrecklicher Sturm entstand, hatte er bis zum 29. Januar des folgenden Jahres all den Jammer auszustehen, den die Wuth des aufrührischen Meeres nur immer möglich machte. Zuerst verlor er alle seine Segel, das größte ausgenommen, und nach so manchem unter heißen Wünschen hingebrachten Tage war endlich auch der letzte Vorrath an Lebens-

mitteln bis auf das letzte Krümchen Zwieback, (Schiffsbrod) und bis auf den letzten Wassertropfen aufgezehrt. Die Matrosen fielen also über den Wein und Brandwein her, den Harrison als sein Eigenthum geladen hatte; und er würde ihnen diese Nahrung gern gegönnt haben, wenn er sie hätte in Brod verwandeln können. Sie genossen diese Getränke in solchem Uebermaße, als ob sie damit den Hunger mit allen seinen Schrecken hätten wegtreiben können; der Capitän selbst aber half sich mit dem Bodensatze des Wassers, und enthielt sich des starken Getränks fast gänzlich. Am 25. Dezember des Morgens erblickten die Unglücklichen in der Ferne ein Schiff. Ihre Freude war, wie man leicht denken kann, unaussprechlich, und alle bemühten sich, ein Nothzeichen auszuhängen. Um eilf Uhr hatten sie das Glück, dem fremden Schiffe so nahe zu kommen, daß sie ihre große Noth klagen konnten. Der Capitän des fremden Schiffes, versprach ihnen, das einzige, was er entbehren könne, Brod; und Harrison, dessen Herz bei dieser Nachricht um Centnerlasten leichter geworden war, beschloß nun, seinem Körper etwas Ruhe zu gönnen, weil er schon einige Tage her mehr als alle gearbeitet, gefastet und schlaflos zugebracht hatte. Er legte sich mit dem süßen Gedanken hin, seine Leute nun wieder um einige Tage vom Hungertode entfernt zu sehen, und pries die Vorsehung für diese Gnade. Allein auf einmal stürzten zwei Matrosen in seine Cajüte. Ihr Blick war wild, ihr Gesicht blaß, ihre Lippen zitterten. »Die Barbaren haben uns dennoch dem Hungertode überlassen,« schrien sie. Es war nämlich der Capitän des fremden Schiffes grausamer Weise davongesegelt, ohne sein Versprechen zu erfüllen. Die Unglücklichen erhoben sämmtlich

ein klägliches Geschrei, streckten die Hände nach dem wegsegelnden Schiffe hin, fielen auf ihre Kniee, und segneten die Hartherzigen mit dem Kreuze. — Gleichwohl fuhren sie weg, die Menschen mit den Tigerherzen.

Noch lagen die Bejammerungswürdigen auf ihren Knieen, und das Schiff, nebst dem Unmenschen, der es führte, war aus ihren Augen, und mit ihnen alle die süßen Hoffnungen, ihren ausgetrockneten, abgezehrten Körper mit einem Stückchen Brod zu stärken. Das einzige Eßbare, das sich noch auf ihrem Schiffe befand, waren ein Paar Tauben und eine Katze. Sie schlachteten die ersten am Christtage zu ihrem Mahle, und die Katze am folgenden Tage, worin sich neun Mann durchs Loos theilen mußten. Harrison bekam den Kopf zu seinem Antheil. Er versichert, daß er sich in seinem Leben nie köstlicher gelabt hätte, als dießmal an dem Kopf der Katze. Als diese letzten Speisen aufgezehrt waren, nahmen die Matrosen ihre Zuflucht wieder zum Getränk. Die Thörichten! sie hofften sich damit zu stärken, da sie doch eben dadurch alle ihre noch übrige Kraft, und was noch wichtiger war, ihr Vertrauen zu Gott vernichteten. Arbeiten konnten sie nun nicht mehr; ihr einziges Geschäft war der Trunk; und sobald sie nur einen kleinen Grad von Nüchternheit, und mit ihr einen vernünftigen Gedanken spürten, da gingen sie wieder zu den Fässern, bei welchen sie unter tausend Flüchen und Verwünschungen niederstürzten. Der einzige, der sich nebst dem Hauptmanne von diesem elenden Haufen trennte, war David Flatt. Er arbeitete mit ihm, so gut er noch konnte, betete mit ihm, und genoß täglich mit ihm einen Schluck Wein, das einzige, aber in ihren Umständen höchst traurige Mittel, ihr Leben hinzu-

halten. Einst saß er auch neben dem Hauptmann, und verrichtete sein Morgengebet. Zu ihren Füssen kniete des Hauptmanns Mohr, ein gutherziger Afrikaner, der treu mit seinem Herrn arbeitete, und fromm mit ihm litt. »Gott im Himmel, sagte Flatt, wie oft habe ich als Knabe die gesunde, nahrhafte Speise verschmäht, die mir meine Eltern mit wohlmeinendem Herzen reichten; wie oft habe ich den Dank versäumt, der Dir gebührte, da Du mich mit Wohlgefallen sättigtest! O wie demüthig würde ich Dir jetzt für eine einzige von den Brodrinden danken, die ich als Knabe bei Seite legte. Ach rechne mir diese Sünde nicht zu, verstoß mich nicht, wenn nun die Gräuel des Hungerstodes mich Armen — — Indem er noch so betete, schreckte ihn das Toben des Meeres und das Heulen des Windes auf, der während der Morgenandacht dieser guten Unglücklichen entstanden war. Sie rüsteten sich alle drei zur Arbeit, unterdessen die übrigen sieben bei ihren Fässern lagen, und den Allmächtigen lästerten. Auf einmal entstand ein fürchterliches Krachen, ihr letztes Segel lag zerbrochen im Meer, und mit ihm schien auch die letzte Hoffnung, dem tobenden Element des Wassers endlich einmal zu entgehen, in den unbarmherzigen Fluthen des Meeres vergraben zu liegen. Das Schiff war jetzt weiter nichts, als ein rohes, unbrauchbares Stück Holz, oder wie es die Seefahrer nennen, ein Wrack.

Bis hieher hatte Harrison sein Tagebuch noch immer, wiewohl mit matter, zitternder Hand, führen können. Nun aber schwand auch der letzte Ueberrest seiner Kräfte sichtbar dahin; er konnte keine Feder mehr halten, und bemerkte nur dann und wann die schrecklichsten Auftritte seiner elenden Laufbahn mit Kreide vermittelst einiger Zeichen.

Am 13. Januar 1766 kam der Steuermann an der Spitze der Matrosen halb betrunken in des Capitäns Cajüte. Sein Blick war gräßlich, sein Gang taumelnd, seine Sprache stockend, sein Ton matt und heiser, und alles schien dem Hauptmann einen fürchterlichen Auftritt zu verkündigen: »Unser Elend, sagte er, ist aufs Höchste gestiegen; unser Toback, *) alle unsere Knöpfe, **) und das Leder an unsern Pumpen haben wir aufgezehrt. Schaffe Rath, Hauptmann, oder einer unter uns, den das Loos treffen wird, muß sterben, um uns mit seinem Fleische vom Hungertode zu retten.« — Der Hauptmann drückte dem Steuermann zärtlich die Hand, und bat ihn unter einem Strom von Thränen, sich auf den Allmächtigen zu verlassen, damit ihre Herzen sich nicht mit solchen Gräueln befleckten. Wenigstens möchten sie in dieser Noth ihre Zuflucht zum Gebet nehmen, er wolle das nämliche thun, und morgen mit ihnen überlegen, was jetzt das Beste sey. Gebet hin, Gebet her, schrieen alle einmüthig — leben wollen wir, unser Vorsatz ist gefaßt. Wir sind so gütig gewesen, Dich davon zu benachrichtigen, weil Du ehedem unser Hauptmann warest; jetzt bist Du's nicht mehr, denn das Elend macht uns alle gleich. Willst Du Deine Einwilligung nicht geben, so thun wir dennoch was unsere Noth fordert.« Mit diesen Worten verließen sie den Hauptmann. »Nein, rief ihnen Harrison nach, meine Einwilligung zu einem Verbrechen bekommt ihr nie, am we-

---

*) Die englischen Matrosen kauen den Toback in großer Menge, als ein Mittel gegen den Scharbock.

**) Die englischen Seeleute haben größtentheils lederne Knöpfe an ihren Schiffskleidern.

nigsten zur Begehung solcher Gräuel; auch dürft ihr nie hoffen, daß ich mit euch eine Nahrung zu mir nehmen werde, vor welcher die Menschheit zurückbebt.« Sie gingen; und in wenigen Minuten kamen sie zurück. »Das Loos ist geworfen, schrieen sie, es hat Deinen Neger getroffen.« Bei diesen Worten, die der unglückliche Mohr hörte, stürzte er sich seinem Herrn zu Füssen, und flehte ihn mit gefaltenen Händen um Rettung. Allein der Hauptmann hatte nicht einmal so viel Kräfte, um aufstehen zu können, vielweniger um sich sechs wüthenden Unholden zu widersetzen. Sie rissen das schuldlose Schlachtopfer unter einem tobenden Mordgeschrei ans Steuerruder hin, und schossen ihm da eine Kugel durch den Kopf. Das Feuer, ihn zu braten, loderte schon, und sie ließen ihn nur eine kurze Zeit liegen, als sie ihn schon aufrissen. Einer der Mörder, James Campbell hieß er, konnte nicht so lange warten, bis diese unmenschliche Speise gebraten war; er riß die Lunge aus dem Leibe, die vielleicht noch zappelte, und fraß sie so roh auf, mußte aber seinen bestialischen Appetit nach drei Tagen mit einem schrecklichen Tode büßen; denn er starb in der größten Raserei.

Die Menschenfresser gingen mit dem Körper des Negers sehr wirthschaftlich um, und bestimmten sich täglich nur sehr kleine Portionen. Allein nach vielen verseufzten Tagen war er bis auf einige Reste aufgezehrt. Sie meldeten dem frommen Hauptmanne diese fürchterliche Nachricht, mit dem teuflischen Beisatze, ihn lieber selbst umzubringen, ehe sie jemand aus ihrer Kameradschaft aufzehren wollten. Widersetzen konnte sich der arme bedauerungswürdige Mann nicht; er brachte also nun seine Zeit in der schrecklichsten Angst

zu, die mit jeder Mahlzeit, zu welcher sich die Ungeheuer setzten, in fürchterlichen Graden zunahm. Schlafen konnte er noch weniger, weil er den kommenden Tag wachend empfangen und mit Gebet hinübergehen wollte in die Wohnungen des ewigen Friedens. Endlich am 28. Januar kam der Steuermann, von seinen Kameraden begleitet, zum unglücklichen Hauptmann, der jetzt seiner großen Schwachheit wegen zu Bette lag. Der ganze Haufe verlangte aufs neue das fürchterliche Loos, und forderte jetzt, daß er die Loose selbst verfertigen solle. Da er erwarten mußte, daß die Unmenschen bei der geringsten Weigerung ihre Drohung erfüllen würden, so forderte er Feder, Dinte und Papier, schrieb aller Namen auf Zettel und mischte sie. Die Loose wurden völlig lotteriemäßig gezogen, und der schreckliche Zettel traf nicht den Capitän, sondern unsern braven Flatt. Der Schrecken bei dieser Entscheidung war allgemein, zum Beweise, daß die Gesellschaft nicht diesem Manne den Tod zugedacht hatte, und daß die Absicht der Mörder auf den Hauptmann selbst gerichtet war. Vermuthlich hatten sie geglaubt, er werde ihnen dießmal das Loosen aufs neue überlassen, damit sie alsdann einen neuen Betrug auf Kosten des Hauptmannes spielen könnten. Schon brannte das Feuer am Steuerruder, das unglückliche Opfer hinzurichten. Da trat der bedauerungswürdige Flatt auf, und sagte: »Meine lieben Freunde und Mitgefährten im Unglück! ich weigere mich nicht, für euch zu sterben, da mein Tod euch euer Leben fristet. Aber eins bitte ich von euch, daß ihr mich so geschwind hinrichtet, als möglich.« — Darauf wandte er sich zu dem, der den Neger erschossen hatte, Namens James Doud und sagte: »Ich will, daß du mich erschießest.

— Endlich kehrte er sich nochmals zur Gesellschaft, und bat um eine geringe Zeit, um sie zur Vorbereitung auf seinen Tod anwenden zu können. Die Gesellschaft verwilligte ihm seine Bitte, und schien überhaupt geneigt zu seyn, das Urtheil aufzuheben, vermuthlich um anders zu loosen. Allein einige Schlucke Wein unterdrückten ihren Vorsatz; doch verschoben sie seinen Tod bis den andern Tag um 11 Uhr, in der Hoffnung, daß sich in dieser Zeit irgend ein anderes Mittel zu seiner Rettung zeigen werde, und den Hauptmann baten sie, ihm Gebete vorzulesen. Dieser verrichtete, so matt er auch immer war, das fromme Geschäft mit Anstrengung seiner letzten Kräfte; allein um 3 Uhr des Morgens ward der unglückliche Flatt taub, und eine Stunde darauf verfiel er in eine völlige Raserei. Die Matrosen waren jetzt der Meinung, daß es eine Wohlthat für den Unglücklichen sey, ihn in dieser Lage zu tödten, besannen sich aber wieder, weil sie die Einwilligung des Steuermannes nicht hatten, der betrunken bei den Weinfässern lag.

Gegen acht Uhr des Morgens, als eben Harrison mit schwerem Herzen dem bevorstehenden Ende des armen Flatt nachdachte, entstand ein ausserordentliches Geschrei, das ihm eine besondere Freude anzukündigen schien; zugleich meldete man ihm, daß man in der Ferne ein großes Schiff sehe. Das plötzliche Entzücken, das Harrison hier fühlte, hätte ihm beinahe das wenige Leben genommen, was er noch hatte. Er ermahnte seine Leute zum Danke gegen Gott, zur Nüchternheit und zum fleißigen Gebrauch der wenigen Kräfte, die sie noch hatten, um wo möglich durch verdoppelte Arbeit dem Schiffe näher zu kommen. Einige von ihnen zeigten jetzt wieder, daß er ihr Vorge-

setzter sey, andere aber gingen zu seinem Weine, um, wie sie sagten, einen Freudentrunk zu thun. Unter manchen Abwechselungen von ängstlichem Harren und fröhlicher Hoffnung kam ihnen endlich das fremde Schiff näher, auch sahen sie, daß man ein großes Boot abschickte, welches gerade auf ihr Wrak zufuhr. Als die fremden Matrosen die ausgehungerten, grauen, langbärtigen Menschengestalten erblickten, hielten sie ein mit Steuern, stützten sich auf ihre Ruder, und fragten voll Erstaunen: von welcher Menschensorte? Nachdem sie gehörige Nachrichten erhalten hatten, fuhren sie näher, und nahmen die Unglücklichen auf. Der Capitän konnte vor Mattigkeit nicht ins Boot steigen, er mußte an Stricken hineingelassen werden. Der Befehlshaber des fremden Schiffes war ein braver Engländer und hieß Thomas Evers. Er empfing die Schiffbrüchigen mit außerordentlichem Mitleiden, führte den frommen Harrison selbst in seine Cajüte, machte alle ihm mögliche Anstalten, die Ausgehungerten auf eine vorsichtige Art beim Leben zu erhalten, und dankte Gott, daß er ihm das frohe Glück gewährt habe, der Retter von sieben Menschen zu werden. Der arme Flatt hatte nicht die Freude seine Rettung zu empfinden; er blieb in seiner Raserei, und der Steuermann, der sich seine Wiederherstellung durch den zu häufigen Genuß des Brandweines unmöglich gemacht hatte, starb nach drei Tagen. Nur zwei Matrosen wurden allmählig wieder zu Kräften gebracht. Die übrigen mußte Harrison, der zu seiner Familie eilte, krank zurücklassen. Sie baten ihm alle ihre Beleidigungen mit Thränen ab, ersuchten ihn für sie zu beten, und wünschten ihm das Glück, das sein frommes Herz verdiente.

18.
Ein Maienkäfer macht Antons Glück.

Anton war der Sohn eines Kupferstechers. Er ging eines Tages nach seiner Arbeit spazieren. Es war ein Maiabend, und Wonne und Vergnügen lachte rings umher von den blühenden Fluren, die ganz mit Blumen überdeckt waren; Anton fühlte das Vergnügen, das ein schöner Frühlingsabend uns gewährt, und jagte den Maienkäfern nach, die schwarmweise sich auf die Bäume lagerten. Einer der schönsten und prächtigsten Käfer saß am Gipfel einer Staude, und wurde Antons Gefangener. Lange betrachtete Anton diesen sonderlichen Maienkäfer; er war schlanker, als alle übrigen, und seine Flügel waren bräuner, denn die Flügel der übrigen Maienkäfer. »Ich will dich nicht tödten, sagte Anton, armes Thierchen! genieße das Leben, und freue dich deines Daseyns.« Er ließ den Käfer wieder fliegen: wie erschrack aber Anton, als im Augenblick eine vornehme Frau vor ihm stand. Guter Knabe! sagte sie, die Güte deines Herzens soll dir belohnt werden; denke in allen deinen Handlungen: »Eine gute That bringt immer Lohn.« Die Frau ging wieder fort, und schenkte dem Knaben ein schönes Stück Geld.

»Gut, sagte Anton bei sich selbst, ich will mich des Sprichwortes erinnern: Eine gute That bringt immer Lohn.« Anton kehrte ganz vergnügt nach Hause, und war munter, arbeitete jeden Tag fleißig fort, und sang manchmal: Eine gute That bringt immer Lohn.

Es fügte sich nach einiger Zeit, daß Anton in die Fremde reisen mußte; er kam nach Paris. Da

war er lange und vervollkommnete sich in der Zeichnungskunst. Allein das Glück fing an, ihn zu verlassen; er wurde krank — lag lange krank, mußte aus dem Hause, wo er arbeitete, und war aller Hülfe entblößt. Er saß traurig auf dem Zimmer einer armen Wittwe, die selbst sehr bedrängt lebte, und viele Kinder hatte. Sein Haupt auf die Rechte gestützt, schlummerte er am Fenster; aber unerwartet wurde er aus seinem Schlummer aufgeweckt, indem ein Knabe seiner Hausfrau zu ihm kam, und ihm einen Maienkäfer brachte. »Mein Gott!« rief Anton, und erinnerte sich des glücklichen Tages seiner Jugendjahre, und der vornehmen Frau, die er an selbem sah. »Eine gute That, sagte sie, bleibt nie unbelohnt. Mein Gott! und nun bin ich doch so elend!« — — Er nahm den Maienkäfer, und ließ ihn fortfliegen. »Geh hin, sagte er, und bettle Mitleiden bei deinen Brüdern für mich, ich finde keines bei den Menschen.« Der Maienkäfer flog fort, und als es Abend wurde, und Anton noch am Fenster saß, nahe an einem kleinen Gärtchen, kamen so viele Maienkäfern in sein Zimmer geflogen, daß die Leute darin kaum mehr Ruhe vor ihnen hatten. Anton haschte nun einige, und kleidete sie als kleine Soldaten; setzte ihnen Mützen auf, gab ihnen Säbelchen von Papier in die Füsse, und schenkte sie den Kindern seiner Hausfrau zur Unterhaltung. Den andern Tag trugen die Kinder diese Rekruten in die Stadt, wo man nicht gewohnt war, diese Tändelei zu sehen. Es fügte sich, daß ein Marquis dieses Spielwerk sah; er kaufte dem Jungen so einen gekleideten Käfer ab, und brachte ihn nach Hof, und erkundigte sich sogleich um das Haus desjenigen, der diese Käfer so bekleidete. Der Käfer kam in die Hände der

Königinn; man lachte über den Einfall, und bald wurde Anton berufen, und mußte eine ganze Maskerade von Käfern machen. Nun arbeitete Frau und Kinder, Anton und Gesellen — Alles an Käfer-Masken, und die Bestellung wurde so stark, daß man eine halbe Louisd'or für einen maskirten Käfer bezahlte. In etlichen Wochen erwarb sich Anton so viel Geld, daß er sich ganz aus der Noth retten konnte; er half auch der armen Frau und ihrer Familie, bei der er wohnte. So ließ also der liebe Gott einen kleinen Käfer sogar einem armen Jungen zum Retter werden.

19.

Der Menschenfreund.

Eine fromme Familie zu Magdeburg war im Jahre 1778 durch Krankheit und andere unverschuldete Unglücksfälle um ihr Vermögen gekommen. Das letzte Brod lag auf dem Tische. Mit bleichen, von der Krankheit abgezehrten Händen theilte es der fromme Hausvater unter seine vier Kinder aus, und seine Augen, worin Thränen zitterten, hoben sich schmachtend zum Himmel. Ein unbarmherziger Hausherr trat in Begleitung von obrigkeitlichen Personen in das Haus, um eines Schuldpostens von 20 Reichsthalern willen, ihm auch das Wenige, was er noch hatte, völlig wegzunehmen. Bette, Sessel, Kleider, Handwerkszeug, alles ward weggetragen. »Hinaus!« — rief jetzt derselbe, — »nur für sichere Leute, die bezahlen, habe ich Stuben.«

Schon faßte die Mutter den Säugling, und der Vater mit der einen Hand ein Kind, mit der andern

einen Stab, um in einem Stalle durch große Barmherzigkeit des Eigenthümers sich unter das Vieh zu verkriechen. Ein Menschenfreund hörte von dieser Scene. Mit klopfendem Herzen dachte er auf einen Entwurf, die Elenden zu retten, und denken und auszuführen war Ein's. Hinter ihm kam eine Magd mit Lebensmitteln, und zwei Träger vor die Thüre. Ihm schauderte bei dem Anblicke; kaum konnte er sprechen: »Hier esset und erquicket Euch! Die 20 Reichsthaler sind bezahlt; der Wirth ist befriediget, die Fenster dort gegenüber sind Eure neue Wohnung. Kommet, beziehet sie, und ihr, Träger, bringet die Sachen nach!« Staunend sahen die Armen ihm ins Gesicht: denn Engel auf Erden sind ein seltener Anblick. »Es ist wahr, wahrhaftig wahr!« — rief er. — Sie stürzen auf ihre Kniee vor Gott in lautem Gebet, denn sprechen kann Keines; stumm die Hände ringend und faltend; — war wohl je ein Gott angenehmeres Dankgebet zum Himmel gestiegen? Nun gings auf den würdigen Mann zu. Eine Thräne nach der andern entfiel dem matten Vater; die Kinder rissen sich um seine Hände, und die weinende Mutter streckte ihm zitternd ihre Hand entgegen. Er weinte laut mit. »Ich habe« — sprach er — »in vorigen Zeiten prächtige Bälle und Gastmahle gegeben: aber, Gott, diese Wollust empfand ich nie!« —

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Univ. Buchbinderei
GEORG KONRAD
MÜNCHEN 13
Schellingstr. 10 · Tel. 25764

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Häglsperger, Franz Seraph, 1796-1877 / Häglsperger, Franz Seraph /
Irmischer, Johann Konrad

Samenkörner für Tugend und Wohlfahrt eine Sammlung belehrender Geschichten
und Erzählungen ; mit einem Kupfer

München 1836

Paed.pr. 1693-17
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760072-9